

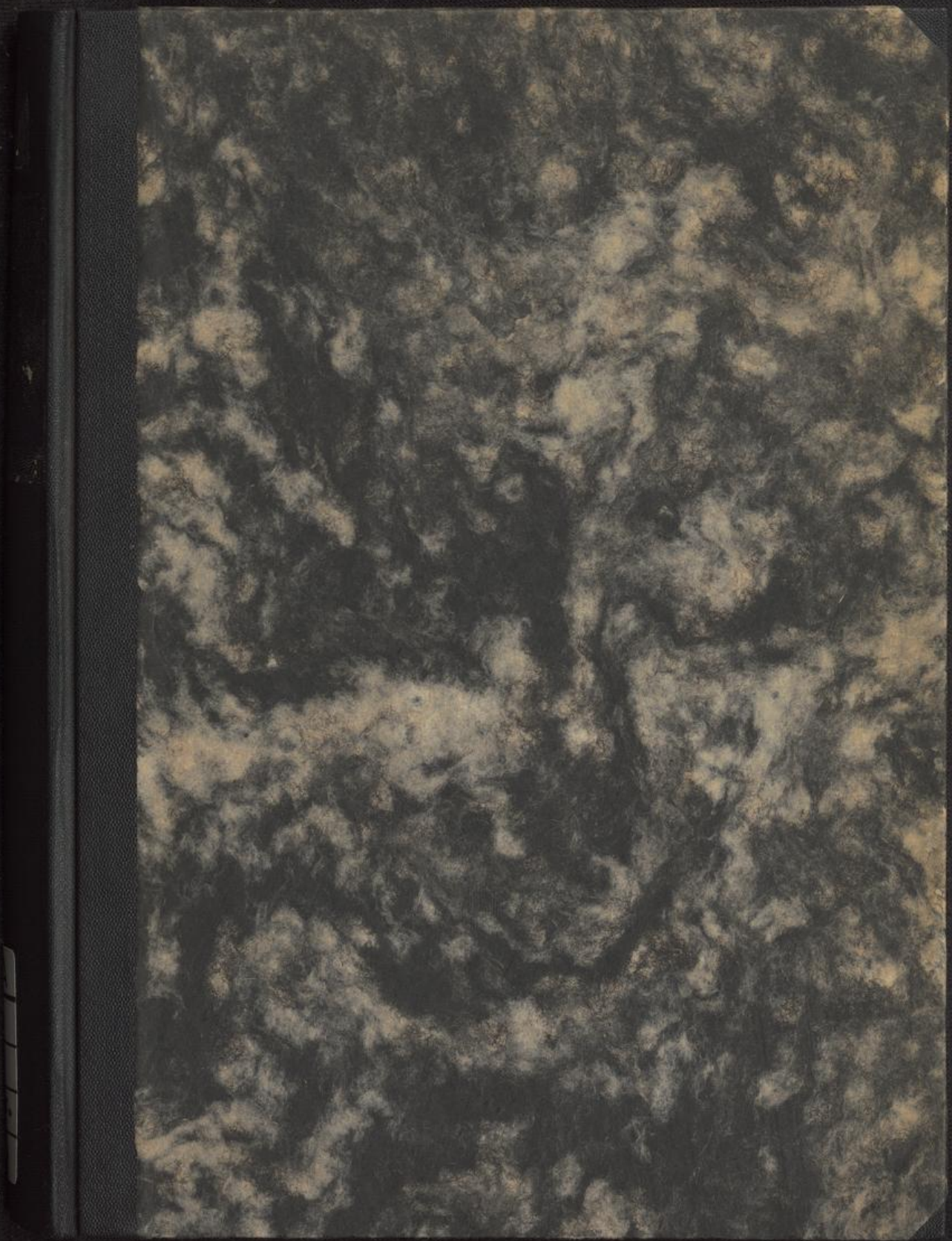
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Vetter vom Rhein

1912

[urn:nbn:de:bsz:31-191373](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-191373)



OZ, 1907-14
R 258

195092076



Der Vetter vom Rhein

Illustrierter Volkskalender

auf das Jahr

Badische Landesbibliothek

1912.

Verlag des „Anzeigers für Stadt und Land“
G. m. b. H., Lehr i. B.

Preis 30 Pfg.



Gott grüß sie all' im deutschen Land
Die Brudersinn und Treue kennen:

Sie alle sind mit mir verwandt
Und sollen mich fröhlichweg „Vetter“ nennen.

Eine zeitgemäße Betrachtung über Milch-Entrahmungs-Maschinen.

Es wird wenigen Lesern bekannt sein, welche ungeahnte Ausdehnung die Verwendung von Milch-Centrifugen in der Landwirtschaft genommen hat. Die Statistik ergibt, daß allein in Preußen die Betriebe, in denen die Milch durch Maschinen entrahmt wird, von 48,004 im Jahre 1895 auf 230,909 Betriebe im Jahre 1907 gestiegen ist. Mit anderen Worten **182,905 Landwirte in Preußen haben sich innerhalb 12 Jahren Milch-Centrifugen angeschafft**. Bei dieser ungeheuren Verbrauchszahl ist es natürlich, daß an diesen Maschinen, welche ebenso wie die Dreschmaschinen und Futterschneider, für den Landwirt ein Bedürfnis geworden sind, die Technik von Jahr zu Jahr neue Verbesserungen anzubringen sucht. Die weltbekannte Firma Heinrich Lanz in Mannheim, welche u. A. die höchste Auszeichnung den Grand Prix speziell für Milch-Centrifugen auf der Weltausstellung in Brüssel erhalten hat, konnte auch in Deutsch-Südwestafrika die einzige und höchste Auszeichnung erhalten, indem ihre Milch-Centrifugen unter sieben um den Preis konkurrierenden anderen Fabrikaten, als die

am besten arbeitenden und einfachsten Maschinen

anerkannt wurden. Daran schließen sich die höchsten Auszeichnungen in Deutschland, Oesterreich, Rußland u. c. Die Lanz'sche Patent-Milch-Centrifugen sind auch in ihrer neuesten Gestalt, Modell 1911/12 derart vervollkommenet und ausgerüstet, daß sie heute als die einfachsten, vollkommensten und elegantesten Entrahmungs-Maschinen bezeichnet werden dürfen. Die Trommel hat patentierte Einsätze aus Neusilber, die nicht rosten, also nach dem Spülen nicht abgetrocknet werden; nur wenige Stücke sind in der Trommel z. B. nur 2 Neusilber-Einsätze für eine 100 Liter-Maschine. Auch sonst weist die Lanz-Maschine mancherlei Bemerkenswertes auf, und zwar in erster Linie die **patentierte Zerlegbarkeit** des Getriebes, die es ermöglicht, nach Abheben des oberen Gehäuseteils jeden einzelnen der lose zusammengesteckten Getriebeteile ohne Zuhilfenahme von Werkzeugen auszutauschen. Eine derartige Anordnung ist natürlich nur möglich bei Verwendung eines scharf umrissenen hochwertiges Gußes und sehr genauer Bearbeitung.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist aber die neueste patentierte Erfindung mit welcher die Modelle 1911/12 ausgerüstet sind.

Ein unverwüßlicher Patent-Lagerträger ersetzt das sonst übliche Gummilager, oder komplizierte Federhalslager, auch jede elastische Schnurführung und macht dadurch die Lanz Centrifuge besonders haltbar.

„Einen ganz wesentlichen Fortschritt“ nennt die Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure diese Erfindung!



Dieser kleine Stahlkugel-Ring, ein Meisterstück seiner Mechanik, trägt und führt zugleich die Trommel, derselbe kann ohne jede Beihilfe von jedem Landwirt selbst eingesetzt werden; er kann ihn von den Agenten oder direkt von der Fabrik in einem Brief für Mk. 1.— jederzeit franko erhalten.

Somit kommen bei den Patent-Lanz-Centrifugen jede Art Halslager und damit teure Reparaturen derselben in Wegfall. Wer sich für diese auf dem Weltmarkt einzig dastehende Maschine **deutscher Fabrikates** interessiert, erhält auf Anfrage franko und kostenfrei alles Nähere durch die Bezirksvertreter oder direkt von

Heinrich Lanz, Abteilung Milch-Centrifugen, Mannheim.

NB. „Lanz“-Centrifugen von M. 80.— ab. Es macht sich bekanntlich eine gute Milchcentrifuge durch Mehrgewinn an Butter innerhalb Jahresfrist bezahlt.

1912.
 1. Rom.
 1. Kath. B.
 1. Pre. B.
 1. Montag
 2. Dienstag
 3. Mittwoch
 4. Donnerstag
 5. Freitag
 6. Samstag
 2. Kath. B.
 2. Pre. B.
 7. Sonntag
 8. Montag
 9. Dienstag
 10. Mittwoch
 11. Donnerstag
 12. Freitag
 13. Samstag
 3. Kath. B.
 3. Pre. B.
 14. Sonntag
 15. Montag
 16. Dienstag
 17. Mittwoch
 18. Donnerstag
 19. Freitag
 20. Samstag
 4. Kath. B.
 4. Pre. B.
 21. Sonntag
 22. Montag
 23. Dienstag
 24. Mittwoch
 25. Donnerstag
 26. Freitag
 27. Samstag
 5. Kath. B.
 5. Pre. B.
 28. Sonntag
 29. Montag
 30. Dienstag
 31. Mittwoch
 1. 1. 1913
 1. 1. 1913

Januar
oder
Wintermonat
hat 31 Tage.



Vollmond den 4. nachm.,
Regen. Lehtes Viertel den
11. vormittags, Regen. Neu-
mond den 19. mittags, kalt.
Erstes Viertel den 27.
vormittags, Wind und Schnee.

1912. 1. Monat.	Katholischer	Protestantischer	☉ Lauf	Witterung nach dem 100jährigen Kalender.
1. Kath. Von der Beschneidung Christi. Luk. 2, 21. Prot. Was ist euer Leben. Jak. 4, 8-17.				Anfangs kaltes Wetter. Gegen Mitte d. Ms. Regen und am Ende Schnee und Nebel. Merkur ist anfangs ds. Ms. morgens im Südosten sichtbar. — Venus ist als Mor- genstern im Südosten sichtbar. — Mars ist den ganzen Abend bis in die Morgenstunden sichtbar. — Jupiter ist den ganzen Monat hindurch des Morgens am südöstlichen Himmel sichtbar. — Saturn ist den ganzen Monat hindurch von Eintritt der Dämmerung bis in die frühen Morgen- stunden sichtbar.
1 Montag	Neujahr	Neujahr		
2 Dienstag	Mafarius	Abel, Seth		
3 Mittwoch	Genovefa	Enoch, Daniel		
4 Donnerst.	Titus, Elias	Methusalem ☿		
5 Freitag	Telephorus	Simeon 21. 9.		
6 Samstag	Heil. 3 Könige	Erschein. Chr.		
2. Kath. Jesus lehrt 12 Jahre alt im Tempel. Luk. 2, 41-52 Prot. Der Geist der Herrlichkeit. 1. Petri 4, 12-19.				Wetterregeln. Ein schöner Januar bringt ein gutes Jahr. — Die Neujahrsnacht still und klar, soll deuten auf ein fruchtbar Jahr. — Morgenröte am Neujahrstage bedeutet viel Ungewitter. — Ist der Anfang und das Ende dieses Monats schön, so ist ein gutes Jahr zu hoffen. — Ist dieser Monat unge- wöhnlich milde, so folgt bald ein guter Frühling und heißer Sommer. — Auf einen sehr kalten und schneereichen Ja- nuar folgt nur selten ein baldiger Frühling und meistens ein kühler regnerischer Sommer.
7 Sonntag	1 n. Eph.	1 n. Eph.		
8 Montag	Severinus	Balthasar		
9 Dienstag	Julian	Kaspar		
10 Mittwoch	Agathon, Samf.	Paulus Einf.		
11 Donnerst.	Sygin. Gerson	Erhard ☽		
12 Freitag	Arkadius, Usar.	Reinhold 9 u. 8.		
13 Samstag	Gottfried	Silarius		
3. Kath. Von der Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1-11. Prot. Der vernünftige Gottesdienst. Röm. 12, 1-2.				
14 Sonntag	2 n. Eph.	2 n. Eph.		
15 Montag	Maurus	Habakuk		
16 Dienstag	Marzellus	Marzellus		
17 Mittwoch	Antonius	Antonius		
18 Donnerst.	Petri Stuhl f. z. M.	Prisca 12 u. 11.		
19 Freitag	Caaut, Martha	Ferdinand ☿		
20 Samstag	Fabian Sebastian	Fabian Sebastian		
4. Kath. Von dem Ausfägigen u. Sichtbrüchigen. Matth. 8, 1-13. Prot. Viele, ein Leib. Röm. 12, 3-8.				
21 Sonntag	3 n. Eph.	3 n. Eph.		
22 Montag	Vincenz	Vincentius		
23 Dienstag	Emerentiana	Emerentiana		
24 Mittwoch	Timotheus	Timotheus		
25 Donnerst.	Pauli Bef.	Pauli Bef.		
26 Freitag	Polykarpus	Polykarp. 10 u. 8.		
27 Samstag	Geburtst. des deutschen Kaisers ☾			
5. Kath. Christus stillt Wind und Meer. Matth. 8, 23-27. Prot. Die Ueberwindung des Bösen. Röm. 12, 17-21.				
28 Sonntag	4 n. Eph.	4 n. Eph.		
29 Montag	Franz von Sales	Samuel		
30 Dienstag	Martina	Adelgunde		
31 Mittwoch	Petr. Nolascius	Valerius		
Tageslänge				
d. 1. 7 St. 39 M.	Kath. 7. Lucian, 14. Felix, 21. Agnes,		14. "	
" 15. 8 " 05 "	28. Karl der Große. Prot. 7. Melchior,		21. "	8 1 4 21
	14. Felix, 21. Agnes 28. Karl.		28. "	7 22 4 34

Februar
oder
Schneemonat
hat 29 Tage.



Vollmond den 3. morgens, regnerisch. Letztes Viertel den 10. morgens, trüb mit Regen u. Schnee. Neumond den 18. vormittags, windig. Erstes Viertel den 25. abends, kalt.

1912. II. Monat.	Katholischer	Protestantischer	☉ Lauf	Witterung nach dem 100jährigen Kalender.
1 Donnerst.	Ignatius	Brigitte	☾	Der Anfang ds. Mts. ist trüb, regnerisch, neblig und windig. Gegen Mitte des Mts. folgt Regen und Schnee und am Ende eine große Kälte.
2 Freitag	Maria Lichtmess	Maria R. 1 u. 2	☾	
3 Samstag	Blasius	Blasius	☾	
6.	Kath. Von den Arbeitern im Weinberge. Matth. 20, 1-16. Prot. Die unverwelfliche Krone. 1. Kor. 9. 24-27.			Merkur ist unsichtbar. — Venus ist bis zum Ende ds. M. noch eine halbe Stunde sichtbar. — Mars ist den ganzen Monat hindurch nachts sichtbar. — Jupiter steht zu Anfang ds. Mts. bei Sonnenaufgang im Meridian. Gegen Ende d. M. nimmt die Dauer der Sichtbarkeit zu. — Saturn ist am Ende d. M. etwa 5 Stunden des Abends am westlichen Himmel sichtbar.
4 Sonntag	Septuagesima	Septuagesima	☾	
5 Montag	Agatha	Agatha	☾	
6 Dienstag	Dorothea	Dorothea	☾	
7 Mittwoch	Romuald	Richard	☾	
8 Donnerst.	Johann v. Matha	Salomon	☾	
9 Freitag	Apollonia	Apollonia 2 u. 3	☾	
10 Samstag	Scholastika	Renata C	☾	
7.	Kath. Von vielerlei Ader. Luf. 8, 4-15. Prot. Getreu ist er, der euch ruft. 1. Thess. 5, 14-24.			Wetterregeln. Wenn es an Lichtmess stürmt und schneit, ist der Frühling nicht mehr weit. Scheint die Sonne heiß, kommt noch viel Schnee und Eis. — So lange die Lerche vor Lichtmess singt, so lange nach Lichtmess kein Lied ihr erklingt. — Nach Matheis geht kein Fuchs mehr übers Eis. — Nordwinde im Februar sind vorzüglich gut; bleiben sie aber aus, so pflegen sie gewöhnlich im April zu kommen und nachteilige Folgen zu haben. — Wenns der Hornung gnädig macht, bringt der Febr den Frost bei Nacht.
11 Sonntag	Sexagesima	Sexagesima	☾	
12 Montag	Eulalia	Severin	☾	
13 Dienstag	Benignus	Benignus	☾	
14 Mittwoch	Valentinus	Valentinus	☾	
15 Donnerst.	Faustinus	Formosus	☾	
16 Freitag	Juliana	Juliana	☾	
17 Samstag	Donatus	Constantia	☾	
8.	Kath. Jesus verkündigt sein Leiden. Luf. 18, 3-43. Prot. Das Hohelied der Liebe. 1. Kor. 13.			Sonnen-Aufg. Utcg. 1. Febr. 7 46 4 42 10. " 7 31 4 59 17. " 7 17 5 12 24. " 7 03 5 25
18 Sonntag	Quinquagesima	Quinquagesima	☾	
19 Montag	Gabinus	Susanna 7 u. 8	☾	
20 Dienstag	F a s t n a c h t	F a s t n a c h t	☾	
21 Mittwoch	Aschermittwoch	Aschermittwoch	☾	
22 Donnerst.	Petri Stuhl f. 3. A.	Petri Stuhlfeier	☾	
23 Freitag	Josua Serenus	Reinhard	☾	
24 Samstag	Schalntag	Schalntag	☾	
9.	Kath. Christi Versuchung. Matth. 4, 1-11. Prot. Die Diener Gottes. 2. Kor. 6, 1-10.			Tageslänge d. 1. 8 St. 56 M. " 11. 9 " 32 " " 18. 9 " 59 " " 25. 10 " 26 "
25 Sonntag	Invocavit	Invocavit ☾	☾	
26 Montag	Wallburga	Viktorinus 8 u. 9	☾	
27 Dienstag	Nestor	Nestor	☾	
28 Mittwoch	Quatember	Quatember Heft.	☾	
29 Donnerst.	Romanus	Justus	☾	
Kath. 4. Andreas Cos. 11. Desiderius, 18. Simeon, 25. Mathias. Prot. 4. Veronika, 11. Euphros. 18. Cordia, 25. Mathias.		Wer dem Publikum dient, ist ein armes Tier; Er quält sich ab und niemand bedankt sich dafür.		

1912
II. Mon.
1 Freit.
2 Sam.
10. Kat.
3. Sam.
4. Mor.
5. Dien.
6. Mitt.
7. Donn.
8. Freit.
9. Sam.
11. Kat.
10. Sam.
11. Mont.
12. Dien.
13. Mitt.
14. Donn.
15. Freit.
16. Sam.
12. Kat.
17. Sam.
18. Mont.
19. Dien.
20. Mitt.
21. Donn.
22. Freit.
23. Sam.
13. Kat.
14. Sam.
15. Mont.
16. Dien.
17. Mitt.
18. Donn.
19. Freit.
20. Sam.
14. Kat.
15. Prot.

März
oder
Lenzmonat
hat 31 Tage.



Vollmond den 3. mittags, kalt. Letztes Viertel den 10. abends, große Kälte. Neumond den 18. abends, Schnee und Regen. Erstes Viertel den 26. morgens, sehr kalt.

1912. III. Monat.	Katholischer	Protestantischer	☉ ☽ ☿ ♃ ♅ ♁	Witterung nach dem 100jährigen Kalender.
1 Freitag	Albinus	Albinus	☉	Der Anfang des Monats ist kalt und rauh, vom 8 ab große Kälte, worauf gegen Ende Schnee u. Regen folgt.
2 Samstag	Simplicius	Luise	☽	
10	Kath. Von der Verkürzung Christi. Matth. 17, 1—9. Prot. Der Reichtum der Güte Gottes. Röm. 2, 1—19.			Merkur ist abends im Westen sichtbar. — Venus wird gegen Ende des Monats unsichtbar. — Mars die Dauer der Sichtbarkeit nimmt gegen Ende des Monats ab. — Jupiter ist in den Morgenstunden sichtbar. — Saturn die Dauer der Sichtbarkeit nimmt gegen Ende des Monats ab.
3 Sonntag	Reminiscere	Reminiscere ☉	☿	
4 Montag	Rafimir	Adrianus 12 u. M.	♃	Wetterregeln. Regen in diesem Monat deutet auf einen dünnen Sommer. — Ist der März der Lämmer Scherz, so treibt der April sie wieder in den Stall. — Ein Walter Märzstaub ist eine Krone wert, doch allzu frühes Laub wird gern vom Frost verzehrt. — So viel Nebel im März, so viel Schlag oder Gewitterregen i. Sommer. — Märzwind, Aprilregen verheißen im Mai großen Segen. — Märzschnee tut der Saat weh. Mit Märzschnee die Wä-sche bleichen, macht alle Flecken weichen. — Kasser März ist des Bauern Schmerz.
5 Dienstag	Friedrich	Friedrich	♅	
6 Mittwoch	Fridolin	Eberhardine	♁	Sonnen-Aufg. Utrg.
7 Donnerst.	Thomas v. Aquin	Felicitas	☉	
8 Freitag	Johann v. Gott	Philemon	☽	1. März 6 50 5 36
9 Samstag	Franziska	Prudentius	☿	6. " 6 38 5 56
11	Kath. Jesus treibt einen Teufel aus. Luk. 11, 14—28. Prot. Die Kinder des Lichtes. Eph. 5, 1—9.			10. " 6 29 5 53
10 Sonntag	Teuli	Teuli ☽	☽	
11 Montag	Eulogius	Rosina 9 u. M.	♃	13. " 6 21 5 58
12 Dienstag	Gregorius	Gregor	♅	21. " 6 3 6 12
13 Mittwoch	Ernst	Ernst	♁	24. " 5 56 6 18
14 Donnerst.	Mathilde	Zacharias	☉	28. " 5 47 6 25
15 Freitag	Login	Isabella	☽	
16 Samstag	Heribert	Cyriacus	☿	
12	Kath. Jesus speist 5000 Mann. Joh. 6, 1—15. Prot. Die Erlösung vom Leibe des Todes. Röm. 7.			
17 Sonntag	Vätare	Vätare ☉	☿	
18 Montag	Cyrellius	Alexander 8 u. M.	♃	
19 Dienstag	Joseph	Joseph 11 u. M.	♅	
20 Mittwoch	Joachim	Hubert	♁	
21 Donnerst.	Benediktus	Frühlings-Anfang	☉	
22 Freitag	Oktavian	Rafimir	☽	
23 Samstag	Otto, Serap.	Eberhard	☿	
13	Kath. Christi Steinigung. Joh. 8, 46—59. Prot. Lasset uns aufsehen zu Jesus. Hebr. 12, 1—3.			
24 Sonntag	Judica	Judica ☽	☽	
25 Montag	Maria Verkünd.	Maria-Verkünd.	☿	
26 Dienstag	Ludgerus	Emanuel	♃	
27 Mittwoch	Ruppert	Rupertus 4 u. M.	♅	
28 Donnerst.	Guntram	Gideon	♁	
29 Freitag	Eustasius	Eustasius	☉	
30 Samstag	Quirinus	Guido	☽	
14	Kath. Christi Einzug in Jerusalem. Matth. 21, 1—9. Prot. Gehorsam bis zum Tod. Phil. 2, 5—11.			
31 Sonntag	Palmsonntag	Palmsonntag	☉	
Tageslänge				
Kath. 3. Kunigunde, 10. 40 Märtyrer, 17. d. 1. 10 St. 46 M. Gertrud. 24. Simeon. 31. Balbina. Prot. „ 21. 12 „ 17 „ 10. Henriette. 17. Gertrud. 24. Gabriel.				

April
oder
Regenmonat
hat 30 Tage.



Bollmond den 1. abends,
rauh und kalt. Letztes Viertel
den 9. nachmittags, schön.
Neumond den 17. nachmittags,
warm. Erstes Viertel
den 24. vormittags, Unwetter.

1912. IV. Monat.	Katholischer	Protestantischer	Lauf	Witterung nach dem 100jährigen Kalender.	
1 Montag	Hugo, Bischof	Theodora	☉	Anfangs rauh und kalt, dann warm. Gegen Mitte des Monats starker Regen, worauf gegen Ende Ungewitter mit Wind und Kälte eintritt.	
2 Dienstag	Franz v. Paula	Theodosia 11 u. 9.	☽		
3 Mittwoch	Richard	Christian	☿		
4 Donnerst.	Gründonnerst.	Gründonnerstag	♃		
5 Freitag	Karfreitag	Karfreitag	♄		
6 Samstag	Cölestinus	Sirius	♅		
15.	Kath. Christi Auferstehung. Mark. 16, 1—7. Prot. Beweis der Auferstehung. 1. Cor. 15, 1—11.			Merkur wird in den ersten Tagen unsichtbar. — Venus bleibt unsichtbar. — Mars die Dauer der Sichtbarkeit nimmt gegen Ende d. M. ab. — Jupiter ist in der ersten Hälfte des Monats um Mitternacht sichtbar. — Saturn wird in der zweiten Hälfte des Monats ganz unsichtbar.	
7 Sonntag	Ostermontag	Ostermontag	♁		
8 Montag	Ostermontag	Ostermontag	♂		
9 Dienstag	Maria Kleop.	Bogislans	♁		
10 Mittwoch	Ezechiel	Ezechiel 4. u. 9.	♂		
11 Donnerst.	Leo der Große	Hermann	♁		
12 Freitag	Julius	Julius	♂		
13 Samstag	Hermenegildus	Justinus	♁		
16.	Kath. Vom ungläubigen Thomas. Joh. 20, 9—31. Prot. Unser Glaube ist der Sieg. 1. Joh. 5, 1—6.			Wetterregeln. Bald trüb und rauh, bald licht und mild; ist der April des Menschen Lebensbild. — Warme Regen im April versprechen eine gut. Ernte. — Der April soll dem Mai halb Laub und halb Gras geben. — Je zeitiger im April der Schlehdorn blüht, um so früher vor Jacobi ist die Ernte. — Wenn sich die Krähe vor Maientag im Korne verstecken mag, deutets auf ein gutes Jahr. — Der April ist nicht so gut, er schneit dem Hirt und Ackermann auf den Hut. — Wenn der April Spektakel macht, gib's Heu und Korn in voller Pracht.	
14 Sonntag	Quasimodo	Quasimodo	♁		
15 Montag	Anastasia	Obadiah	♂		
16 Dienstag	Daniel	Carisius	♁		
17 Mittwoch	Anicetus, Rudolf	Rudolf	♂		
18 Donnerst.	Apollonius	Florentin 1 u. 9.	♁		
19 Freitag	Simeon, Emma	Werner	♂		
20 Samstag	Viktor, Sulpitius	Sulpitius	♁		
17.	Kath. Vom guten Hirten. Joh. 10, 11—16. Prot. Achtung vor der menschl. Orda. 1. Petri 2, 11—20			Sonnen-Aufg. Utrg. 1. April 5 37 6 32 7. " 5 23 6 42 15. " 5 5 6 56 22. " 4 50 7 8 30. " 4 33 7 22	
21 Sonntag	Miser. Dom.	Miser. Dom.	♁		
22 Montag	Soter, Rajus	Lothar	♂		
23 Dienstag	Georg	Georg 10 u. 8.	♁		
24 Mittwoch	Adalbert	Albert	♂		
25 Donnerst.	Markus Ev.	Markus Ev.	♁		
26 Freitag	Kletus	Kaimarus	♂		
27 Samstag	Anastasius, Zitta	Anastasius	♁		
18.	Kath. Aber ein kleines erfolgende Leiden. Joh. 16, 16—21. Prot. Das Vorbild Christi. 1. Petri 2, 21—25.				
28 Sonntag	Jubilate	Jubilate	♁		
29 Montag	Petrus M.	Sibylla	♂		
30 Dienstag	Kathar. v. Siena	Zofua	♁		
Tageslänge		Kath. 7. Hermann. 8. Albert. 14. Lidwina, 21. Adolar, 28. Vitalis, Theresia.			
d. 1. 12 St. 55 M.		Prot. 7. Cölestin, 8. Heilmann, 14. Tiburtius, 21. Adolf. 28. Theresie.			
" 7. 13 " 19 "		Ein jedes Kreuz, welches wir tragen, gleicht dem			
" 15. 13 " 51 "		Kreuz in der Musik: es erhöht den Menschen.			
" 22. 14 " 18 "					
" 30. 14 " 49 "					

Mai
oder
Wonnemonat
hat 31 Tage.



Vollmond den 1. vormittags, kalt. Letztes Viertel den 9. vormittags, warm. Neumond den 16. abends, schön. Erstes Viertel den 23. nachmittags, Regen. Vollmond den 30. mitternachts, Schnee.

1912. V. Monat.	Katholischer	Protestantischer	Lauf	Witterung nach dem 100jährigen Kalender.
1 Mittwoch	Philipp, Jakob	Philipp, Jak.		Die ersten Tage des Monats sind rauh und windig. Gegen Mitte des Monats wird es schön und warm mit wenig Regen vernischt. Am Ende des Monats gibt es Eis und Schnee.
2 Donnerst.	Athanasius	Sigismund		
3 Freitag	† Erfindung	† Erfindung		
4 Samstag	Monika	Florian		
19. Kath. Von Christi Hingange zum Vater. Joh. 16, 5—14. Prot. Der Geber aller guten Gaben. Jak. 1, 13—18.				
5 Sonntag	Caritate	Caritate		Merkur bleibt unsichtbar. Venus bleibt unsichtbar. Mars geht am Ende ds. Monats um Mitternacht unter. Jupiter ist von Mitte ds. Mts. an die ganze Nacht hindurch am südlichen Himmel sichtbar. Saturn wird von Mitte ds. Mts. an unsichtbar.
6 Montag	Johann v. d. Pf.	Dietrich		
7 Dienstag	Stanislaus	Gottfried		
8 Mittwoch	Michael Ersch.	Stanislaus		
9 Donnerst.	Gregor K., Beat.	Hiob		
10 Freitag	Antonius	Gordian		
11 Samstag	Mamertus	Mamertus		
20. Kath. Von der rechten Betekunst. Joh. 16, 23—30. Prot. Das Gesetz der Freiheit. Jak. 1, 19—27.				
12 Sonntag	Agate	Agate		Wetterregeln. Regen am 1. Mai deutet auf wenig Korn und Heu. — Abendtau und kühl im Mai bringt Wein und vieles Heu. — Nasser Mai, trockener Juni. — Wenn am 1. Mai Meiß fällt, so ist ein fruchtbares Jahr zu hoffen. — Wenn das Wetter gut am 1. Mai, gibt's recht viel und gutes Heu. — Viel Gewitter im Mai, singt der Bauer Juchhei. — Mamertus, Pancratius, Servatius bringen immer noch Verdruss.
13 Montag	Servatius	Servatius		
14 Dienstag	Bonifatius	Christian		
15 Mittwoch	Sophia	Sophia		
16 Donnerst.	Himmelf. Christi	Himmelf. Ch.		
17 Freitag	Ubalduß	Jobst		
18 Samstag	Benantius	Liborius		
21. Kath. Von der Verheißung des hl. Geistes. Joh. 15—16. Prot. Die guten Haushalter. 1. Petr. 4, 8—11.				
19 Sonntag	Grandi	Grandi		Wetterregeln. Regen am 1. Mai deutet auf wenig Korn und Heu. — Abendtau und kühl im Mai bringt Wein und vieles Heu. — Nasser Mai, trockener Juni. — Wenn am 1. Mai Meiß fällt, so ist ein fruchtbares Jahr zu hoffen. — Wenn das Wetter gut am 1. Mai, gibt's recht viel und gutes Heu. — Viel Gewitter im Mai, singt der Bauer Juchhei. — Mamertus, Pancratius, Servatius bringen immer noch Verdruss.
20 Montag	Bernardin	Franziska		
21 Dienstag	Konstantin	Prudens		
22 Mittwoch	Bernard	Helena		
23 Donnerst.	Desiderius	Desiderius		
24 Freitag	Johanna	Esther		
25 Samstag	Urban	Urban		
22. Kath. Von der Sendung des hl. Geistes. Joh. 14, 23—31. Prot. Ausgießung des hl. Geistes. Ap. Gesch. 2, 1—13.				
26 Sonntag	Pfingstsonntag	Pfingstsonntag		Sonnen-Aufg. Utrg. 5. Mai 4 24 7 31 12. „ 4 11 7 42 16. „ 4 5 7 48 19. „ 4 1 7 53 26. „ 3 52 8 3 27. „ 3 51 8 4
27 Montag	Pfingstmontag	Pfingstmontag		
28 Dienstag	Wilhelm	Wilhelm		
29 Mittwoch	Quatember	Quatember May.		
30 Donnerst.	Wigand Ferd.	Wigand		
31 Freitag	Kreszent. Angel.	Petronella		
Tageslänge	Kath. 5. Pius V., 12. Pancratius, 16. Johann v. N., 19. Petr. Colest., 26. Philipp, 30. Neri, 27. Florens, Lucian. Prot. 5. Gotthard, 12. Pancratius, 19. Sara, 26. Beda, 27. Eduard.			

Juni
oder
Brachmonat
hat 30 Tage.



Letztes Viertel den 8. morgens, rauch. Neumond den 15. vormittags, Regen. Erstes Viertel den 21. abends, warm. Vollmond den 29. nachmittags, Regen.

1912. VI. Monat.	Katholischer	Protestantischer	Lauf	Witterung nach dem 100jährigen Kalender.
1 Samstag	Juventius	Nikodemus	☉	Bom 1. bis zum 9. rauch und unfreundlich. Gegen Mitte des Monats unbeständig und am Ende folgt großer Regen.
23. Kath. Mir ist gegeben alle Gewalt. Matth. 28, 18—20. Prot. Unerforschlichkeit Gottes. Röm. 11, 33—36.				
2 Sonntag	Dreifaltigkeitsfest	Trinitatis	☉☽	Mercur bleibt unsichtbar. — Venus bleibt unsichtbar. — Mars ist am Ende ds. Mts. nur noch wenige Minuten vor seinem Untergange im Nordwesten sichtbar. — Jupiter kommt am 1. ds. Mts. in Opposition zur Sonne und ist noch fast bis Ende ds. Mts. die ganze Nacht hindurch sichtbar. — Saturn wird gegen Ende ds. Mts. auf kurze Zeit des Morgens im Nordosten sichtbar.
3 Montag	Klotildis	Erasmus	☉☽	
4 Dienstag	Quirinus	Ulrike	☉☽	
5 Mittwoch	Bonifatius	Bonifatius	☉☽	
6 Donnerst.	Kronleihnagel	Venignus	☉☽	
7 Freitag	Robert	Lucretia 4 u. M.	☉☽	
8 Samstag	Medardus	Medardus C	☉☽	
24. Kath. Bom großen Abendmahl. Luf. 14, 16—24. Prot. Gott ist die Liebe. 1. Joh. 4, 16—21.				
9 Sonntag	2. n. Pfingsten	2. n. Trinitatis	☉☽	
10 Montag	Dnuphrius	Dnuphrius	☉☽	
11 Dienstag	Barnabas	Barnabas	☉☽	
12 Mittwoch	Basilides	Claudina	☉☽	
13 Donnerst.	Anton v. Padua	Tobias	☉☽	
14 Freitag	Modestus	Modestus 7 u. M.	☉☽	
15 Samstag	Bitus	Bitus	☉☽	
25. Kath. Bom verlorenen Schaf und Groschen. Luf. 15, 1—10. Prot. Bom großen Abendmahl. Luf. 14, Ep. 1, Joh. 3.				
16 Sonntag	3. n. Pfingsten	3. n. Trinitatis	☉☽	
17 Montag	Adolf, Hortensia	Volkmar	☉☽	
18 Dienstag	Maurus	Paulina	☉☽	
19 Mittwoch	Gervasius	Gervas., Protas.	☉☽	
20 Donnerst.	Sylverius	Raphael	☉☽	
21 Freitag	Moyfius Sommer-Anfang		☉☽	
22 Samstag	Paulinus	Achatius 10 u. M.	☉☽	
26. Kath. Von Petri reichem Fischzuge. Luf. 5, 1—11. Prot. Alleamt untereinander untertan. 1 Petr. 5, 5—11.				
23 Sonntag	4. n. Pfingsten	4. n. Trinitatis	☉☽	
24 Montag	Johannes d. T.	Johannes d. T.	☉☽	
25 Dienstag	Prosper	Elogius	☉☽	
26 Mittwoch	Johann und Paul	Jeremias	☉☽	
27 Donnerst.	Sieben Schläfer	Sieben Schläfer	☉☽	
28 Freitag	Leo Papst †	Leo Papst † 11. M.	☉☽	
29 Samstag	Petrus u. Paulus	Peter u. Paul	☉☽	
27. Kath. Von der Pharisäer Gerechtigkeit. Matth. 5, 20—24. Prot. Die Freiheit der Kinder Gottes. Röm. 8, 12—23.				
30 Sonntag	5. n. Pfingsten	5. n. Trinitatis	☉☽	
Tageslänge	Kath. 2. Erasmus, 6. Norbertus, 9. Felician, 16. Benno, 23. Edeltrud, 30. Pauli Gedächtnis. Prot. 2. Marquard, 9. Barnim, 16. Justina, 23. Basilus, 30. Pauli Ged.			Sonnen-Aufg. Utrg.
d. 6. 16 St. 33 M.				2. Juni 3 45 8 11
" 16. 16 " 43 "				6. " 3 42 8 15
" 16. 16 " 43 "				9. " 3 41 8 18
" 26. 16 " 44 "				16. " 3 39 8 22
				23. " 3 39 8 24
				30. " 3 42 8 24

1912.
VI. Monat.
1 Montag
2 Dienstag
3 Mittwoch
4 Donnerst.
5 Freitag
6 Samstag
28. Kath. Prot.
7 Sonntag
8 Montag
9 Dienstag
10 Mittwoch
11 Donnerst.
12 Freitag
13 Samstag
29. Kath. Prot.
14 Sonntag
15 Montag
16 Dienstag
17 Mittwoch
18 Donnerst.
19 Freitag
20 Samstag
30. Kath. Prot.
31 Sonntag
1. Montag
2. Dienstag
3. Mittwoch
Tageslänge
d. 7. 16 St. 33 M.
" 14. 16 " 43 "
" 21. 16 " 43 "
" 28. 16 " 44 "

Juli
oder
Heumonat
hat 31 Tage.



Letztes Viertel den 7. nachmittags, schön. Heumon d den 14. nachmittags, warm. Erste s Viertel den 21. vor mittags, Regen. Vollmond den 29. morgens, hell u. heiß.

1912. VII Monat	Katholischer	Protestantischer	Lauf	Witterung nach dem 100jährigen Kalender.
1 Montag	Theobald	Theobald		Bom 1. bis zum 6. kalt und trüb mit häufigem Kiesel. Bom 7. bis 18. schön warm, nachher Regen, worauf es gegen Ende des Monats sehr heiß wird.
2 Dienstag	Maria Heimf.	Maria Heimfuch.		
3 Mittwoch	Gyacinth	Cornelius		
4 Donnerst.	Berta	Ulrich		
5 Freitag	Rumerian, Wend.	Anselmus		
6 Samstag	Jesaias, Dominf.	Jesaias		
28	Kath. Jesus speist 4000 Mann. Mark 8, 1—9. Prot. Der Weg zum Leben. 1. Petr. 3, 8—15.			Merkur bleibt unsichtbar. — Venus bleibt unsichtbar. — Mars wird in den ersten Tagen ds. Mts. ganz unsichtbar. — Jupiter steht in der zweiten Hälfte d. Mts. um Sonnenuntergang herum und geht am Ende ds. Mts. schon vor Mitternacht unter. Saturn geht am Ende ds. Mts. bereits vor Mitternacht auf und ist im Nordosten sichtbar.
7 Sonntag	6. n. Pfingsten	5. n. Tr. C		Wetterregeln. Scheint die Sonne am Jakobitag, bringt im Winter die Kälte große Klag. — Hundstage hell und klar, deuten auf ein gutes Jahr. Werden Regen sie bereiten, kommen nicht die besten Zeiten. — Warme helle Jakobi, kalte Weihnachten. — Vor Jakobi schön 3 Tag, das Korn gut geraten mag. Die Trauben sollen Mitte Juni sich hängen und am Ende ds. Mts. größtenteils ausgewachsen sein. — Soll der Wein gedeih'n, muß der Juli sonnig sein. — Werfen die Ameisen am Annatag höher auf, so folgt zuverlässig ein harter Winter.
8 Montag	Kilian, Elisabeth	Kilian 6 n. n.		
9 Dienstag	Cyryllus, Gekurist, d. Großh. v. Bad	Sieben Brüder		
10 Mittwoch	Ulrich	Pius		
11 Donnerst.	Pius, Rahel	Heinrich		
12 Freitag	Johann Dualb.	Margareta		
13 Samstag	Margareta			
29	Kath. Von den falschen Propheten. Matth. 7, 15—21. Prot. Sterben und Leben mit Christus. Röm. 1—16.			
14 Sonntag	7. n. Pfingsten	6. n. Trinit. C		
15 Montag	Apostel Teilung	Apostel T. 2 u. 9.		
16 Dienstag	Carmel	Walter		
17 Mittwoch	Alexius	Karolina		
18 Donnerst.	Ramilla, Frieder.	Ruth		
19 Freitag	Vinzenz v. Paula	Elias		
20 Samstag	Eugen B.			
30	Kath. Vom ungerechten Haushalter. Luf. 16, 1—9. Prot. Die Knechtschaft der Sünde. Römer 6, 15—23.			
21 Sonntag	8. n. Pfingsten	7. n. Trinit. C		
22 Montag	Maria Magdal.	Maria M. 6 u. 8.		
23 Dienstag	Apollinaris	Albertine		
24 Mittwoch	Christine	Christine		
25 Donnerst.	Jakobus, Christof	Jakobus		
26 Freitag	Anna	Anna		
27 Samstag	Natalie, Panthal.	Bertold		
31	Kath. Von der Zerstörung Jerusalems. Luf. 19, 41—47. Prot. Der kindliche Geist. Röm. 8, 12—17			
28 Sonntag	9. n. Pfingsten	8. n. Trinitatis		
29 Montag	Martha	Martha 5 n. n.		
30 Dienstag	Abdon	Beatrix		
31 Mittwoch	Ignaz v. Loyala	Germanus		
Tageslänge d. 7. 16 St. 33 M. " 14. 16 " 20 " " 21. 16 " 3 " " 28. 15 " 43 "	Kath. 7. Willibald, 14. Alfred, Bonavent., 21. Pragedes, Dietr., 28. Innocenz, Nazar. Prot. 7. Demetrius, 14. Bonaventura, 21. Daniel, 28. Innocenz.			Sonnen-Aufg. Uhrg. 14. Juli 3 55 8 15 21. " 4 4 8 7 28. " 4 15 7 57

August
oder
Erntemonat
hat 31 Tage.



Letztes Viertel den 6. morgens, schön. Neumond den 12. abends, Regen. Erstes Viertel den 19. nachmittags, heiß. Vollmond den 27. abends, Gewitter.

1912. VIII. Monat.	Katholischer	Protestantischer	☉ Lauf	Witterung nach dem 100jährigen Kalender.	
1 Donnerst.	Petri Kettenj.	Petri Kettenj.	☉	Der Anfang d. Monats ist schön und heiß; alsdann folgt Regen, worauf es gegen Mitte des Monats wieder schön wird. Die zweite Hälfte des Monats ist sehr heiß und gibt es täglich Gewitter.	
2 Freitag	Portiunkula	Portiuncula	☉		
3 Samstag	Stephanus	August,	☉		
32. Kath. Vom Pharisäer und Zöllner. Lut. 18, 9—14. Prot. Wer steht, sehe zu, daß er nicht falle. Cor. 10, 12—13.					
4 Sonntag	10. n. Pfingsten	9. n. Trinitatis	☉	Mercur wird Ende d. M. des Morgens im Nordosten sichtbar. — Venus wird am Ende d. M. als Abendstern im Westen sichtbar. — Mars bleibt unsichtbar. — Jupiter die Dauer der Sichtbarkeit nimmt ab und beträgt am Ende d. M. noch 2 Stunden. — Saturn die Dauer der Sichtbarkeit nimmt gegen Ende des Monats zu.	
5 Montag	Dominicus	Dominicus	☉		
6 Dienstag	Verkl. Christi	Verkl. Christi	☉		
7 Mittwoch	Cajetanus	Donatus 5 u. M.	☉		
8 Donnerst.	Cyriacus, Reinh.	Ladislans	☉		
9 Freitag	Romanus, Crifus	Romanus	☉		
10 Samstag	Laurentius	Laurentius	☉		
33. Kath. Der Taubstumme. Mark. 7, 31—37. Prot. Der Friede mit Gott. Röm. 5, 1—5.					
11 Sonntag	11. n. Pfingsten	10. n. Trinitatis	☉		Wetterregel. Ist in den ersten Tagen des August eine außerordentlich strenge Hitze, so pflegt gewöhnlich ein harter Winter zu kommen. — Je mehr Regen im August, desto weniger Wein. — Sind Laurentz und Barthel schön, ist ein guter Herbst vorauszuahn. — Maria Himmelfahrt Sonnenschein, bringt meist viel und guten Wein. — Wenn's im August tauen tut, bleibt auch gewöhnlich das Wetter gut. — Tau im August ist des Landmanns Lust. — Wie Bartholomäitag sich hält, so ist der ganze Herbst bestellt. — Um Augustin (28.) zieh'n Wetter hin. — Dize an Dominicus, ein strenger Winter kommen muß.
12 Montag	Klara	Klara	☉		
13 Dienstag	Hippolytus, Cass.	Hildebrandt 9 u. M.	☉		
14 Mittwoch	Eusebius	Eusebius	☉		
15 Donnerst.	Mar. Himmelf.	Maria Himmelf.	☉		
16 Freitag	Nochus, Hyazinth	Isaac	☉		
17 Samstag	Liberatus	Bertram	☉		
34. Kath. Vom Samariter und Leviten. Lut. 10, 23—37. Prot. Das unerwettliche Erbe. 1. Petr. 1, 3—9.					
18 Sonntag	12. n. Pfingsten	11. n. Trinitatis	☉	Wetterregel. Ist in den ersten Tagen des August eine außerordentlich strenge Hitze, so pflegt gewöhnlich ein harter Winter zu kommen. — Je mehr Regen im August, desto weniger Wein. — Sind Laurentz und Barthel schön, ist ein guter Herbst vorauszuahn. — Maria Himmelfahrt Sonnenschein, bringt meist viel und guten Wein. — Wenn's im August tauen tut, bleibt auch gewöhnlich das Wetter gut. — Tau im August ist des Landmanns Lust. — Wie Bartholomäitag sich hält, so ist der ganze Herbst bestellt. — Um Augustin (28.) zieh'n Wetter hin. — Dize an Dominicus, ein strenger Winter kommen muß.	
19 Montag	Sebaldu	Sebald	☉		
20 Dienstag	Bernhard	Bernhard 6 u. M.	☉		
21 Mittwoch	Franziska, Anast.	Anastafius	☉		
22 Donnerst.	Timoth., Symj.	Oswald	☉		
23 Freitag	Philipp Benit.	Zachäus	☉		
24 Samstag	Bartholomäus	Bartholomäus	☉		
35. Kath. Von den zehn Aussägigen. Lut. 17, 11—19. Prot. Die rettende Liebe. Philemon 1—21.					
25 Sonntag	13. n. Pfingsten	12. n. Trinitatis	☉	Wetterregel. Ist in den ersten Tagen des August eine außerordentlich strenge Hitze, so pflegt gewöhnlich ein harter Winter zu kommen. — Je mehr Regen im August, desto weniger Wein. — Sind Laurentz und Barthel schön, ist ein guter Herbst vorauszuahn. — Maria Himmelfahrt Sonnenschein, bringt meist viel und guten Wein. — Wenn's im August tauen tut, bleibt auch gewöhnlich das Wetter gut. — Tau im August ist des Landmanns Lust. — Wie Bartholomäitag sich hält, so ist der ganze Herbst bestellt. — Um Augustin (28.) zieh'n Wetter hin. — Dize an Dominicus, ein strenger Winter kommen muß.	
26 Montag	Zephyrinus	Zrenäus 9 u. M.	☉		
27 Dienstag	Kufus	Gebhard	☉		
28 Mittwoch	Augustinus	Augustinus	☉		
29 Donnerst.	Johannes Enth.	Johannes Enth.	☉		
30 Freitag	Rosa, Felix	Benjamin	☉		
31 Samstag	Raimund	Rebekka	☉		
Tageslänge d. 4. 15 St. 20 M. " 11. 14 " 55 " " 18. 14 " 30 " " 25. 14 " 3 "					
Kath. 4. Maria Schnee, 11. Susanna, Tiburtius, 18. Helena, 25. Ludwig. Prot. 4. Perpetua, 11. Titus, 18. Emilia, 25. Ludwig. Der Herr muß selber sein der Knecht, Will er's im Hause haben recht.					

1912.
IX. Monat.
36. Kath. Petrus
1 Sonntag
2 Montag
3 Dienstag
4 Mittwoch
5 Donnerstag
6 Freitag
7 Samstag
37. Kath. Die
8 Sonntag
9 Montag
10 Dienstag
11 Mittwoch
12 Donnerstag
13 Freitag
14 Samstag
38. Kath. Petrus
15 Sonntag
16 Montag
17 Dienstag
18 Mittwoch
19 Donnerstag
20 Freitag
21 Samstag
39. Kath. Petrus
22 Sonntag
23 Montag
24 Dienstag
25 Mittwoch
26 Donnerstag
27 Freitag
28 Samstag
40. Kath. Petrus
29 Sonntag
30 Montag
Tageslänge
d. 1. 13 St.
" 15. 12 "
" 20. 11 "

September
oder
Herbstmonat
hat 30 Tage.



Letztes Viertel den 4. nachmitt., warm. Neumond den 11. morgens, Regen. Erstes Viertel den 18. vormittags, schön. Vollmond den 26. nachmittags, warm.

1912. IX. Monat.	Katholischer	Protestantischer	Lauf	Witterung nach dem 100jährigen Kalender.
36. Kath. Vom Mammonsdiest. Matth. 6, 24—32. Prot. Der Eid. Hebr. 6, 16				
1 Sonntag	14. n. Pfingsten	13. n. Trinitatis		Vom 1. bis zum 18. schön mit vereinzelt Gewittern und Niederschlägen, alsdann folgt unbeständig. Witterung mit Schnee, worauf gegen Ende Regen folgt.
2 Montag	Stephan, Beron	Rahel, Lea		
3 Dienstag	Manfuet, Theod.	Manfuetus		
4 Mittwoch	Rosalia	Moses		
5 Donnerst.	Laurentius	Nathanael 2 u. 9.		
6 Freitag	Magnus	Magnus		
7 Samstag	Regina	Regina		
37. Kath. Der Jüngling zu Naim. Luk. 7, 11—16. Die Früchte des Fleisches und des Geistes. Gal. 5.				
8 Sonntag	15. n. Pf. Mar. G.	14. n. Trinitatis		Merkur ist bis in die zweite Hälfte d. M. am Morgen im Osten sichtbar. — Venus die Dauer der Sichtbarkeit nimmt gegen Ende des Monats zu. — Mars bleibt unsichtbar. — Jupiter ist am Ende d. M. abends am südwestlichen Himmel zu sehen. — Saturn steht in den ersten Tagen d. M. bei Sonnenaufgang schon hoch im Meridian und beträgt die Dauer der Sichtbarkeit am Ende d. M. bereits 9 Stunden.
9 Montag	Georgonius	Bruno		
10 Dienstag	Nikolaus v. T.	Sosthenes		
11 Mittwoch	Protus, Regina	Gerhard		
12 Donnerst.	Guido	Ottile 5 u. 9.		
13 Freitag	Maternus	Christlieb		
14 Samstag	Kreuz Erhöhung	Kreuz Erhöhung		
38. Kath. Der Wasserfüchtige. Luk. 14, 1—11. Prot. Selbstprüfung und Liebe. Gal. 5, 25—6, 10.				
15 Sonntag	16. n. Pfingsten	15. n. Trinitatis		Wetterregeln. St. Michaelis Wein, süßer Wein. — Nie hat der September zu bessern vermocht, was ein ungünstiger August nicht gekocht. — Ziehen Vögel nicht vor Michaeli weg, so kommt vor Weihnachten kein Winter. — September-Regen kommt Saat und Neben gelegen. — An Mariä-Geburt, ziehen die Schwalben und Storch den furt. — Die Winterroggenfaat ist die beste, die 8 Tage vor oder 8 Tage nach Michaeli geschieht. — Treffen die Strichvögel zeitlich ein, wird früh und streng der Winter sein.
16 Montag	Kornelius, Joel	Euphemia		
17 Dienstag	Lambertus	Lambertus		
18 Mittwoch	Duat. Josephina	Duat. Siegfr.		
19 Donnerst.	Januaris	Januaris 9 u. 9.		
20 Freitag	Tobias, Eustach.	Friederike		
21 Samstag	Matthäus Ev.	Matthäus Ev.		
39. Kath. Das vornehmste Gebot. Matth. 22, 34—46. Prot. Gott der rechte Vater. Eph. 3, 13—21.				
22 Sonntag	17. n. Pfingsten	16. n. Trinitatis		
23 Montag	Thekla Herbst-Anfang	Joel		
24 Dienstag	Gerard	Johann. Empf.		
25 Mittwoch	Kleophas	Kleophas 1 u. 9.		
26 Donnerst.	Cyprian, Justina	Cyprianus		
27 Freitag	Kosmas	Kosm., Damian		
28 Samstag	Wenzeslaus	Wenzeslaus		
40. Kath. Der Sichtbrüchige. Matth. 9, 1—8. Prot. Die Einigkeit im Geist. Eph. 4, 1—6.				
29 Sonntag	18. n. Pfingsten	17. n. Trinitatis		
30 Montag	Ursus, Hieronim.	Hieronimus		
Tageelänge d. 1. 13 St. 35 M. „ 15. 12 „ 39 „ „ 30. 11 „ 37 „	Kath. 1. Aegidius, 8. Mariä Geburt, 15. Nikodemus, 22. Moriz, Land. 29. Michael. Prot. 1. Aegidius, 8. Mariä Geburt, 15. Konstantin, 22. Moriz, 29. Michael.			

Oktober
oder
Weinmonat
hat 31 Tage.



Letztes Viertel den 3. abends, fast. Neumond den 10. nachmittags, trüb. Erstes Viertel den 18. morgens, Schnee. Vollmond den 26. morgens, Regen mit Schnee.

1912. X. Monat.	Katholischer	Protestantischer	Lauf	Witterung nach dem 100jährigen Kalender.	
1 Dienstag	Nemigius Volkm.	Nemigius		Anfangs Oktober schönes u. warmes Wetter. Von Mitte des Monats bis gegen Ende unbeständig mit Wind, Regen und Schnee.	
2 Mittwoch	Leodegar	Vollrad			
3 Donnerst.	Kandidus, Lucret.	Erwald			
4 Freitag	Franziskus	Franz			
5 Samstag	Placidus	Fides			
41. Kath. Vom hochzeitlichen Kleide. Matth. 22, 1—14. Prot. Reich werden durch Christus. 1. Cor. 1, 4—9.				Merkur ist wieder unsichtbar. — Venus die Dauer der Sichtbarkeit nimmt bis Ende des Monats langsam zu. — Mars bleibt unsichtbar. — Jupiter ist am Ende des Monats des Abends im Südwesten zu sehen. — Saturn die Dauer der Sichtbarkeit nimmt noch weiter zu bis auf 12 Stunden am Ende des Monats.	
6 Sonntag	Rosenkranz-Fest	18. n. Trinitatis			
7 Montag	Markus, Judita	Espe			
8 Dienstag	Brigitta, Bened.	Ephraim			
9 Mittwoch	Dionysius	Dionysius			
10 Donnerst.	Franz Borgia	Amalia			
11 Freitag	Burkhard	Burkhard		Wetterregeln. Viel Regen im Oktober, viel Wind im Dezember. — An Ursula muß das Kraut hinein, sonst schneien Simon und Juda drein. — Bringt der Oktober viel Frost und Wind, so ist der Januar und Februar gelind. — Auf St. Gall bleibt die Kuh im Stall. Ist im Herbst das Wetter hell, bringt es Wind und Winter schnell. Sitzt das Laub noch fest auf dem Baum, fehlt ein strenger Winter faum. — Wenn im Oktober das Wetter leuchtet, noch mancher Sturm den Aker feuchtet.	
12 Samstag	Maximil., Panth.	Ehrenfrid			
42. Kath. Der Königssohn. Joh. 4, 46—53. Prot. Der neue Mensch. Eph. 4, 22—28.					
13 Sonntag	20. n. Pfingsten	19. n. Trinitatis			
14 Montag	Kalixtus	Wilhelmine			
15 Dienstag	Theresia	Hedwig			
16 Mittwoch	Gallus	Gallus			
17 Donnerst.	Hedwig	Florentin			
18 Freitag	Lukas Ev.	Lukas Ev.		Sonnenaufg. Mtrg. 1. Oktober 6 2 5 37 8. " 6 14 5 20 15. " 6 26 5 4 22. " 6 39 4 49 29. " 6 52 4 35	
19 Samstag	Petrus v. Meant	Ptolemäus 31. n.			
43. Kath. Vom Schalktsnecht. Matth. 18, 23—35. Prot. Der weiße Wandel. Eph. 5, 15—21.					
20 Sonntag	21. n. Pfingsten	20. n. Trinitatis			
21 Montag	Ursula	Ursula			
22 Dienstag	Kord. Mar. Sal.	Cordula			
23 Mittwoch	Johann v. Capist	Severinus			
24 Donnerst.	Nasael	Salome			
25 Freitag	Krispin, Chrsifant.	Adelheid			
26 Samstag	Evaristus	Amandus			
44. Kath. Vom Zinsgrofchen. Matth. 22, 15—21. Prot. Die Glaubensgerechtigkeit. Röm. 3, 28.					
27 Sonntag	22. n. Pfingsten	21. n. Trinitatis			
28 Montag	Simon, Judas	Simon, Juda			
29 Dienstag	Narcissus, Euseb.	Engelhard			
30 Mittwoch	Serapion	Hartmann			
31 Donnerst.	Wolfgang	Wolfgang			
Tageslänge d. 6. 11 St. 15 M. " 13. 10 " 46 " " 20. 10 " 18 " " 27. 9 " 51 "		Kath. 6. Bruno, 13. Eduard, 20. Wendelin, 27. Sabina. Prot. 6. Charitas, 13. Kolmann, 20. Wendelin, 27. Sabina. Hüte dich vor den Raken — Die vorn ledern und hinten tragen.			

1912.
X. Monat.
1 Freitag
2 Samstag
45. Kath. Prot.
3 Sonntag
4 Montag
5 Dienstag
6 Mittwoch
7 Donnerstag
8 Freitag
9 Samstag
46. Kath. Prot.
10 Sonntag
11 Montag
12 Dienstag
13 Mittwoch
14 Donnerstag
15 Freitag
16 Samstag
47. Kath. Prot.
17 Sonntag
18 Montag
19 Dienstag
20 Mittwoch
21 Donnerstag
22 Freitag
23 Samstag
48. Kath. Prot.
14 Sonntag
15 Montag
16 Dienstag
17 Mittwoch
18 Donnerstag
19 Freitag
20 Samstag
Tageslänge
d. 1. 9 St. 31
" 1. 9 " 24
" 10. 8 " 59
" 17. 8 " 56
" 24. 8 " 15

November
oder
Windmonat
hat 30 Tage.







Letztes Viertel den 2. morgens, Regen. Neumond den 9. morgens, Regen. Erstes Viertel den 16. mitternachts, Schnee. Vollmond den 24. nachmittags, schön.

1912. XI. Monat.	Katholischer	Protestantischer	☉ ☽ ☿ ♃ ♅ ♁	Witterung nach dem 100jährigen Kalender.
1 Freitag	Allerheiligen	Allerheil. 5 u. 9.	☉	Bitterung nach dem 100jährigen Kalender. Vom 1. bis zum 20. anhaltendes Regenwetter mit Schnee, von da an warme Bitterung bis zum Ende des Monats.
2 Samstag	Aller Seelen	Aller Seel. ☾	☽	
45	Kath. Jairi Töchterlein. Matth. 9, 18—26. Prot. So lange die Erde steht. 1. Mos. 8, 22.			Merkur bleibt unsichtbar. — Venus ist abends im Südwesten sichtbar. — Mars bleibt unsichtbar. — Jupiter wird in der zweiten Hälfte des Monats ganz unsichtbar. — Saturn kommt gegen Ende des Monats in Opposition zur Sonne und ist die ganze Nacht hindurch sichtbar.
3 Sonntag	23. n. Pfingsten	Reform.-Fest	☿	
4 Montag	Carol. Borrom.	Charlotte	♃	
5 Dienstag	Zacharias	Erich	♅	
6 Mittwoch	Leonhard	Leonhard	♁	
7 Donnerst.	Engelbert, Flor.	Erdmann	☉	
8 Freitag	4 gefr. Märt.	Claudius 3 u. 9.	☽	
9 Samstag	Theodor, Erbo	Theodorus ☾	☽	
46.	Kath. Vom Unkraut unter dem Weizen. Matth. 13, 24—30. Prot. Der Wandel im Himmel. Psil. 3, 17—24.			
10 Sonntag	24. n. Pfingsten	23. n. Trinitatis	☿	
11 Montag	Martin, Bischof	Martin Bischof	♃	
12 Dienstag	Martin P.	Kunibert	♅	
13 Mittwoch	Stanislaus K.	Eugen	♁	
14 Donnerst.	Zukundus, Zeline	Levinus	☉	
15 Freitag	Albert d. G., Leop.	Leopold 12 u. 9.	☽	
16 Samstag	Edmund, Dithmar	Ottomar ☾	☽	
47.	Kath. Vom Senfkörnlein. Matth. 13, 31—35. Prot. Jairi Töchterlein. Matth. 9.			Wetterregeln. Ist um Martini nicht trocken und kalt, im Winter die Kälte nie lange anhält. — Ist an Martini das Laub noch an Bäumen und Neben, so soll es einen strengen Winter geben. — Donnerstags im November, so soll's ein fruchtbar Jahr geben. — St. Elisabeth zeigt's an, was der Winter für ein Mann. — Wenn's zu Allerheiligen schneit, dann lege deinen Pelz bereit. — Ist's am Martinitag trüb, so wird ein leidlicher, ist's aber hell, ein kalt. Winter folgen.
17 Sonntag	25. n. Pfingsten	24. n. Trinitatis	☿	
18 Montag	Otto, Eugen	Gottschalk	♃	
19 Dienstag	Elisabeth	Elisabeth	♅	
20 Mittwoch	Felix v. Valois	Edmund	♁	
21 Donnerst.	Maria Opferung	Maria Opferung	☉	
22 Freitag	Cäcilia	Ernestine	☽	
23 Samstag	Klemens, Trudp.	Klemens	☽	
48.	Kath. Vom Greuel der Verwüstung. Matth. 24, 15—35. Prot. Tezt wird von der Kirchenbehörde bestimmt.			Wetterregeln. Ist um Martini nicht trocken und kalt, im Winter die Kälte nie lange anhält. — Ist an Martini das Laub noch an Bäumen und Neben, so soll es einen strengen Winter geben. — Donnerstags im November, so soll's ein fruchtbar Jahr geben. — St. Elisabeth zeigt's an, was der Winter für ein Mann. — Wenn's zu Allerheiligen schneit, dann lege deinen Pelz bereit. — Ist's am Martinitag trüb, so wird ein leidlicher, ist's aber hell, ein kalt. Winter folgen.
24 Sonntag	26. n. Pfingsten	Buß- u. Bett. ☉	☿	
25 Montag	Katharina	Katharina 5 u. 9.	♃	
26 Dienstag	Konrad, Petrus	Konrad	♅	
27 Mittwoch	Virgilius, Val.	Lot	♁	
28 Donnerst.	Sosthenes	Günter	☉	
29 Freitag	Saturninus	Noah	☽	
30 Samstag	Andreas Apost.	Andreas	☽	
Tageslänge	Kath. 3. Hubert, Theoph., 10. Andreas Avecl. 17. Gregor d. Wund, 24. Joh. v. K.			Sonnen-Aufg. Utrg. 2. Novbr. 7 0 4 27 8. " 7 11 4 16 14. " 7 22 4 7 19. " 7 31 4 0 25. " 7 41 3 53 30. " 7 49 3 49
d. 1. 9 St. 31 M.	Prot. 3. Gottlieb, 10. Martin Luther, 17. Hugo, 24. Lebrecht.			
" 3. 9 " 24 "	Keinen Tag laß hingehen, ohne etwas Nützlich gelernt und etwas Gutes getan zu haben.			
" 10. 8 " 59 "				
" 17. 8 " 36 "				
" 24. 8 " 15 "				

Die zwölf Himmelszeichen.

 Widder.	 Löwe.	 Schütze.
 Stier.	 Jungfr.	 Steinbod.
 Zwilling	 Waage.	 Wasserm.
 Krebs.	 Skorpion	 Fische.

Mond-Zeichen.

 Neumond	 Vollmond
 Erstes Viertel	 Letztes Viertel

Merkur läuft um die Sonne in	— Jahr 88 Tagen — St.
Venus	— " 224 " 17 "
Erde (mit 1 Mond)	— " 365 " 6 "
Mars	1 " 321 " 17 "
Jupiter (mit 4 Monden)	11 " 314 " 18 "
Saturn	8 " 29 " 166 " 15 "
Uranus	4 " 84 " 6 " — "
Neptun (mit 1 Mond)	184 " 286 " — "
Unser Mond läuft um die Erde in	27 Tagen 8 Stunden
Die Sonne dreht sich um ihre Achse in	25 Tg. 5 St. 37 Min.

Seit Christi Tod sind es	1879 Jahre
" der Zerstörung Jerusalems	1842 "
" Erfindung des Geschüzes und Pulvers	582 "
" Erfindung der Buchdruckerkunst	472 "
" Entdeckung Amerikas	420 "
" Einführung des gregorian. Kalenders	380 "
" Erfindung der Fernrohre	308 "
" Erfindung der Pendeluhren	255 "
" Erfindung der Dampfmaschinen	214 "
" Erhebung Preußens zum Königreich	211 "
" Kaiser Wilhelms II. Geburt	53 "
" Antritt seiner Regierung	24 "
" Neuerrichtung des Deutschen Reiches	41 "

Zeit- und Festrechnung für das Jahr 1912 nach dem Gregorianischen Kalender.

Die goldene Zahl ist 18. — Die Epakten XI — Der Sonnen-Zirkel 17. — Der Sonntags-Buchstabe GF. Das Jahr 1912 ist ein Schaltjahr mit 366 Tagen oder 52 Wochen und 2 Tagen. Die 4 Quatember: Reminiscere 28 Februar, Trinitatis 29. Mai, Crucis 18. September, Lucia 18. Dezember.

Kalender der Israeliten auf das Jahr der Welt 5672/73

1912.	5672.	1912.	5672.
Jan. 20	1. Schebat.	Juli 28	9. Faj., Tempel-Verbrennung.
Feb. 19	1. Adar.	Aug. 14	1. Tisul.
24	11. — Fast.-Fest.		5673
März 8	14. — Purim.	Sept. 12	1. Tischni. Neuj.*
4	15. — Schusch.-Pur.	" 13	2. — Zweit. Fest.*
19	1. Nisan.	" 15	4. — Fast.-Gebalsa.
April 2	15. — Passah-Anf.*	" 21	10. — Versöhn.-F.*
8	16. — Zweit. Fest.*	" 26	15. — Laubhilt.-F.*
" 8	21. — Sieb. Fest.*	" 27	16. — Zweit. Fest.*
" 9	22. — Ahtes Fest.*	Oktob. 2	21. — Palmfest.
18	1. Sjar.	" 3	22. — Laubh. Ende.*
Mat 5	18. — Lag-Beomer.	" 4	23. — Gesehfreude.*
17	1. Sivan.	" 12	1. Marcheschwan.
22	6. — Wochenfest.*	Nov. 11	1. Kislev.
28	7. — Zweit. Fest.*	Dez 5	25. — Tempelweihe.
Juni 18	1. Chamuz.	" 11	1. Teth.
Juli 2	17. — Fast. Temp.-Eroberung.	" 20	10. — Fasten, Lageruna Jerusal.
15	1. Ab.		

(Anm. Die mit einem * bezeichnet Feste werden streng gefeiert.)

Von den vier Jahreszeiten.

Der Frühling beginnt, wenn die Sonne in das Zeichen des Widder tritt und Tag und Nacht im Herbstgleich macht. Es geschieht solches in diesem Jahre am 20. März, 12 Uhr mitternachts.

Der Sommer nimmt seinen Anfang, wenn die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt und bei uns den längsten Tag und die kürzeste Nacht verursacht. Es erfolgt solches in diesem Jahre am 21. Juni, 8 Uhr abends.

Der Herbst beginnt, wenn die Sonne in das Zeichen der Waage tritt und im Niedersteigen wiederum Tag und Nacht gleich macht. Es geschieht solches in diesem Jahre am 23. September, 11 Uhr vormittags.

Der Winter nimmt nach unserem Horizonte oder Gesichtskreise seinen astronomischen Anfang, wenn die Sonne in das Zeichen des Steinbocks tritt und bei uns den kürzesten Tag und die längste Nacht verursacht. Der Anfang des Winters im gegenwärtigen Jahre ist am 22. Dezember 6 Uhr morgens.

Von den Finsternissen.

(Mitteleuropäische Zeit.)

Im Jahre 1912 werden zwei Sonnenfinsternisse und zwei Mondfinsternisse stattfinden, von denen in unseren Gegenden die erste Sonnenfinsternis und die erste Mondfinsternis sichtbar sind.

Die erste Mondfinsternis ist eine partielle von geringer Bedeutung, da kaum ein Fünftel des Monddurchmessers verfinstert wird. Sie ereignet sich in der Nacht vom 1. zum 2. April und dauert von 10 Uhr 26 Minuten bis 12 Uhr 2 Minuten. Sie wird in der westlichen Hälfte Australiens, in Asien, Europa, Afrika und in Südamerika sichtbar sein.

Die erste Sonnenfinsternis ereignet sich am 17. April. Sie ist eine ringsförmige und beginnt um 9 Uhr 54 Minuten vormittags inmitten der brasilianischen Provinz Piauhy, erstreckt sich sodann über den größeren Teil der nördlichen Hälfte von Südamerika, die östliche Hälfte von Nordamerika, die nördliche Hälfte des Atlantischen Ozeans, den nordwestlichen Teil von Afrika, das ganze Europa die nördlichen Polargegenden und die westliche Hälfte Asiens. Sie endigt in der Nähe des Sees Saumal-hul im Syr Darja-Gebiet um 3 Uhr 15 Minuten nachmittags.

Die zweite Mondfinsternis ist ebenfalls eine partielle und findet am Mittag des 26. September statt. Sie beginnt um 12 Uhr 3 Minuten und endigt um 1 Uhr 26 Minuten nachmittags.

Die zweite Sonnenfinsternis, welche eine totale sein wird, findet am 10. Oktober statt. Sie beginnt um 11 Uhr 57 Minuten vormittags im Caribischen Meer, erstreckt sich über Mittel- und Südamerika, den südlichen Teil des Atlantischen Ozeans, die Südspitze von Afrika und das Südliche Eismeer und endet um 5 Uhr 15 Minuten nachmittags etwa 10 Grad südlich von der afrikanischen Südküste.

Vom diesjährigen Planeten.

Nach Angabe des 100jährigen Kalenders regiert in diesem Jahre die Sonne. — Die Sonnenjahre sind trocken, mäßig warm und fruchtbar. Der Frühling ist im Anfang ziemlich feucht, namentlich im April während der Mai schön und trocken ist, gegen Ende aber Frost bringt. Im Sommer ist man nicht sicher vor Reis, woneben große Dürre herrscht. Die Tage des Sommers sind heiß, die Nächte kühl. Der Herbst und Winter sind angenehm, trocken und hell, doch gefriert es bald und auf die Kälte und das rauhe Wetter wendet es sich wieder zum Besseren.

Wert ausländischer Münzen

in Mark und Pfennig.

- 1 Österreichische Krone & 100 Heller = 85 Pfennig.
- 1 Frank & 100 Centimes = 80 Pf.
- 1 italienische Lire & 100 Centesimi = 80 Pf.
- 1 Pfd. Sterling & 20 Schillinge = 20,48 M., 1 Schilling & 12 Pence = 1 M.
- 1 holländischer Gulden & 100 Cents = 1 M. 70 Pf.
- 1 Silber-Rubel & 100 Kopeken = 2 M. 16 Pf., 4 Kopeken = 5 Pf., 1 Imperial & 10 Rubel Gold = 82 M. 40 Pf.
- 1 schwedische oder dänische Krone & 100 Dere = 1 M. 8 Pf., 7 Dere = 8 Pf.
- 1 spanische Peseta & 100 Centesimos = 80 Pf.
- 1 portugiesische Milreis & 1000 Reis = 4 M. 54 Pf., 9 Reis = 4 Pf.
- 1 griech. Drachme & 100 Lepta = 80 Pf., 5 Lepta = 4 Pf.
- 1 türkischer Piaster & 40 Para = 18 1/2 Pf.
- 1 ägypt. Sequin Gold & 100 Piaster = 20 M.
- 1 Dollar & 100 Cents = 4 M. 20 Pf.

Trächtigkeit- und Brütezeit bei verschiedenen Haustieren.

Dieselbe ist bei:

- Pferden: 330—420 Tage;
- Eseln: 332—423 "
- Rühen: 240—320 "
- Schafen: 146—158 "
- Ziegen: 146—158 "
- Schweinen: 109—133 "
- Hunden: 60—65 "
- Kagen: 55—60 "
- Hühnern: 20—24 "
- Truthühnern: 26—30 "
- Gänsen: 28—34 "
- Enten: 28—33 "
- Tauben: 17—19 "

Zins-Tabelle auf ein Jahr zu 365 Tagen.

Kapital.	6 pCt.		5 pCt.		4 pCt.		3 pCt.		1/2 pCt.	
	M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.
1	—	6	—	5	—	4	—	3	—	1/2
2	—	12	—	10	—	8	—	6	—	1
3	—	18	—	15	—	12	—	9	—	1 1/2
4	—	24	—	20	—	16	—	12	—	2
5	—	30	—	25	—	20	—	15	—	2 1/2
6	—	36	—	30	—	24	—	18	—	3
7	—	42	—	35	—	28	—	21	—	3 1/2
8	—	48	—	40	—	32	—	24	—	4
9	—	54	—	45	—	36	—	27	—	4 1/2
10	—	60	—	50	—	40	—	30	—	5
20	1	120	—	100	—	80	—	60	—	10
30	1	180	—	150	—	120	—	90	—	15
40	2	240	—	200	—	160	—	120	—	20
50	3	300	—	250	—	200	—	150	—	25
100	6	600	—	500	—	400	—	300	—	50
500	30	3000	—	2500	—	2000	—	1500	—	250
1000	60	6000	—	5000	—	4000	—	3000	—	500
5000	300	30000	—	25000	—	20000	—	15000	—	2500
10000	600	60000	—	50000	—	40000	—	30000	—	5000

Tabelle zur leichteren Auffindung der Tage bei Trächtigkeit-Berechnungen.

Jan.	Febr.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Septbr.	Oktbr.	Novbr.	Dezbr.
1	32	60	91	121	152	182	213	244	274	305	335
2	33	61	92	122	153	183	214	245	275	306	336
3	34	62	93	123	154	184	215	246	276	307	337
4	35	63	94	124	155	185	216	247	277	308	338
5	36	64	95	125	156	186	217	248	278	309	339
6	37	65	96	126	157	187	218	249	279	310	340
7	38	66	97	127	158	188	219	250	280	311	341
8	39	67	98	128	159	189	220	251	281	312	342
9	40	68	99	129	160	190	221	252	282	313	343
10	41	69	100	130	161	191	222	253	283	314	344
11	42	70	101	131	162	192	223	254	284	315	345
12	43	71	102	132	163	193	224	255	285	316	346
13	44	72	103	133	164	194	225	256	286	317	347
14	45	73	104	134	165	195	226	257	287	318	348
15	46	74	105	135	166	196	227	258	288	319	349
16	47	75	106	136	167	197	228	259	289	320	350
17	48	76	107	137	168	198	229	260	290	321	351
18	49	77	108	138	169	199	230	261	291	322	352
19	50	78	109	139	170	200	231	262	292	323	353
20	51	79	110	140	171	201	232	263	293	324	354
21	52	80	111	141	172	202	233	264	294	325	355
22	53	81	112	142	173	203	234	265	295	326	356
23	54	82	113	143	174	204	235	266	296	327	357
24	55	83	114	144	175	205	236	267	297	328	358
25	56	84	115	145	176	206	237	268	298	329	359
26	57	85	116	146	177	207	238	269	299	330	360
27	58	86	117	147	178	208	239	270	300	331	361
28	59	87	118	148	179	209	240	271	301	332	362
29	60	88	119	149	180	210	241	272	302	333	363
30	61	89	120	150	181	211	242	273	303	334	364
31	62	90	121	151	182	212	243	274	304	335	365

Die Zinsberechnung ist beim neuen Geld sehr einfach. Man multipliziert das Kapital mit dem Zinsfuß und nennt die beiden letzten Stellen Pfennige, die andern Mark. B. B 75 Mark zu 5% = 3,75 oder 3 Mark 75 Pfennige Zins

Beispiel: Wie viele Tage sind vom 1. Januar bis 1. Mai verfloßen? 120 Tage.
Wie viele Tage sind es vom 18. Januar bis 18. April? Bis 18. Januar 18 Tage, bis 18. April 108 Tage; 18 von 108 sind 90 Tage.

Landwirtschaftlicher Hauskalender.

Januar.

Man reinigt Obstbäume und Reben von dürren Aesten, Rauhen und Moss, gräbt sie auf und düngt sie; düngt Acker und Wiesen. Der Landbau ruht, um so euniger regt es sich in den Ställen. Sorge durch leicht verdauliches, nährendes Futter für tragende und säugende Kühe, noch mehr für die Kälber. — Vergiß nicht, die Ställe zeitweise zu lüften, so sehr auch Warmhalten noth thut. Letzteres verlangt auch das Federvieh.

Februar.

Man fängt mit Versetzen der Bäume und Beredeln durch Kopulieren an; reinigt die Bienenstöcke. Im Garten säe Kresse, Kohl, Salat, Früherbien, gelbe Rüben, Sellerie, Zwiebeln, Wirsing, Kohlrabi. In Mistbeete Blumenkohl, Bohnen und Erbsen. — Die Lämmer und Füllen pflege besonders; halte die Ferkel warm. Fahre fleißig Mistjauche auf die Getreidefelder und halte auf den Wiesen die Abzüge rein. Bei trockenem Wetter kann man am Ende des Monats Reben schneiden. Laß den Wein ab.

März.

Man beendet das Versetzen der Obstbäume und fängt mit dem Düllieren aufs treibende Auge an, hackt die Erde an den noch nicht blühenden Bäumen auf. Man legt Keime von Meerrettig ein, säet Petersilie, Senf, Spinat, Bohnentraut, Kohl, Blumenkohl, gelbe und rote Rüben, Kohlrabi, Endivien, Sellerie, Früherbien, setzt Schnittlauch und in kalte Treibbeete zum Ansetzen: Kopfsalat, Bohnen, Gurken und Blumenkohl. Um Mitte März beginnt der landwirtschaftliche Frühling; fahre Mist, egge bei trockener Witterung die rauen Furchen ab und pflüge zur rechten Zeit. Schneide Reben, verjüuge die Stöcke durch Verlegen. Fülle alten Wein auf.

April.

In Feld und Garten giebt es jetzt am meisten zu thun. Die Haferfaat wird beendet, das Feld für die Sommerfaat, Kartoffeln zc., wird gepflügt, Klee samen im Wintergetreide gesät. Im Garten hole nach, was im vorigen Monat nicht geschehen ist, versetze starke Kraut-, Salat- und Kohlrabipflanzen. Säe Klee unter Hafer und Gerste; Ende des Monats säe Hauf. In diesem Monat ist die beste Zeit, Reben zu verlegen, die Nebpfähle zu stecken.

Mai.

In diesem Monat ist in Feld und Garten viel zu thun. Man säe alle Arten Blätterkohl, lege Kartoffeln, Erbsen, Bohnen, Gurken, Kürbisse, Rettige, Blumenkohl, Rosenkohl, Wirsing, Rabies, Weißtraut zc. an schattige Orte. Gleich mit Anfang des Monats gehe an den Kartoffelbau. Im Weinberg wird bei trockener Witterung fleißig gehackt, so tief der Karst geht. Uebergehe jetzt Speicher und Scheunen und bereite alles zur Aufnahme der Ernte vor!

Juni.

Man setzt die Bohnen, welche zum Einmachen bestimmt sind, säet Winterrettig, Salat, Endivien, Spinat, Winterkohl, pflanzt Sellerie, Weißtraut, Wirsing, Tabak, und sammelt die reifen Samen. Häufle die Kartoffeln, aber möglichst bei trockenem Wetter. Sobald der rote Klee blüht und die Luzerne frische Aeste getrieben hat, mähe diesen, trockne ihn rasch, ohne viel zu wenden. Dasselbe gilt auch vom Gras. Im Weinberge wird ausgebrochen und aufgebunden, jedoch vor der Blüte.

Juli.

In diesem Monat beginnt die Getreideernte. Nach der Ernte des Winterroggens pflüge sogleich die Stoppeln und säe die Nachfrucht, als: Weißrüben, Widen und Grünfutter. Versetze Salat, Rosen- und Winterkohl, Endivien zc., behacke Sellerie, Kartoffeln, sammle grüne Bohnen für den Winter und Einmachgurken, sowie die reifen Samen einzelner Gartengewächse. Im Weinberge hade zum zweitenmal und binde auf.

August.

Es werden die Sommerfrüchte geerntet. Für die künftige Winterfaat wird fleißig gepflügt und geeget. Säe rechtzeitig Grünfutter-Moggen, Femele Hauf. Für den Winter säe Rettig, Möhren, Kresse, Blumen- und Schnittkohl, Endivie. Wenn die Trauben hell werden, schneidet man alle Schoffe ab, welche über den Pfahl hinauswachsen, damit die Sonne, Tau und Nebel besser einwirken können.

September.

Man fährt fort, Endivien zu binden, nimmt die reifen Bohnen, letzten Einmach- und Samengurken ab; Hauf wird ausgezogen, bei günstiger Witterung der Samen ausgeklopft und der Hauf auf die Möste gebracht; desgleichen der Flachs. Säe anfangs des Monats Winter- und Winterroggen. Die Kartoffelernte beginnt. Säe Winterkopsalat, Spinat und Kohlrarten zum Ueberwintern. Bei dem Obstbrechen sei vorsichtig, daß keine Zweige und Knospen, welche die Blüten fürs nächste Jahr in sich bergen, abgebrochen oder beschädigt werden. Sieh in den Kellern nach, laß ausbessern und lüften. Sorge für Reparatur der Fässer.

Oktober.

Die Winterfaat ist in diesem Monat größtenteils zu beendigen. Die Kartoffeln, Wurzelgewächse, Belschorw werden eingehemmt. Versetze zur Ueberwintung Wirsing, Kohlrabi, Blattkohl, Winterkopsalat. Das Winterobst muß sorgfältig gepflückt und gelagert werden. Eile nicht zu sehr mit der Weinlese; schöne, trockene Oportage helfen viel nach; lese nicht, wenn die Trauben naß sind. In gutem Herbst lese die besten Trauben besonders aus. Laß die roten Trauben auf den Tretern gähren.

November.

Bei gutem Wetter setze das Stürzen und Umspaten fort. Bringe die Weiß- und Gelbrüben in Keller und verwahre sie gut in Gruben. Bringe Mist in den Garten und stich den Boden um; auch die Spargelbeete vergiß nicht mit Mist zu bedecken; beginne zu dreschen, den Hauf zu verarbeiten. Im Weinberge düngte die Reben und häufle die Erde um die Nebstöcke. Die Winterfütterung tritt jetzt ganz ein; je saftreicher die Winterfütterung des Melkviehs, um so besser der Milch- und Butterertrag.

Dezember.

Mache genau einen Ueberschlag, wie du dein Vieh, deine Rüben einzuteilen hast, damit du bis zum Grünfutter ausreichst; fahre fort mit Dreschen, Spinnen, Samenreinen, Obstauslesen, Düngen. — Nun beginnt des Bauern gute Zeit, wenn nämlich die Scheune voll und das Hypothekenduch leer ist; doch läßt sich bei guter Witterung noch manche Arbeit nachholen. Hauptjade aber bleibt, die Fütterung des Viehes recht zu handhaben, Ställe warm und gesund zu halten, die Mast zu verstehen.



Gott zum Gruß!

Und Frieden und Gesundheit, Glück und Segen zum neuen Jahre!

Das wünscht der Betteer vom Rhein allen seinen Lesern und Leserinnen, und wenn er es machen könnte, müßte es auch bei allen in Erfüllung gehen. Der Betteer hat aber mit dem „Betttermachen“ schon vollauf zu tun und die Leser werden es schon gemerkt haben, daß ihm dies nicht immer gelingt, und daß er es schon manchmal nicht „verraten“ hat. Ja, das Betteer erraten oder auch nicht, das kann der Betteer. Das Betttermachen aber ist Sache unseres Herrgotts, und da kann und soll niemand dreinpfeuschen.

Auch in die Angelegenheiten der Menschen hat unser Herrgott das Hauptwort zu reden; ich sage das Hauptwort, denn vieles soll und muß der Mensch selber zu seinem Wohlergehen beitragen, dazu hat ihm Gott den Verstand gegeben. Als höchstes Gut für den Menschen darf man wohl den Frieden betrachten, es ist auch unser Weihnachtsgruß: Friede auf Erden. Wo kein Friede ist, da ist auch kein Glück und kein Segen. Wie viele Menschen gibt es aber, die mit sich selber im Unfrieden leben, und das sind die unglücklichsten Geschöpfe auf der Welt. Man sieht es ihnen meist an, aus ihrem Gesicht spricht Neid und Mißgunst, sie vergönnen es ihrem Nebenmenschen, wenn er einen schöneren Acker oder einen besseren Rock hat und meinen, sie wären dadurch zurückgesetzt und im Nachteil. Hängt denn davon das Glück ab? Weißt du Unzufriedener denn, ob der andere nicht auch seine Sorgen hat, und gibt es nicht Menschen, selbst unter den Reichen, die noch übler daran sind, als du? Geht manchem anderen nicht das ab, was du besitzt? Denke doch an das alte Lied: Freund, ich bin zufrieden. Man kann auch mit wenigem glücklich sein, wie die Anne-Marie, welche am Hochzeits-tage erzählte, daß sie 150 Mark Vermögen habe, während ihr Hannes gar nichts in die Ehe gebracht. „So sollte es immer sein,“ meinte sie, „daß ein Armes und ein Reiches zusammenkäme.“

In wie manchem Hause fehlt der Friede und machen sich Mann und Weib das Leben fauer, weil keines nachgeben will, ob schon beide das Sprichwort kennen: das Geschickste gibt nach. Während der Mann meint, die Frau hätte gar nichts zu sagen, hat sie ein Maul wie ein Schwert,

und beide leben so stets auf dem Kriegsfuß miteinander, während doch „Friede ernährt und Unfriede verzehrt.“ Wie im Kleinen, so ist's auch im Großen.

Will man von jemand erfahren, ob er einen friedfertigen und uneigennütigen Charakter hat, so kann man dies am besten sehen bei einer Erbschaftsteilung. Wie oft sind da schon ganze Verwandtschaften und Familien in Feindschaft geraten, und wäre es besser gewesen, der Tote hätte den ganzen Plunder mitnehmen können. Wenn der Ehrgeiz mitspielt, ist's noch schlimmer; oft kommt in ganze Gemeinden die Zwietracht durch eine Gemeinderats-, Bürgermeister- oder Schultheißenwahl. Einer sucht den andern zu ärgern und ihm zu schaden, weil er seinen Betteer nicht gewählt hat. Manche werden dann krank vor Ärger und schaden sich an der Gesundheit. Dann soll der Doktor das kurieren, was der Patient selber verdorben und viel besser selber auch wieder heilen könnte.

Mit dem Glück ist's eine heikle Sache. Glück und Glas, wie schnell bricht das! Drum hat der Betteer auch den Segen in seinen Wunsch aufgenommen, denn, wenn das Glück „heben“ soll, gehört auch der Segen dazu. Schon mancher hat das ihm gewordene Glück, sei es nun in Gesundheit oder in irdischen Gütern bestehend, leichtsinnig verscherzt und nachher doch geklagt, daß er eigentlich kein Glück gehabt habe, wie jener, der sagte: ich mag anfangen, was ich will, es ist alles nichts; wenn ich einmal Hutmacher würde, kämen die Leute gewiß ohne Köpfe auf die Welt. Das Glück läßt sich aber auch nicht erjagen, wer das Glück erhaschen will, dem schlüpft's gewiß zwischen den Fingern durch; drum ist es auch nicht dieses Glück, was der Betteer seinen Lesern zu Neujahr wünscht. Wo Friede und Gesundheit ist, und wo man den Spruch befolgt: bete und arbeite, da wird man auch glückliche Menschen finden. Um zufrieden und glücklich zu sein, ist es gerade nicht nötig, viel Geld und Gut zu haben, im Gegenteil, viel Geld hat schon oft dem wahren Glück, das ist die Zufriedenheit, den Garaus gemacht, denn: Je mehr er hat, je mehr er will.

Es kam einmal ein reicher Engländer in eine deutsche Stadt, um allda sein Leben in Nichtstun hinzubringen. Er mietete sich in einem Gärtnerhause ein. Frühmorgens mit dem ersten Finken-schlag kam der Gärtnerbursche und das Gärtnermädchen in den Garten, um die Pflanzen zu begießen. Dabei sangen sie ihre munteren Lieder,

daß es schallte über Garten und Haus hinweg. Das ärgerte den reichen Engländer, der gewohnt war, bis gegen mittag zu schlafen, weil er erst um Mitternacht zu Bett ging. Er ließ den Hausherrn rufen und verlangte, daß dieser seinen Leuten das Singen verbieten solle. Der Hausherr aber sagte: Lieber Herr, das Singen kann ich meinen Leuten nicht verbieten, das gehört zu unserer Sittierung. Da ließ der Engländer durch seinen Diener den Gärtnerburschen selber bitten, nicht zu so früher Stunde zu singen, aber dieser ließ sich auf nichts ein und nach wie vor schallten die Lieder in den frühen Morgen hinaus. Nun kam der Engländer darüber nach, wie er den Gesang zum Schweigen bringen könnte. Endlich schien er es gefunden zu haben, er sagte zu seinem Diener: Jetzt weiß ich, was ich mach, ich schenke den Leuten viel Geld, denn wenn der Mensch hat viel Geld, dann singt er nicht mehr.

Es liegt viel Wahrheit in diesem Ausspruch. Der „Vetter“ wohnt in einer Fabrikstadt und hat da schon oft Gelegenheit gehabt, zu sehen und zu hören, wie munter es zuweilen in den Wirtschaften ist, wo die Arbeiter einkehren, namentlich am Zahltag, auch da hört man singen; aber noch nie hat er singen hören, wo die Fabrikanten einkehren. Also kommts nicht auf den Geldbeutel an, weder auf dem Land, noch in der Stadt. Kein Stand hat das Vorrecht, allein glücklich und zufrieden zu sein; dem einen ist viel und dem andern weniger anvertraut. Wer das ihm Anvertraute treu verwaltet, bei dem wird auch der Segen nicht ausbleiben.

Gott segne dich im neuen Jahr,
Dich und dein ganzes Haus,
Und gieße jetzt und immerdar
Den Frieden auf dich aus!

Die Henkersreise.

Von Franz Wichmann.

Frau Sofie vergaß ihre sonstige Bequemlichkeit und Ruhe. Bei der Rückkehr ihres Mannes erhob sie sich erregt.

„Nun, was hat er gesagt?“

Kilian Krügels Gesicht verzog sich. Er schnaufte schwer, indem er sich auf den nächsten Polsterstuhl fallen ließ. „Mein Leben soll sich ändern.“

Um den Mund der Gattin suchte es leise. „Das wird dir schwer fallen.“

Ein Seufzer war Kilians einzige Antwort. Sie hatte ja nur zu recht. Mit 50 Jahren bekam er jetzt plötzlich Arbeit. Täglich sollte er sich damit plagen, gesund zu bleiben. Bisher hatte er als beschaulicher Privatier nie etwas rechtes zu tun gehabt. Selbst in seiner Jugend nicht, denn mit 25 Jahren hatte er von seinem Vater eine der angesehensten Papierfabriken des Landes geerbt. Wenn er auch die große Nützlichkeit des Papiers vollkommen einsah, so doch keineswegs, daß gerade er es herstellen müsse. Jeder andere konnte das eben so gut, und so hatte er schon nach 2 Jahren das ganze Geschäft verkauft, um fortan von den vereinnahmten Millionen zu leben.

„Etwas Schlimmes hat der Doktor nicht gefunden?“ fragte Frau Sofie weiter.

„Vorläufig nicht“, kam es zögernd heraus. Kilians Seele durchlief noch einmal die ganze

Skala von kleinen Leiden, die ihn schließlich zum Arzte getrieben hatten. Kein verschwenderischer Lebemann und nie so recht über die Stränge schlagend, war er in seiner behäbigen Beschaulichkeit immer gesund gewesen, bis es ihn plötzlich bald hier, bald da zu zwicken und zu reißen begann.

„So sprich dich doch deutlicher aus.“

„Om, — das in der großen Zehe soll das Zipperlein sein,“ bekannte der Gatte kleinlaut.

„Und die Geschwulst am Fuße?“

„Die Gicht hat er gemeint. Und das Reißen im Arme wäre Rheumatismus.“ Das Argste aber verschwie er, was der warnende Doktor wie ein drohendes Gespenst

vor ihm heraufbeschworen, die Verkalkung der Arterien, die über kurz oder lang einmal zu einem Schlaganfall führen konnte. Die Vorstellung hatte ihm die Hölle heiß gemacht, denn an sein näher rückendes Ende des so behag-



Er schnaufte schwer, indem er sich auf den nächsten Polsterstuhl fallen ließ.

lichen Lebens mochte Kilian nicht denken. So ca. zehn Jahre wäre er zunächst einmal noch recht gern auf der Erde geblieben, und nachher würde man ja weiter sehen. Aber um das zu erreichen, mußte es anders werden, das sah er ein. Es blieb nichts übrig als in den sauren Apfel zu beißen, das allzu gute und reichliche Essen aufzugeben, schwerem Wein und Bier zu entsagen und sich an Wasser und Limonade zu halten. O dieser Doktor war der reinste Henker, und es schien ihm, als habe der schreckliche Mensch ihn durch eine Folterkammer geführt, ihm sämtliche zu seiner Dual erfundenen Marterinstrumente gezeigt und erklärt.

„Nun, das ist ja nichts so Gefährliches“, suchte die Gattin zu trösten.

„Du bist herzlos, Sofiechen“, fuhr er gereizt auf. Seit das Fett in seinem Körper zunahm, war seine gute Laune immer mehr zurückgegangen. Weißt du denn, was mir Doktor Kugelmüller verordnet hat?“

„Jrgend eine Medizin — denke ich.“

„Rein, für den Anfang eine Reise.“

„Eine Erholungsreise? Das findest du so schrecklich! Ich werde dich natürlich doch begleiten.“

Kilian schien plötzlich auf eine gute Idee zu kommen. Ein schlaues Lächeln flog über sein Gesicht, und seine Augen leuchteten auf. Geht nicht, Sofiechen, geht absolut nicht.“

Verwundert blickte die Frau auf. Was, — willst du vielleicht fliegen! Mit so einem neumodischen Luftvehikel? Aber das leide ich nicht, daß du auf deine alten Tage noch ein zweiter Zeppelin wirst.“

„Greifere dich doch nicht, Kind. Davon ist gar keine Rede“, erwiderte er mit stoischer Ruhe.

„Ich werde am Erdboden haften und gehen.“

„Gehen, zu Fuße gehen, — bei deinem Körpergewicht! Bist du toll geworden?“

„Ich nicht. Aber vielleicht der Doktor, der es so verlangt.“

„Da ist es ja unmöglich, daß ich mitkomme.“

„Solchen Strapazen möchte ich dich allerdings nicht aussetzen“, meinte der Privatier mit einer bei ihm ungewohnten zärtlichen Besorgnis. „Uebrigens werde ich gleich die nötigen Vorkkehrungen treffen und noch einige Einkäufe machen.“

„Das kann doch Babette tun.“

„Nicht doch, ich soll mir ja Bewegung machen.“ Seufzend, aber mit einer ihm sonst nicht eigenen Hast verließ er die Wohnung.

Besorgt blickte Frau Sofie ihm nach. Wenn nur der Doktor das Rechte getroffen mit seiner Kur! In den letzten Jahren war Kilians Stimmung immer galliger und launischer geworden, er nörgelte an dem Unbedeutendsten, tyrannisierte alles im Hause, schimpfte und zankte den ganzen Tag mit ihr, und wenn sie ihn nicht besser gekannt, hätte sie seine Liebe zu ihr wohl für ganz erstorben halten müssen. Aber untreu war er ihr nie gewesen, das wußte sie. Früher hatte sie wohl einige Male Zweifel gehegt, weil er sich schnell für ein schönes Gesicht begeisterte, aber im rechten Augenblick hatte ihm immer die nötige

Energie gefehlt, und beschämt und reumütig war er zu ihr zurückgekehrt. Sein jetziges unerträgliches Wesen beruhte also offenbar auf körperlichem Unbehagen und wenn er sein Leben wirklich änderte, so konnte vielleicht noch alles gut werden. Aber würde er auch die Kraft dazu besitzen? Von früheren, gemeinsam unternommenen Reisen her kannte sie seine Bequemlichkeit. Von einem Wirtshaus ins andere war man gegangen und darin hatte die ganze Bewegung bestanden. Sollte er diese Schwäche so plötzlich überwinden können? Wenn nicht, so war der ganze Zweck der Reise verfehlt, und vielleicht schadete sie ihm mehr als sie nützte. Wie gern wäre sie unsichtbar um ihn gewesen, um jeden seiner Schritte



Besorgt blickte Sofie ihm nach.

zu beaufsichtigen, aber trotz aller technischen Errungenschaften der Neuzeit hatte es die Menschheit zur Erfindung einer Darrkappe noch nicht gebracht, und so war es kaum zu verwundern, daß auch Frau Sofiens Betrachtungen mit einem Seufzer schlossen.

Der nächste Abend sah sie bedeutend hoffnungsvoller. In ihrem Mann, der schon am nächsten Morgen nach dem Salzkammergut abreisen wollte, schien wirklich ein neuer Geist gefahren zu sein. Er entfaltete eine auffallende Rührigkeit und spät noch zog er sich auf sein Zimmer zurück, um eine Anzahl Briefe zu schreiben. Das letztere kam Frau Sofie sonderbar vor, da es sich ja nur um Privatkorrespondenz handelte, die Kilian sonst in schlimmster Weise vernachlässigte, aber doch mußte sie ihm auch wieder recht geben. Briesschulden waren ja immer eine drückende Last und da Kilian die

nächsten Wochen nur seiner Gesundheit leben und nicht einmal die Post nachgeschickt haben wollte, war es begreiflich, wenn er sich zuvor für längere Zeit davon befreite.

Raum war ihr Gatte nach feierlichem Abschied davongefahren, als Frau Sofie sogleich das große Reinemachen begann. In der Wohnung wurde alles von unterst zu oberst gekehrt und auch Kilians Kleider wurden einer gründlichen Säuberung unterzogen.

Dabei entdeckte Babette einen Brief und brachte ihn der Herrin in die Küche.

„Den muß der gnädige Herr vergessen haben.“

„Wo hast du ihn gefunden?“

„In seiner Hausjoppe hier, in der Brusttasche.“

„Die hat mein Mann den letzten Abend noch angehabt. Aber,“ — Frau Sofie wurde stutzig — „er gab doch dir am Morgen die ganze Post zur Besorgung. Da muß er den einen Brief vergessen haben.“

„Soll ich ihn gleich forttragen?“

„Nein, gib, es eilt nicht so.“

Frau Krügl langte mißtrauisch nach dem Schreiben die ganze Post einen Blick auf die Adresse: „Herr Hans Hafelr, K. K. Depotverwalter in Gmunden.“ Das war ja ein alter Freund Kilians, von dessen lustigem Wesen er oft erzählt hatte, ohne daß sie ihn selber kennen gelernt. Sie erinnerte sich, daß derselbe nach seiner Pensionierung sich in Gmunden niedergelassen, und von dort aus wollte ihr Mann ja seine Fußwanderung antreten. Sonderbar nur, daß er ihr von dem geplanten Besuche kein Wort gesagt und daß er gerade diesen Brief, von den andern abgefordert, in die Tasche gesteckt. Nun er ihn auf diese Weise vergessen, war es zwecklos, ihn noch abzusenden, denn jetzt mußte Kilian ja längst bei seinem Freunde sein. Die Neugierde trieb sie, den Umschlag zu öffnen. Eine lange Epistel blickte sie an, alle vier Seiten des Bogens waren gefüllt, ihr Mann mußte merkwürdig schreiblustig gewesen sein.

Den Anfang, der von seinem Befinden und der Konsultierung des Arztes handelte, überflog sie. Eine längere Reise hatte der Doktor vorgeschlagen, weil er sich dabei am besten an die Änderung seiner bisherigen Lebensweise gewöhnen würde. Sie stockte. Von einer Fußwanderung war ja da gar keine Rede! Ein jäher Verdacht

durchzuckte sie. Sollte dies alles nur ein Vorwand gewesen sein, um sie selbst von seiner Begleitung abzuhalten.

Schon die folgenden Zeilen gaben ihr die fürchterliche Bestätigung. Dunkelrot vor Ärger werdend, verließ sie plötzlich die Küche. Babette brauchte nicht auf ihrem Gesichte zu lesen.

Im Wohnzimmer warf sie sich auf das Sopha und den Brief mit vor Entrüstung zitternder Hand haltend, las sie weiter:

„Ich mache also eine Hentersreise. Was das ist, wirst du verwundert fragen. Nun, du weißt ja, was man unter einer Hentersmahlzeit versteht. Ehe es dem armen Teufel an den Kragen geht, darf er sich noch einmal für kurze Zeit ausleben, alles das genießen, was er im Leben am meisten geliebt. So mache auch ich's. Der abhässliche abstinentzerliche Doktor hat mich für die Zukunft zu einem Märtyrerleben der Entsagung verdammt. Da heißt es vorher noch einmal recht lustig sein und den Anfang will ich bei dir machen. Ehe ich den alten Adam ausziehe, werde ich seine Kleider noch einmal recht fest zuknöpfen. Beinahe aber wäre der ganze schöne Plan gescheitert, denn denke dir, meine Alte wollte mich begleiten. Zum Glück kam mir noch eine rettende Idee. Meine Sofie ist nämlich eine ebenso geschworene Feindin vom Gehen wie ich. Wo sie nicht fahren kann, da bin ich sicher vor ihr, und wenn ich in der Stadt meine eigenen Wege gehen wollte, mußte ich immer von diesem probaten



Dabei entdeckte Babette einen Brief.

Mittel Gebrauch machen.“

Frau Sofie ersticke die Wut. Ihre Hände ballten sich. O der Schändliche! Also eigene Wege war er gegangen. Netze Wege mochten das gewesen sein! Empört wie sie war, vermochte sie kaum mehr den Schluß zu lesen. „Ich habe also den Doktor vorgeschoben und behauptet, er habe mir eine mehrwöchige Fußwanderung verordnet, und das hat sie gründlich von dem Gedanken, mich zu begleiten, abgeschreckt. Nicht wahr, meine Idee ist famos? Seit Jahren bin ich nicht mehr mein eigener Herr gewesen, und das will ich ausnützen. Es soll eine fidele Hentersreise werden, und schön wäre es, wenn du mich auf derselben begleiten könntest. Doch darüber läßt sich ja mündlich reden. Übermorgen treffe ich bei dir ein und bis dahin viele

herzliche Grüße von deinem alten getreuen Kilian Krügl."

Außer sich, zerknitterte Frau Sofie den veräterischen Brief und starrte eine Weile ins Leere. Dann aber schnellte sie auf und das Ziel ihres heftigen Ganges war der Schreibtisch ihres Mannes. Krampfhaft begannen ihre Finger die in der Schublade aufgehäuften Papiere zu durchwühlen. Der gute Rat ihrer argwöhnischen und pessimistischen Tante Josefina fiel ihr ein: „Die wichtigste Pflicht einer Ehefrau ist, alle Morgen die Kleider und den Schreibtisch ihres Mannes zu untersuchen.“ O daß sie ihn nie befolgt, daß sie Kilian so arglos vertraut! Aber vielleicht ließ sich auch jetzt noch etwas über die „eigenen Wege," die er gegangen, entdecken. Wichtig, da zu unterst in der Schublade lag schon etwas! Eine Photographie. Das Brustbild eines jungen Mädchens mit vollen, fast zu stark entwickelten Formen. Ganz entgeistert starrte sie auf das reizende, freundlich lächelnde Gesicht. Wie war Kilian dazu gekommen! Sollte er —

Die Stimme Babettes unterbrach sie in ihrer peinlichen Überraschung.

„Gnädige Frau, Besuch ist da.“

„Wer?“ Sie umwendend ließ sie das Bild der jungen Schönen in die Tasche ihres Rockes gleiten.

„Eine junge Dame, die noch nie hier war. Sie hat sich zuerst erkundigt, ob der Herr zu Hause sei. Ich sagte, Herr Krügl sei verreist. Sie schien erfreut darüber und meinte, das treffe sich gut, denn dann könne sie die gnädige Frau ungestört sprechen, und ich möge sie gleich melden.“

„Wen, welchen Namen?“

Das Mädchen überreichte eine schmale, zierliche Visitenkarte. Frau Sofie warf einen Blick darauf und erblaßte. „Sie — sie selbst, — und grade in diesem Augenblick! Wenn sie darum wüßte, würde sie es doch nicht wagen. Nun, das Rätsel wird sich lösen. Laß sie herein.“ —

Kilians Seele war eben so glatt und spiegelklar wie die blaue, im warmen Sonnenschein leuchtende Fläche des Traunsees, über die ihn das schmucke Dampfboot dem Südufer entgegenzutrug. Sein Freund Hans Haserl hatte ihn nicht begleiten können, aber die beiden hatten noch

einmal vorzüglich diniert und der getrunzene Sekt freiste ihn noch mit jugendlichem Feuer im Blute. Das Gespenst der kommenden Entsayungen war für heute ganz untergetaucht, eine lange Reihe schöner Tage lag noch vor ihm, und behaglich blinzelte er durch die leichten, blauen Rauchwölkchen seiner Zigarette über das Verdeck hin.

Blötzlich weiteten sich seine Augen in staunender Überraschung. Diesen reizenden Mädchenskopf, diese Fülle lockiger Haare, die, unter dem modischen Topfhut hervorquellend, ein Gesicht vom lieblichsten Oval umrahmten, kannte er doch! Das heißt im Bilde hatte er ihn gesehen und gekauft. Wenige Tage vor seiner Abreise hatte er in einem großen Kunstladen der Stadt die entzückende Photographie bemerkt, und ein Verehrer weiblicher Schönheit, wie er war, hatte er nicht widerstehen können, das Bruststück zu erwerben. Eine beliebte Wiener Soubrette sei es, hatte die Ladnerin gesagt, — die im Herbst am Zwingertheater gastieren sollte, und er hatte das Bild auf die Reise mitnehmen wollen, um sich öfters an dem Anblick zu ergötzen. Ärgerlicherweise mußte er es zu Hause vergessen haben, ebenso wie den ausführlichen Brief an Freund Hans, den dieser gar nicht erhalten hatte. Jetzt aber wandelte sich sein Ärger in unerhoffte Freude, denn dort sah er Trudi Goldner leibhaftig vor sich, und das Original war noch viel, viel schöner als seine Photographie.



Sein Entschluß stand fest, er mußte ihr folgen.

Nicht satt sehen konnte er sich an dem zärtlichen Geschöpf, das in ihren hellen kleinen Sommerschubeln mit dem wippenden Gang einer Bachstelze, den feinen, schlanken Hals wie in leichtem Stolge zurückgeworfen, immer wieder an ihm vorüberging. Jetzt blieb sie gar stehen und die leuchtenden, dunklen Kirchenaugen streiften ihn mit einem stützig prüfenden Blicke. Dann zuckte ein schnelles, kindlich fröhliches Lächeln um die schmalen Lippen, und leicht errötend schritt sie weiter. Kilian war ganz stolz, daß sie ihn beachtet. Wie gut, daß er am Morgen sich vor dem Spiegel sorgsam Haar und Bart gefärbt und so gewiß um zehn Jahr jünger aussah. Seine Brust beschlichen plötzlich Jugendgefühle, wie eine warme Welle lief es durch seinen Körper und wenn er sein Blut stocken fühlte, so kam das offenbar nicht von dem abscheulichen Kalk, den Doktor Kugelmüller in seinem Blute festgestellt haben wollte.

Gleich einem Kater, dem man den Kopf kraut, schloß er einen Augenblick wohligh blinzeln die Augen; da riß ihn der schrille Ton der Schiffsglocke aus seinen süßen Träumen. Das liebliche Traunkirchen mit dem waldigen Frieden seiner idyllischen Klosterinsel war passiert, der massig aufragende Koloß des Traumsteins rückte in den Hintergrund, und der Dampfer näherte sich Ebensee. Beim Anblick des Landungsplatzes, hinter dem die freundlichen Häuser des großen Dorfes, überragt von den hohen Kaminen des Salzjudwerkes, die ganze Breite des Tals erfüllen, tänzelte die Schöne die enge Kajütentreppe hinab und kam gleich darauf, einen handfesten Stock in der Hand und einen leichten grünen Rucksack über die Schultern gehängt, auf das Verdeck zurück.

Schon an der herübergeworfenen Brücke stehend, wandte sie sich noch einmal um und ganz deutlich

hatten sie die letzten Häuser erreicht, ohne daß die Wandernde Halt machte. Still und einsam lag die von Obstbäumen eingefasste laubere Landstraße vor ihnen, und Kilian blieb verzweifelt stehen. Doch nur einen Augenblick. Dann überwand die Lust, das Abenteuer fortzusetzen, die Beschwerden, die ihm das ungewohnte Gehen machte, und er folgte ihr weiter. Es war ja schon spät am Nachmittag und weit konnte sie heute unmöglich mehr gehen.

Die Haltestelle Steinkogl tauchte auf und nahe dabei im herrlichen Waldesshatten der stattliche Mariengasthof. Das mußte doch irdlich das Ziel sein. Aber seine Hoffnung erfüllte sich nicht. Ohne sich nur einmal umzusehen, setzte sie auch hier ihren Weg weiter durch das schöne Trauntal fort. Kilian begann zu keuchen, in diesen Tropfen drang der Schweiß aus seinen Poren, die Hitze schmerzten ihn bereits, aber er hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, ihre Spur nicht zu verlieren, und eine plötzlich erwachte eigensinnige Energie trieb ihn abermals vorwärts. Auf einmal verlangsamte sich ihr Schritt, dann blieb sie ganz stehen und sah sich ängstlich um. Hatte sie sein Nachkommen erst jetzt bemerkt und fürchtete sie ihn? In Besorgnis, sie zu erzürnen, machte auch Kilian Halt. Da aber sah er ganz deutlich, daß sie ihm winkte und zugleich erkannte er den Grund ihres Zögerns. Von dem buntschweifigen Vieh, das auf der anstößenden Wiese



Kilian nahm die Positur eines Athleten an.

sah Kilian, wie der ihn streifende Blick die großen dunklen Pupillen lockend aufleuchten ließ. Kein Zweifel, seine Erscheinung hatte Eindruck auf sie gemacht, und er wäre ein Narr gewesen, hätte er seinen Traum schon als ausgeträumt betrachten wollen. Sein Entschluß stand fest. Er mußte ihr folgen und die gleiche Reiseroute einschlagen wie sie, gleichviel wohin sie führte.

Aber die junge Dame schritt wider sein Erwarten an dem Stationsgebäude der Bahn vorüber und wandte sich dem Orte zu. Wahrscheinlich hatte sie vor, in Ebensee zu übernachten, und er brauchte nur dasselbe Hotel aufzusuchen, um ihre Bekanntschaft zu machen. Wenn sie nur nicht so tapfer ausgeschritten wäre! Er hatte Mühe, ihr zu folgen, die Reisetasche drückte ihn, seine Stirne wurde naß, und immer ging es von Straße zu Straße, an allen Gasthöfen vorüber, und bereits

weidete, war eine Kuh auf die Straße gekommen und hatte sich mitten in den Weg gestellt.

„Ach, mein Herr, hätten Sie nicht die Güte“.

Kilian Krügel war, kaum daß er den weichen, bitrenden Klang der Stimme hörte, bereits an ihrer Seite.

„Hätten Sie nicht die Güte, das Tier dort zu verjagen. Es sieht so böß aus, und ich traue mich nicht vorüber.“

„Gewiß, mit Vergnügen,“ rief Kilian ganz erfreut, indem er grüßend an seinen Hut griff. Noch nie in seinem Leben war er, außer für gelieferten Braten, einem Kindvieh dankbar gewesen. Hier aber mußte er es sein für die Ermöglichung dieses so erwünschten Ritterdienstes, den er der furchtsamen Schönen leisten durfte. — „Wenn Sie mir einen Augenblick Ihren Stock leihen möchten. Vor meinem Schirm wird die Kuh den nötigen Respekt nicht haben.“

„Bitte, bitte.“ Mit dankbarem Lächeln reichte sie ihm den Stecken. „Aber um Gottes Willen seien Sie vorsichtig. Ich wäre untröstlich, wenn Ihnen meinerwegen etwas zustieße.“

Kilian nahm die Positur eines Athleten an, indem er mit geschwungenem Stock auf den wiederkauenden Vierfüßler zuging. Stolz schwellte seine Brust, das nie gefamte erhebende Bewußtsein eines heldenhaften Unternehmens. Aber die vier-schrötige Kuh schien dafür kein Verständnis zu haben, sie glogte den Nahenden mit großen Augen an und wich nicht von der Stelle. Erst als er drohend seine Stimme erhob, zog sie es vor, langsam aus dem Wege zu trotten.

„Besten Dank, mein Herr,“ kispelte die Dame mit ihrer süßen Stimme. „Ach ja, wenn man ein Mann ist! Wir bleiben halt doch das schwache Geschlecht, und eigentlich ist es leichtsinnig von mir, so ganz allein zu wandern.“

Während sie so sprach, nahm sie den Stock zurück und ihre zarte, sammetweiche Hand berührte dabei die seine. Kilian durchzuckte es elektrisch, und fragend blickte er ihr in die lockenden Augen.

„Ich bewundere allerdings Ihren Mut. Und Sie werden heute noch weiter gehen?“

„Bis Ischl.“

„I—sch—!“ Dem erschrockenen Kilian verfiel es bald die Sprache. „Mehr als zwei Stunden noch? Aber das ist doch unmöglich.“

„O, wenn man muß, geht alles.“

„Ich begreife nicht — Sie müssen zu Fuß den weiten Weg . . .“

„Was tut man nicht der Gesundheit zu Liebe“, fiel sie ihm ins Wort.

„Ach ja — der Gesundheit.“ Kilians Brust entrang sich ein verständnisvoller Seufzer. „Aber Sie mein Fräulein, können doch nicht krank sein. Wenn man aussieht wie das blühende Leben und —“

„Und so wie ein reifer Apfel,“ lächelte sie, indem sie mit lieblichem Ervöten den Blick zu Boden schlug — „nicht wahr, das wollten Sie sagen?“

Kilian machte eine abwehrende Bewegung. „Was denken Sie, — solch ein Vergleich —“

„Ja, ja, — gestehen Sie es nur. Sie haben ja ganz recht und mein Direktor wie der Doktor sind derselben Meinung. Ich fühlte es selbst, daß ich zu stark werde.“

„Freilich, bei Ihrem Berufe.“

Die Fremde, die unwillkürlich an seiner Seite weitergegangen war, blieb stehen und sah ihn verwundert an. „Wie, Sie wissen?“

„Daß Sie Sängerin, daß Sie Fräulein Trudi Goldner sind.“

Heller Sonnenschein breitete sich über ihr Gesicht.

„Ach nein, Sie kennen mich?“

„Ich sah kürzlich Ihr Bild in einem Laden der Hauptstadt und,“ — wie ein Schulbube rot werdend, stockte er. Das andere konnte er doch unmöglich sagen.

„Und da erkannten Sie mich gleich wieder? Aber das ist wirklich nett von Ihnen.“

„Mein Name ist Krügl,“ stotterte er, sich geschmeichelt verbeugend.

„Und sind ebenfalls ein leidenschaftlicher Fußgänger,“ plauderte sie in ihrer munteren, ungezwungenen Weise weiter. „Ja, ja, das muß wohl schön sein, wenn man aus freiem Willen, mit Lust und Freude solchen Sport treibt. — Aber wenn man wie ich von einem grausamen Doktor gezwungen wird, eine solche Entsetzungskur —“

„Wie, man hat auch Sie?“ fuhr es Kilian, der gespannt aufhorchte, unüberlegt heraus.

Laut auslachend sah sie ihn an. „Ja, sind Sie am Ende in der gleichen Lage?“

„Allerdings,“ mußte Kilian, der nicht mehr zurück konnte, wider Willen zugeben, „mein Hausarzt hat auch mir eine mehrwöchige Fußwanderung dringend empfohlen,“ log er.

Fräulein Goldner konnte ihr Lachen noch immer nicht bezwingen. „Das ist wirklich ein spaßhaftes Zusammentreffen und der alte Spruch hat recht: „Verwandte Seelen finden sich.“ —

„Verwandte Seelen!“ — klang es in Kilians Herzen nach, und beinahe hätte er schwärmerisch geäußert. So hart es ihn ankam, gleichen Schritt mit der jungen Schönen zu halten, er hielt sich dicht an ihrer Seite und verwünschte im Stillen die vielen schweren und unnützen Gegenstände, die er um der Bequemlichkeit willen in seine Reisetasche gesteckt hatte.

„Sie werden doch nicht das ganze Salzkammergut in dieser Weise durchwandern wollen?“ fragte er etwas kleinlaut.

„Das habe ich allerdings vor. Meine Ferien reichen dazu aus, auch denke ich, mit der Zeit wird man es immer besser gewöhnt werden.“

„O, das denke ich auch, — zumal in Gesellschaft“ — stimmte Kilian bei.

„Ja, ja, in Gesellschaft. Leider vermochte ich keinen passenden Reisebegleiter zu finden und falls nicht der Zufall —“

Kilian glaubte zu verstehen. „Wenn ich mich Ihnen für heute als solchen anbieten dürfte, — es würde mich glücklich machen.“

Wieder lächelte sie dankbar. „Sie sind zu lebenswürdig, Herr Krügl. Aber wie weit werden Sie heute noch gehen?“

„Bis Hühl, selbstverständlich,“ plakte er heraus und zugleich erfüllte ihn die Vorstellung mit Schrecken. In seinem Leben hatte er keinen so weiten Weg zu Fuße gemacht und schon hielt er sich kaum mehr auf den Füßen. Doch der verführerische Blick, den Trudi Goldner ihm zuwarf, richtete ihn noch einmal auf.

„Das ist ja reizend.“ Ein unverhohlener Jubel klang aus ihrer Stimme, während sie ihren Schritt zu beschleunigen begann. „Anfangs hatte ich wirklich Bedenken, — Sie begreifen, — eine einzelne Dame, — aber so, im liebenswürdigen Schutze eines älteren Herrn —“

Kilian mußte plötzlich husten, und als wollte er gekränkt über das Wort, ihr seine Jugendlichkeit beweisen, nahm er seine letzte Kraft zusammen und schritt noch schneller aus als sie. Es dämmerte schon stark und eben bligten die ersten Lichter in den Häusern auf, als sie endlich Hühl und das Hotel „Kaiserkrone“ erreichten. Kilian vermochte nicht einmal mehr etwas zu essen. Wie zererschlagen und gerädert warf er sich in seinem Zimmer auf das Bett, und der Schlaf, der ihn besiel, war so bleiern, daß er nicht einmal von seiner reizenden Wandergefährtin träumte. —

Fast drei Wochen ging das nun schon so, und eine richtige Hentersreise war es für Kilian Krügl geworden. Freilich in ganz anderem Sinne als er gemeint. Wohl hundertmal hatte er schon seine eigene Schwäche zum Hentker gewünscht, aber es half nichts, immer folgte er wieder wie das Eisen dem Magneten seiner schönen Reifegefährtin, die den Hentker aller seiner anfänglichen Pläne machte. Von den erträumten Genüssen war nichts verwirklicht worden, ein ewiges Weitergehen von Ort zu Ort, nur selten eine flüchtige Einkehr, bei der kaum das Nötigste genommen wurde. Nicht einmal trinken konnte er nach seinem Geschmack, denn Fräulein Goldner verschmähte jeden Alkohol und wenn sie bei Wasser oder Limonade saß, genierte es ihn, sich Wein oder Bier zu bestellen.

Aber wenn er die ersten Tage, nachdem sie beschloffen hatten, auch weiter zusammen zu bleiben, als Onkel und Nichte, wie oberflächliche Beobachter annehmen mochten, — sich nur feuzend und stöhnend dem freiwillig aufgeladenen Joche gefügt hatte, so wurde das doch allmählich anders, denn bei dem neuen asketischen Leben begann er sich bald kräftiger und gesunder zu fühlen. In der zweiten Woche schon machte ihm das Gehen fast keine Beschwerde mehr und je tapferer er marschierte, ein desto schnelleres Tempo schlug seine Begleiterin ein. Wenn er an Frau Sofie nach Hause schrieb, — es geschah das immer nur abends heimlich auf seinem Hotelzimmer, — so

konnte er mit vollem Rechte und wahrheitsgemäß berichten, wie gut ihm die von Dr. Kugelmüller verordnete Kur bekomme, wie er von seinen Schmerzen kaum mehr etwas spüre und sein lästiger Körperumfang täglich und zusehends schwinde.

Auch Trudi Goldner war mit dem Erfolg ihres Wanderlebens zufrieden. Die allzu üppige Fülle ihrer Formen wich wieder einer geschmeidigen Schlankheit, und eines Morgens eröffnete sie Kilian, daß sie am übernächsten Tage in Aussee ihrerseits die Fahrt beenden und wieder zu ihrer beruflichen Tätigkeit zurückkehren müsse.

Der neugeborene Krügl erschrak tödlich. Je wohler er sich fühlte, desto stärker hatte sich der Trieb in ihm geregt, und nun sollte plötzlich das Ende da sein, ohne daß er seine Gefühle hat aussprechen können. Wie oft, da sie von Hühl aus zum Abergsee gewandert waren, den ganzen Abergsee umgangen, den Mondsee besucht hatten, dann weiter südwärts dem Hallstättersee entgegen gezogen waren, hatten sich günstige Gelegenheiten dazu geboten! Aber ein heimliches Mißtrauen, wie sie sein Geständnis aufnehmen würde, hatte ihn alle verpassen lassen. So recht klug geworden war er ja die ganze Zeit über nicht aus ihr. Des bezwingenden Eindrucks, den sie auf ihren Begleiter machte, offenbar wohl bewußt, hatte sie bald eine gewisse Herrschaft über ihn gewonnen, der er sich willenlos fügte, und manchmal war es ihm gar vorgekommen, als mache sie sich im Stillen über ihn lustig. Von ihrem Leben hatte er verhältnismäßig nur wenig erfahren, zumal er selbst allen Grund hatte, über sein eigenes den Schleier des Geheimnisses zu breiten und sie in dem Glauben zu lassen, daß sie es mit einem wohlhabenden, privatisierenden Junggesellen zu tun habe. Einzig aus ihrer Kindheit hatte ihm Trudi allerlei erzählt. Als Halbwaise mit ihrer verarmten Mutter, einer früheren Schauspielerin, bei einer kleinen Wandertruppe lebend, hatte sie Not und Elend zur Genüge kennen gelernt, bis ihr die Wohlthätigkeit einer Jugendfreundin ihrer Mutter, die, reich verheiratet, ohne Wissen ihres Mannes, ihre ganze Ausbildung bezahlt hatte, es ermöglichte, ihren heißen Drang zur Bühne zu befriedigen. Erst nach dem Tode der Mutter und kurz vor Antritt ihrer jetzigen Wanderschaft hatte sie bei einem Besuche in der Hauptstadt ihres dankbar verehrte Wohlthäterin in Abwesenheit ihres Vaters aufgesucht und diese ihr versprochen, wenn möglich am Ende ihrer Reise, in Aussee, noch einmal mit ihr zusammenzutreffen. „Vielleicht kann ich auch Sie, Herr Krügl, bei dieser Gelegenheit mit der prächtigen Dame bekannt machen,“ hatte sie lächelnd geschlossen, und

naher mo
gewesen.
Nun
sane Gans
Kamische
Ein munde
zu schreie
von über
unirendli
schien von
fättiat.
Fräule
war so he
aber, den
dem neuen
weg mel
nehmen he
Weiter ge
selber un
Ein gr
öfnete sich
eine herrli
den Fuß
schritten.
von So
flut spie
Hawer v
dort un
Zammer
tet, der
der maße
Zrifehwa
Abhängen
hätte kan
die Schön
Kage hing
deren. S
merke, ich
hier, in
erschien sie
lich dieser
Naden in
die Sonne
der wie zu
seinen Sch
hantlen W
mender Le
Seine Br
Strom sel
niederzwing
unüberlich
seine Hand
Jah, n
„Aber Herr
„Bege

nachher war von der Sache nicht mehr die Rede gewesen.

Nun war das Ende da. Der letzte gemeinsame Gang hatte in der Sonntagsmorgen-Fröhe Altaussee und seinem herrlichen See gegolten. Ein wundervoller Sommertag entfaltete sich, fast zu schön, um Bestand zu versprechen. In Farben von überirdischer Schönheit glänzte nach einem unfreundlichen Regentage die Natur und alles schien von einer tiefen, goldigen Klarheit durchsättigt.

Fräulein Trudi, heute voll ausgelassener Laune, war so heiter wie der wolkenlose Himmel, Kilian aber, den eine unbestimmte Ahnung von kommenden neuem Sturm und Regen bedrückte, ging ein wenig melancholisch an ihrer Seite. Zum Abschiednehmen hatte er sich ein anderes, sentimentaleres Wetter gewünscht und außerdem war er mit sich selber unzufrieden.

Ein großartiges Panorama eröffnete sich, während sie auf dem eine herrliche Promenade bildenden Fußweg am Seeufer hinschritten. In der dunkelblauen, von Sonnenfunken übertanzten Flut spiegelten sich die schmucken Häuser von Altaussee und Fischerdorf und über dem schwarzen Tannenforst ragten, grell beleuchtet, der bizarre Block des Loser, der massige Tressenstein, und die Trisselwand mit ihren furchtbaren Abstürzen empor. Aber Kilian hatte kaum einen Blick für alle die Schönheit der Natur. Sein Auge hing trunken an einer anderen. So oft sie es nicht bemerkte, schaute er Trudi verstohlen von der Seite an. Hier, in der träumerischen Stille der Einsamkeit erschien sie ihm doppelt verführerisch. Wie herrlich dieser freie, leicht gebräunte Hals war, der Nacken mit den zarten Löckchen, über die spielend die Sonnenlichter huschten, der kleine rote Mund, der wie zum Küssen geschaffen war! Und in dem feinen Schwung der Augenlider mit den langen dunklen Wimpern lag es wie ein Zug von schlummernder Leidenschaft. Sollte er ihn nicht wecken? Seine Brust atmete tiefer, es gährte in ihm, ein Strom fieberisch wallenden Blutes, den er nicht niederzwingen konnte. Und plötzlich, von einer unwiderstehlichen Regung fortgerissen, legten sich seine Hände um ihre entzückende Taille.

Jäh, mit hochrotem Kopfe fuhr sie herum. „Aber Herr Krügl, was tun Sie?“

„Berzeihung,“ stotterte er, schon wieder den

Mut verlierend, „ich wollte nur sehen, ob Sie sehr stark gechnürt sind.“

„Sie sind wunderbar. Wie kommen Sie dazu?“ fragte sie, und ihre Stimme bebte in leiser Entrüstung.

„Ach, weil Sie gar so schlank geworden sind.“ Achselzuckend wandte sie sich ab und schien die am Wege stehenden Bänke, an die sich unmittelbar das dunkle Waldesdickicht herandrängte, zu zählen. Auf der nächsten ließ sie sich plötzlich nieder.

„Kommen Sie, — setzen sie sich daher und seien Sie vernünftig. Ich begreife nicht, wie Sie sich mit solch tabenjämmerlichem Gesicht den schönen Tag verderben können.“

Kilian tat einen schweren Seufzer. „Ach, Fräulein Goldner, denken Sie denn gar nicht an die nahe Trennung?“

„Gewiß. Und eben sie stimmt mich heiter.



„Ich bin es nicht, Fräulein Trudi, brach er aus und ließ sich auf ein Knie nieder.

Sie sind ein guter Mensch und brav gewesen bis heute. Ich werde also immer eine freundliche Erinnerung von Ihnen behalten.“

„Sonst nichts?“ rief er, vor Erregung zitternd.

„Nun ja, — auch die Erinnerung an eine angenehme und wohlgelungene Kur. Vorausgesetzt, daß auch Sie wirklich geheilt sind.“

„Ich bin es nicht, Fräulein Trudi,“ brach er aus und ließ sich auf ein Knie nieder, indem er ihre Hand zu fassen suchte. „Unheilbar krank bin ich geworden, seit ich Sie gesehen, und nur Sie können mich retten, wenn sie mich erhören.“ —

Mit unverkennbarem Entsetzen sprang die Dame auf. Einen Augenblick wechselten Blässe und Röte auf ihrem Gesichte. Dann brach sie in lautes schallendes Gelächter aus. „Also jetzt lerne ich Sie erst kennen!“

„Das finden Sie komisch,“ stöhnte er, aus allen Himmeln fallend!

„Allerdings, wenn Sie, ein verheirateter Mann, in Ihren Jahren noch den Don Juan spielen wollen, und mir gegenüber, — die ich schon lange verlobt bin!“ —

„Verheiratet, verlobt“ — wie ein begossener Budel vor ihr stehend, konnte Kilian nichts als die zwei Worte hervorstößen.

Ihre Augen blitzten schelmisch triumphierend, während sie noch immer mit dem Lachen kämpfte. „Gut, daß es der letzte Tag und Ihre Frau in der Nähe ist.“

„Meine Frau,“ schrie Kilian mit heiserer Stimme und seine schlotternden Knie drohten einzubrechen. „Sind Sie von Sinnen!“

„Durchaus nicht,“ erwiderte Trudi, endlich wieder ernst werdend —, ich sprach Ihnen ja schon von der Dame, einer dankbar verehrten Wohltäterin, die ich heute zur bestimmten Stunde an eben diesem Platze treffen sollte. Und richtig, da ist sie auch schon.“

Kilians Augen weiteten sich schreckhaft, als er wirklich bei den letzten Worten Trudis die wohlbekannteste Gestalt seiner Gattin aus dem Dickicht hinter der Bank empor tauchen sah. Es war, als ob er fliehen wollte, doch ein strenger Blick Frau Sofies baunte ihn an die Stelle. „Ihr, — Ihr, kennt euch, und habt eine Komödie mit mir gespielt?“ — stöhnte er fassungslos.

Um Frau Sofies Mund zuckte es spöttisch: „Bitte, die Komödie der Henkersreise hast du selbst arrangiert, und ich erlaubte mir nur, dir den rechten Henker zu schicken. Ich sehe, er hat seine Arbeit gut getan, denn du bist ja wieder gesund genug, um die unglaublichsten Dummheiten zu machen.“

„Du — du — weißt, und du hast dieses Fräulein —“

„Ich habe den sauberen Brief an deinen alten Freund gelesen, und du kannst dir meine Enttäuschung vorstellen. Zum Glück suchte mich gleich darauf meine liebe Trudi, die Tochter einer verstorbenen Freundin auf, und brachte mich auf andere Gedanken.“

„Von dieser Dame hast du mir nie gesprochen,“ unterbrach sie Kilian, den Getränkten spielend.

„Weil ich deine Antipathie gegen Theater und Schauspielerei kannte und wußte, daß du die Hilfe, die ich Trudi gewährte, nie billigen würdest. Aber jetzt scheinst du von deiner Abneigung ja gründlich geheilt zu sein und ich kann dir alles erzählen.“

„Habe ich schon getan,“ fiel Trudi ein, „natürlich ohne deinen Namen zu nennen.“

Frau Sofie mußte lächeln. „Du bist ein Schalk.“

„Das merkte ich,“ seufzte Kilian zerknirscht —, „aber ich begreife noch nicht.“ —

„Sehr einfach, Trudi nahm deinen hinterlistigen Plan mit der Henkersreise von der komischen

Seite. Sie versprach, mir zu helfen und dich wider deinen Willen zu kurieren. Der Zufall fügte es, daß auch ihr der Arzt anhaltende Bewegung und längere Fußtouren empfahlen und sie sich als Ziel ihrer Reise ebenfalls das Salzammergut gewählt hatte. Deinen Aufenthalt in Gmunden wußten wir und wann du es verlassen würdest. Ebenso kannte ich deine Schwäche für weibliche Schönheiten und Trudis Photographie war ja bereits in deinem Besitze.“ Kilian ließ zerknirscht die Arme hängen und wagte unter Frau Sofies strafendem Blick kein Wort der Erwiderung.

Diese aber fuhr fort: „Trudi konnte gerade noch rechtzeitig in Gmunden eintreffen und das gleiche Schiff mit dir besteigen. Das andere hat sich, wie ich bald aus ihren Briefen erfuhr, von selbst gemacht und bis zu dem verabredeten Schlußakt ist hier alles programmäßig verlaufen.“

„O Weiber, Weiber —“ murmelte Kilian, — der keine der Verschworenen anzublicken wagte, „so schlau wir's anstellen mögen, ihr seid uns doch über!“

Die Anerkennung schien Frau Sofie zu verzeihen. „Ich denke, du wirst dir's merken und künftig nie mehr Ähnliches versuchen, alter Esel“ — meinte sie mit gutmütigem Lächeln.

Kilian, dem nichts übrig blieb als gute Miene zum bösen Spiele zu machen, atmete erleichtert auf.

„Verzeihst du mir's, Sofie?“ —

„Da der Zweck deiner Reise erreicht ist und du wieder gesund geworden, muß ich's wohl. Wenn ich ein Geheimnis vor dir hatte, so denke



Die wohlbekannteste Gestalt Frau Sofies tauchte hinter der Bank auf.

ich, sind wir quitt. Und meine liebe Trudi hat mir reichlich gelohnt, was ich an ihr getan, indem sie dich gründlich kuriert hat.“

„Ich verspreche dir's, eine zweite Hentfersreise mach' ich nicht mehr.“

„Also gib mir einen Kuß, Alter. Aber ich bitte mir's aus, daß du dabei an keine andere denkst!“



Also gib mir einen Kuß, Alter.

Vermischtes.

Zehn Lebensregeln.

1. Nie verschiebe auf morgen, was du heute tun kannst.
2. Nie bemühe andere mit dem, was du selbst tun kannst.
3. Verfüge nie über dein Geld, bevor du es hast.
4. Nie kaufe unnütze Sachen, weil sie billig sind.
5. Hochmut ist kostspieliger als Hunger, Durst und Kälte.
6. Wir bereuen nie, wenn wir zu wenig gegessen haben.
7. Nichts ist mühsam, wenn wir es willig tun.
8. Wie oft haben jene Übel Kummer und Schmerz verursacht, welche nie eintraten.
9. Betrachte alles von der guten Seite.
10. Wenn du zornig bist, so zähle 10, ehe du sprichst; bist du aber sehr zornig, so zähle 100.

Das verlorene Vaterrecht.

Eine Skizze aus dem Leben König Ludwigs I. von Bayern von Josef Maertl.

I.

Der Wasenbauer von Harmatting bei München war sowohl in der Familie als auch im Verkehr mit anderen Leuten das, was man einen Grobian nennt. Er malträtierte Weib und Kinder, und die letzteren wären oft glücklich gewesen, wenn sie es so gut gehabt hätten wie die Diensthofen, die einfach davonliefen, wenn sie ihr tyrannischer Herr und Gebieter mit dem Schenkiemer zu bearbeiten g. richte.

Am schlimmsten von allen auf dem Wasenbauernhof hatte es Michel, der einzige Sohn — ein bildhübscher Junge, der sich in jenem Jahre, in dem sich diese Geschichte abspielt, zur Fahne stellen mußte.

Nicht etwa, daß er nicht arbeitsam gewesen wäre oder sonst nicht brav, dies wäre unter dem straffen Regiment des Wasenbauern vor vornher ein ausgeschlossen gewesen, nein, er hatte den Fehler begangen, sich in die bildhübsche einzige Tochter eines Grenzüberaufsehers a. D. zu verlieben, und das galt in den Augen seines ge-

strenigen, geldstolzen Herrn Vaters als ein-umsführbares Verbrechen gegen die Familienehre.

„Lieber schlag ich ihn tot, als daß mir a Dirndl auf mein Hof kimmt, das nix hat, wiar ihr Muattergottesgesicht!; so a Schand überleb i nit —“, sagte der Wasenbauer immer wieder und wenn man ihn darauf hinwies, daß die jungen Leute bei ihren Jahren noch ganz gut warten könnten, bis er anderen Sinnes würde oder die Augen für immer zumachen müßte, dann schlug er wütend auf den Tisch und schrie: „Was mein Sterben wollen's abwarten? Nix wird draus, lieber verkauf i mein Hof und vermach das Geld der Kirch, dann kimm i wenigstens von Mund auf in 'n Himmi.“

Somit war mit dem „Probenbauer“ zu Harmatting nichts zu machen, und er hielt es für angebracht, Michel die Beweise seines väterlichen Wohlwollens in ungezählten Hieben, Pißfen und Schimpfworten angedeihen zu lassen, was nicht selten die offene Entrüstung der zahlreichen „Ehehalten“ männlichen wie weiblichen Geschlechts hervorrief.

Eines Tages sollte aber für den gequälten Michel dennoch die Befreiungstunde schlagen.

Er war, weil er ein hübscher, gradgewachsener Burche war, zum Infanterieleibregiment angeheft worden, bei dem es auch zur damaligen Zeit keinen sogenannten „Loskauf“ gab, da dieses Regiment als die vornehmste Elitetruppe des Landes galt und nur über junge Leute verfügte.

Der Wasenbauer kochte innerlich vor Wut, daß Michel nun seiner väterlichen Zucht entrissen werden sollte — er gönnte ihm nicht die besseren Tage, die ihm nunmehr bevorstanden, trotzdem ließ er es sich aber nicht nehmen, seinen Einzigen selbst in die Stadt zu bringen und ihn dem Feldwebel vorzustellen. „I bin der Wasenbauer“ sagte er mit Stolz zu der hochbetagten Mutter der Kompagnie, „und dös ist mein Danziger, mein Bua. Wenn er nit parier'n sollt, tuan S' mir Post, nachher kimm i und verdrisch ihn mit'm Ochsenziemer. Ja dös fürcht er wie der Teufel's Weihwasser.“

Der schnauzbärtige Feldwebel, der seit seiner bald vierzigjährigen Dienstzeit schon so gar manchen Vater und gar manchen Rekruten vor sich gehabt, sah den großmüthigen Sprecher verwundert und ärgerlich zugleich an.

„Wasenbauer —“ meinte er darauf, „die Erziehung zum Soldaten und die allensfallige Bestrafung eines jungen Mannes, wenn er nicht pariert, ist ganz unsere Sache. Von dem Augenblick an, in dem Ihr Sohn den Fahneneid geleistet hat, bis zu dem Tage, wo er wieder ins Zivilleben zurücktritt, haben wir, seine Vorgesetzten, zu bestimmen, und nicht Ihr, das müßt Ihr Euch merken!“

Der Wasenbauer trat in drohender Haltung einen Schritt näher an den wohlmeinenden Sprecher heran.

„Was — i hätt koa Recht mehr auf mein Bua?“ schrie er wüthend. „Dös möcht i sehn! Wenn Sie no amal so red'n, nimm i ign wieder hoam und kimm ban Kinig um seine Befreiung ein. I, der Wasenbauer von Harmatting, ko mir's leist'n — i muuß mein Bua freikriag'n weil er mein Danziger is.“

Der Feldwebel zog bei diesen Worten finster die Augenbrauen in die Höhe und sagte sehr trocken:

„Wasenbauer — wir beide haben nichts mehr miteinander zu verhandeln. Verlaßt die Kaserne! Zum Abschiednehmen habt Ihr lang genug Zeit gehabt — und jedenfalls wird Euch das Auseinandergehen nicht so schwer fallen. Wenn Euch meine Anordnung nicht paßt, beschwert Euch bei meinem Herrn Hauptmann.“ Hier nahm er den

hochaufstrebenden Michel beim Arm und stellte ihn in die Reihe der hinter ihm stehenden Rekruten.

Kreideweiß vor Wut trat der Bauer wieder zurück.

„Was“, rief er, „koa Vaterrecht hab i mehr, als Wasenlipi muuß i mi vor den jungen Leut'n hier behandeln lassen? Dös wär ja noch schöner, wo i der größte Bauer von mein Dorf bin und obendrein Gmoavorsteher. Zum Kinig geh i, beschwer'n tua i mi, daß D' es woast. Von dein Posten bring i di, Feldwebel, in der Höll unten sollst no an mi denken!“

Nun wurde es der greisen Mutter der Kompagnie doch zu bunt. Sie winkte zweien der vor den Rekruten stehenden Korporalen, die den ganzen Skandal mit angehört hatten, diese nahmen den wutschnaubenden Bauern unter die Arme und führten ihn hinweg.

„Machen Sie keine dummen Geschichten!“ warnte ihn der eine gutmüthig. „Wenn Sie sich zur Wehre setzen, werden Sie arretiert und haben eine strenge Bestrafung zu erwarten. Ohne Gefängnis geht es aber nicht ab, das können wir Ihnen gleich sagen —“

Das Wort „Gefängnis“ brachte den Wasenbauern wieder zur Besinnung. Er fürchtete nichts mehr, als die Gefahr, eingesperrt zu werden, da wäre ja sein ganzes Renommee als Gemeindevorsteher und unbescholtener Bürger vernichtet gewesen, und so weit durfte er es nicht kommen lassen.

Mit Zähneknirschen trat er inmitten seiner ihm attachierten Begleiter den Weg zum Kasernen- tor an, und als er draußen war, da streckte er wutschnaubend die Hand zum Himmel empor: „I werd dir's eintränken, Feldwebel!“ knurrte er. „Wiar an Spizbuab'n hast mi außi führ'n lass'n zum Spott der ganzen Welt, aber büassen muußt es — büassen jag i dir, daß d' an mi denkst. Zum Ludwig'l geh i, jawohl zum Kinig, und ver- lang, daß d' von dein Posten g'jagt wirst, weil du den Gmoavorsteher von Harmatting wiar an Handwerksburschen behandelt hast.“

In einem Zustand halber Kaserei begab er sich zu dem Gasthof zurück, in dem er sein Fuhrwerk eingestellt hatte, und spülte seinen Aergern mit einer Unmenge von Bier hinunter.

Der Feldwebel hatte unterdessen die Rekruten nach Korporalschaften eingeteilt und auf ihre Stuben führen lassen, den ganz eingeschüchterten Michel aber behielt er zurück, nahm ihn nach seiner Manier beim obersten Rockknopf und sagte: „Nur keine Angst, mein Lieber! Jetzt bist du Soldat, und dein Vater kann dir nichts mehr anhaben. Für drei Jahre bist du seiner Gewalt entrückt, und bis die vorüber sind, wird er wohl anderen Sittnes geworden sein.“

„Wenn er aber zum König geht und mi frei macht!“ wagte der junge Rekrut ängstlich zu erwähnen.

Der Feldwebel lachte. „Das laß mir unsere Sorge sein —“ tröstete er ihn. „Ich werde den Vorfall dem Herrn Hauptmann melden und der Kompagniechef wird deinem Vater schon einen Riegel vorschieben, den er nicht wegzubringen vermag. Bleib du nur immer hübsch brav, und erwirb dir als guter Soldat die Zufriedenheit deiner Vorgesetzten, dann wirst du es hier hundertmal besser haben wie zu Hause.“

Nach dieser Ermahnung durfte Michel, geführt von einem Gefreiten, seinen jungen Kameraden folgen.

II.

Drei Monate vergingen, und aus Michel, der in der Kaserne förmlich aufatmete, war ein schmucker, properer und pflichtgetreuer Soldat geworden.

Als zur Weihnachtszeit jene Rekruten ausgesucht wurden, die wegen ihrer guten Führung beurlaubt werden sollten, stand der Wafenbauernmichel auch auf der Liste, aber er hat den Feldwebel auf das dringendste, ihn zu streichen, denn er fürchtete das Elternhaus mehr wie alles andere.

„Müssen tolle Verhältnisse herrschen bei ihm zu Hause —“ hatte der Kompagniechef gemeint, als ihm der Feldwebel diesen sonderbaren Protest vorgetragen. „Die anderen drängen darauf, beurlaubt zu werden, und der Michel bittet darum, von dieser Vergünstigung verschont zu bleiben. Meinnetwegen lassen Sie ihn hier.“

So blieb Michel die Feiertage über in der Garnison, und er hatte daran ganz recht getan.

Im Herzen des Wafenbauern kochte und gärte es noch immer. Er hatte die erlittene Niederlage vor versammelter Mannschaft, die seinen ganzen Stolz zerschmettert hatte, noch lange nicht vergessen, im Gegenteil, seine Rachsucht gegen den Feldwebel lohnte insgeheim weiter.

„Büass'n muas er's mir, der Bua, wenn er hoamkimm't auf Weihnachten“ — schwor er. „An Ochsenfiesel nimm i und hau ihn rum wiar an Mehlack, weil er mir's dazumal nit g'folgt hat und auffaganga is aus Reih und Glied. Wenn er auf mi g'hört hätt, wär i nit blamiert word'n, i hätt alles auf meine Kappen gnomma, der Fallot scheint aber froh gwen zu sein, daß er auffi kemma is aus sein Batern sein Hof. Aber wart nur, i kriag di schon!“

Völlig rasend wurde er, als Michels Brief ankam, daß er nicht auf Urlaub entlassen würde.

„Dös hat er so g'wohlt —“ schrieb er sein Weib an, „aber es is oa so guat. Nit a Schwanzel soll er kriag'n auf Weihnachten. Enterb'n tua i

ihn, mein Hof verkaaf i und 's Geld kriagt die Kirch.“

In jenem Tage hatten es die Bewohner des Wafenbauernhofes wieder einmal nicht gut, aber mit dem erwähnten „Nichtskriegen“ hatte sich der edle Vater doch arg verrechnet, dafür sorgte schon sein geplagtes Weib, Michels bekümmerte Mutter.

Während er schlief stand sie auf und füllte unter heißen Tränen einen Sack mit Rauchfleisch, Wurst und anderen Liebesgaben, und dieses gab sie mit einem Dutzend blinkender Frauentaler dem Florian, dem alten erprobten Knecht, der am nächsten Tage nach München zur Schranne fuhr. Es brauchte nicht viele Worte zur gegenseitigen Verständigung.

„Bergelts Gott für'n Michl —“ sagte der Alte mit einer Zähre in den Augen. „Is eh gar a liaber, armer Bua. Vom Oberaufseherlei hab i aa scho was. Was moanst, Bäuerin?“

Ueber das abgehärnte Gesicht der Mutter schoß eine freudige Röte.

„Gelt 's Lenei!“ rief sie mit einem Seufzer der Erleichterung. „Ja, die vergißt ihn nit, mein Michl. A bessere Bäuerin köm't gar nit auf den Wafenbauernhof kemma wia die.“

„Ausgnomma die, die iagt drauf is —“ erwiderte Florian mit angeborener Galanterie, weil er mußte, daß so ein kleiner Beweis der Höflichkeit der geplagten und unglücklichen Frau immer wohl tat.

„Da schaut her!“ fuhr er fort, und zog einen Brief aus der Rocktasche. „Gestern abends hab i ihn kriagt; i soll ihn Ent' zoag'n, eh er zua-g'macht wird.“

Die Bäuerin zog das Schreiben hervor, das auch das Bild des lieblichen Mädchens enthielt, und las:

„Mei liaber Michel!

Ich bin immer bei dir und bleib bei dir, wenn dich auch dein Vater enterben tut, wie er gesagt hat. Lieber mit dir betteln gehn, als Wafenbäuerin werden ohne der Eltern Segen. Mein Vater läßt schön grüßen. Ich bet für dich, Michl, daß du brav bleibst und dich in kein Stadtmädel verlieben tußt. Das wär mein Tod. Lieber will ich dich als Leich sehn. Mit tausend
 Bufferln
 deine Lenei.“

Während die Bäuerin dies las und bei den wichtigsten Stellen immer anhielt, füllten sich ihre Augen mit Tränen. Das Weinen fiel ihr sonst schwer, sehr schwer, sie hatte ja an der Seite ihres egoistischen Mannes schon so viel Zähren vergossen, daß ihre Quelle beinahe versiegt war, aber dieser innige Beweis reiner Liebe, der in diesen wenigen Zeilen lag, ließen doch die war-

men Berlen der Erleichterung über ihre bleichen Wangen rieseln.

Warum war es ihr nicht vergönnt, gerade dieses Mädchenherz noch bei ihren Lebzeiten als Schwiegertochter an sich zu schließen und um sich zu haben? Es wäre für sie ein wahrer Sonnenschein gewesen nach all dem Dunkel der trübseligen Jahre.

Lieblosend drückte sie Lene's Bild an ihre Lippen.

„Grüß mir das liebe Dirndl —“ sagte sie, mit zitternder Hand die Rechte des Knechtes ergreifend. „I sag ihr tausendmal vergelt's Gott für die Lieb, die sie mein Michel antuat. Aber laßt spamm ein, Florian, sunst steht vielleicht der Bauer auf und dann wär all unfere Hilf umsunst g'wesen!“

„In zehn Minuten bin i vom Hof und die besten zwoa Ross nehm i“ — versicherte der getreue Knecht. „Wenn i die vorm Wagen hab, so mi der Teufel it einhol'n.“

Wie er versprochen, so hielt er auch Wort. In zehn Minuten waren des Hofes beste Pferde vorgespannt, und mit lautem Peitschenknall ging's zum Tore hinaus.

Die Bäuerin war unterdessen längst schon oben wieder in ihrem Schlafgemach.

Der Lärm unten hatte den Bauern aufgeweckt.

„Der Florian fährt ja heunt schon sakrisch frühzeitig“ — meinte er, ohne sich zu rühren.

„Ja“, erwiderte die Bäuerin, „er hat die zwei Rappen vor und die will er halt nit so abtreiben.“

„So, so, die zwoa Rappen!“ brummte der also Verschiedene verdrießlich. „Alleweil das Beste, und das alles von mein Geld. Die Peitschen soll man so 'an Bagabunden um die Ohren haun.“

Wie immer, wenn ihn eine plötzliche Eingebung überkam, sprang er mit einem Male von seinem Lager auf.

„Was ist denn los?“ fragte ihn sein Weib.

„Bring mir mein bestes G'wand, was i hab, i fahr in die Stadt eini zum König!“ sagte er barsch. „Schon möcht i's mit meine zwoa Aug'n ob der Feldnebel mehr über mein Buam zu sag'n hat, wiar i, sein Vater. Den Michel muas i wieder kriagn und sollt es mit Gewalt sein!“

Sein ganzer Kieselkränkter Bauernstolz, der Recht von Unrecht, das Mögliche von dem Unmöglichen nicht mehr zu unterscheiden vermochte, ward wieder wach und dürrtete nach Rache.

Die Bäuerin seufzte tief auf. „Gott sei Dank“, dachte sie, daß der Florian die zwei besten Pferde vorhat, die holt er nicht mehr ein! Gleich darauf verfiel sie auf eine echt weibliche List. „Willst du

denn dem Michel gar nichts mitbringa zu Weihnachten?“ fragte sie, ihn ernst anblickend.

„Na nit“, brummte der Wasenbauer kurz. „Er verdient höchstens Schläg, und die hatt' er kriagt, wenn er hoamkenne wär.“

Seufzend ging die Bäuerin nun daran, die verlangten Kleidungsstücke zu holen. Sie wußte, wenn ihr Mann sich etwas vorgenommen hatte, führte er es aus. Jeder, nur der geringste Widerstand, brachte ihr eine Tracht Prügel ein, und von diesen Beweisen ehelicher Zärtlichkeit hatte sie während der Zeit ihrer zwanzigjährigen Ehe gerade genug bekommen.

Der Wasenbauer schien es aber mit seinem Fortkommen gar nicht so eilig zu haben. Er suchte hier und dort um Dokumente herum, steckte die ausgewählten in seine Brieftasche, und als es draußen Tag wurde, befahl er einem der Knechte, die beiden „Rasen“ einzuspannen, so nannte er seine zweitbesten Gänse und fuhr nach schnell eingenommenem Frühstück ohne Gruß an jemand ab. Er hatte zuviel Dinge im Kopfe, als daß er noch auf diesen oder jenen geachtet hätte, und außerdem war die Höflichkeit nie seine Tugend gewesen.

III.

Nach gut vier Stunden war der Wasenbauer in München an seinem gewohnten Ausspanngasthof „Zum goldenen Lamm“ angekommen, und er hatte in der Schenkstube kaum die erste Maß Bier hinterher, die ewig durstige Gurgel gejagt, als auch schon sein Knecht Florian vorfuhr. Er hatte als einer der ersten auf dem Schrammenplatze sein Getreide bereits abgefest.

„Ah, der Bauer!“ platzte er in seiner Überraschung etwas verlegen heraus. „Guat'n Morg'n wünsch i! Is alles guat ganga. Da is das Geld. Is mehr wiar i mir denkt hab. Die Troadpreis sand wieder g'stiegn.“ — Hiermit zählte er seinem Herrn eine Menge Talerstücke hin, die dieser mit gierigen Blicken verschlang.

„A guater Knecht bist ja, Florian“, meinte der Wasenbauer, als er die Summe nachgezählt hatte, „aber a Bagabund bist aa. Hab dir's schon oit giagt, du sollst mir die zwoa guaten Ross in Ruah lass'n, aber wer nit hört, dös bist du. Wenn du's wieder tuast, hau i dir die Goasel um die Ohren, verstanden? Hoamzua kamst du dir die zwoa „Rasen“ einspann, die Rappen laßt mir da! So, da haßt a Guldenstück zur Wegzehrung. Deine Rechnung im „Lamm“ zahl i; nu schau, daß d' mir aus'n Gesicht kimmst!“

Florian steckte schweigend das ihm so großmütig verabreichte Trinkgeld ein und entfernte sich, um den für Michl bestimmten Sack in Sicher-

heit zu bringen, denn wer konnte es wissen, ob der mißtrauische Bauer nicht Nachschau hielt und den Futterkasten untersuchte, in dem die heimlichen Weihnachtsgaben für seinen Sohn untergebracht waren.

Der Wasenbauer hatte aber an ganz etwas anderes zu denken. Ihm lag daran, eine Audienz beim König Max II. zu erlangen, der erst vor kurzem von seinem Vater Ludwig I. die Regierung übernommen hatte.

Das war keine Kleinigkeit, denn der junge König war kein Ludwig, der für jedermann zugänglich gewesen und gar oft sich in schlichten Bürgerkleide unter der Volksmenge bewegte.

Er, der Wasenbauer, mußte nun Mittel und Wege finden, um dies hohe Ziel zu erreichen.

Nach dem Frühstück ging er nachdenklich durch die Straßen und kam auch an der Hofgartenkaserne vorüber, auf deren Platz er vor noch nicht langer Zeit seine so beschämende Niederlage erlitten hatte.

Die Kaserne lag damals tiefer als der Hofgarten, so daß man von diesem aus alle Vorgänge auf dem Exerzierplatze übersehen konnte.

Der Wasenbauer kam just zu einer Zeit, zu welcher die Mannschaften unter Gewehr angetreten war.

Sein scharfes Auge hatte gar bald seinen Todfeind, den schnauzbärtigen Feldwebel seines Sohnes herausgefunden, und wo dieser war, konnte auch Michel nicht weit sein, und richtig, dort stand er, der verfluchte Bua, eifrig mit Gewehrshultern beschäftigt.

In diesem Augenblick überkam es den Wasenbauer fast wie ein Gefühl des Stolzes, gleich darauf aber gewann der Haß wieder seine Übermacht über ihn. Er ballte wütend seine Rechte.

„Warte nur, schnauzbärtiger Kerl! Wenn i di derwischert, aus war's mit dir“, schimpfte er halblaut vor sich hin. „Ja, wenn der Ludwigl noch was zu sag'n hätt“, nachzehr wollt i di schon um dein Posten bringa, aber ban Maxel is 's leider anders; bei dem hat nit amal der Gmoavorsteher von Harmatting mehr a Giltigkeit.“

„So, der Gemeindevorsteher von Harmatting seid Ihr?“ meinte ein neben ihm stehender, weißhaariger, gutbürgerlich gekleideter Herr, der gleich ihm den Exerzitiien zuschautete.

„Zawohl, Gott sei Dank, der bin i“, entgegnete der Wasenbauer stolz. „Von den anderen Notigeln zu Harmatting ka ja doch koaner Bürgermoaster werden. Aber hab'n S' vielleicht was dageg'n, Herr Nachbar, weil Sie so dumm frag'n?“

Der Exkönig Ludwig, kein anderer war der alte Herr, schüttelte lachend den Kopf.

„I bewahre, lieber Herr Gemeindevorsteher“,

sagte er, „ich habe nur bewundert, daß Sie so wütend nach dort unten die Faust erhoben.“

„Na, lieber Herr Vetter“, brummte der Wasenbauer, „wenn S' in meiner Haut steckerten, machten Sie aa a Faust, und dös koa floane.“

„Warum?“ fragte Ludwig erstaunt, den der wütende Bürgermeister zu interessieren anfangte.

„Warum? Dös werd i Ihna gleich erklär'n“, sagte der Wasenbauer giftig. „Sehgn S', der schnauzbärtige Feldwebel da unten, der hat mi um meine Vaterrechte bracht.“

„Das ist ja gar nicht möglich!“

„Gwiß is 's mögli“, versetzte der Angezweifelte grob. „Er hat zu mir g'sagt, so lang mein Bua ban Militari is, hab i nig mehr zu kommandier'n über ihn. Is dös nit g'muag?“

König Ludwig zuckte die Achseln. „Meiner Meinung nach hat der Mann recht“, sagte er dann. „Ein Soldat ist von jeher schon der väterlichen Bevormundung entrückt gewesen.“

Der Wasenbauer drehte halb spöttisch, halb mitleidig sein Gesicht dem Sprecher zu.

„Na, da schaut den an!“ rief er geringschätzig. „Sie scheinen mir aa der beste Bruader zu sein, weil Sie zu Gunsten des Militari red'n. Aber mei, man ko's Ihna ja nit in übel nehma. Wessen Brot i is, dessen Lied i sing. Sie sind halt aa amal a Feldwebel gwen und hab'n sich als kloans Beamterl zur Ruah gsetzt, ja i kenn die G'schicht. Wenn es meine Deansiboten anders mach'n tät'n, haut i ihna die Peitschen um die Ohren.“

Ludwig lachte vor sich hin. Er war durch diese Grobheit, die ihm von Leuten, welche ihn nicht kannten, schon vielfach begegnete, nichts weniger als beleidigt; er ließ sich nicht verblüffen.

„Ja, ich bestehe auf meinem Wort!“ fuhr er fort. „Weder König Ludwig noch dessen Sohn, der jetzige König Max, könnten das Recht der Disziplinargewalt aus ihrer Hand geben. Eine Auflehnung gegen dasselbe wäre ein strafbarer Widerstand, dies hat Ihnen sicherlich auch der Feldwebel klar zu verstehen gegeben —“

„Dann hätt i also gewissermaßen gar nig mehr zu sag'n über mein Bua?“ grinste der Wasenbauer immer noch hönisch. „Aber i werd ihn scho auffatrag'n vom Regiment, dös woach i. Im G'feg stoht g'schrieb'n, daß der oanzige Sohn zur Unterstützung seiner Eltern militärfrei bleibt —“

„Zawohl, das steht drinnen“, antwortete Ludwig ohne Umschweife, aber bei Euch, lieber Freund, ist noch die Frage zu stellen, ob Ihr Euern Sohn auch wirklich als Hilfe nötig habt.

„Ah woher, dös tua i bloß aus Fleiß (Absicht), weil mi der Feldwebel vor versammelter

Mannschaft so lächerlich gemacht hat“, versetzte der Wasenbauer mit brutaler Offenherzigkeit.

„Das ist gut, daß ich das weiß,“ murmelte Ludwig ironisch lächelnd.

„Mit wahr, Sie wollen's mir nachmach'n?“ forschte der Bauer ungemein stolz auf seine Pfliffigkeit.

„I woher denn!“ wehrte der König ab. „Mein Sohn ist schon so lange Zeit beim Militär, daß er gar nicht mehr los kann.“

„Siehst, Vetter, hab i's nit gleich g'sagt, daß du aa oaner bist von der militärischen Gesellschaft?“ duzte jetzt der stolze Wasenbauer ohne weiteres seinen neuen Bekannten. „Aber dös schadet nix. Zum Mayel geh i doch auffi und stell eahm den Fall vor. I will sehgn, wer mehr Recht hat, der Felsobel oder i, der Burgermoaster von Harmatting.“

„Wird dich nichts nützen“, antwortete Ludwig, ebenso ungeniert wie der andere und nahm bedächtig eine Prise. „König Max hat mehr zu tun, als wie atz den Gemeindevorsteher von Harmatting zu hören. Für solche Sachen sind die militärischen Instanzen da, an die sich alle vom General bis auf den letzten Mann zu halten haben.“

„Dös ist mir Wurscht, i bin ja koan Soldat!“ meinte der Wasenbauer leichtsin. „Sag mir lieber, war i am besten zum Mayel einikimm!“

„Gut, das sollst du gleich hören und sehen“, rief Ludwig, dem ein jovialer Plan durch den Kopf schoß. „Geh mit mir, ich bin gut bekannt in der Hofkanzlei! Dort mußt du dich anmelden, ehe du zum König gelassen wirst.“

„Abgemacht“, meinte der Wasenbauer. „Auf a paar Maß Bier soll's mir nit ankemma, weil du mir den G'fallen tuast, und wenn die G'schicht guat auffi geht, und i mein Buam freikriag, sollst an Schinken hab'n von mir, wie du noch koan so schön' g'sehgn hast.“

IV.

Vom Hofgarten bis zur alten Residenz ist's bekenntlich nicht weit, und alsbald waren die beiden an dem zeit- und sturmverwitterten Schlosse angekommen. Unterwegs war es dem Wasenbauern schon aufgefallen, daß sein Begleiter von sehr vielen Bürgern und Frauen auf das ehrfurchtvollste begrüßt wurde, und mit der Zeit wurden ihm diese Höflichkeitsbeweise beinahe unheimlich, denn ihm konnten sie ja nicht gelten. Vor dem hohen gotischen Portal hielt er seinen Begleiter plözlich an.

„Sag mir mal, Vettermann,“ fragte er mißtrauisch, „du bist wohl so a Art Schreiber oder

Hoflakai da drinna, weil di die Leut alle so guat fema?“

„Ja, ja — so was werd ich wohl schon sein,“ meinte Ludwig höchst gleichgültig.

„Na, dann bitt i halt recht schön um Verzeihung, daß i an so hohen Herrn beleidigt und „du“ g'sagt hab zu eahm,“ entschuldigte sich der Wasenbauer höchst unterwürdig und schwenkte seinen mit Goldschnüren geschmückten Hut.

„Ist schon gut — ist schon gut!“ beschwichtigte ihn der also Geschmeichelte und führte ihn durch ein kleineres Tor auf den Korridor, durch welchen man direkt in die Privatkanzlei des Königs gelangte. Dort öffnete er ohne weiteres eine Tür, schob den Wasenbauer vor sich her hinein und folgte ihm auf den Fuß.

Es war selbstverständlich, daß sich beim Eintritt Ludwigs alle Anwesenden respektvoll von ihren Sitzen erhoben, der König aber winkte ab und sagte einem der Hofsekretäre, daß der Gemeindevorsteher von Harmatting gekommen wäre, um sich beim König Audienz zu erbitten. Dabei zwinkerte er mit den Augen, und der Beamte hatte ihn sofort verstanden.

„In welcher Angelegenheit wollen Sie zur Majestät?“ war natürlich die erste Frage.

„Zweg'n der Befreiung meines Buam bom Regiment; i brauch ihn notwendig dahoam,“ log der Wasenbauer etwas schüchtern.

„Haben Sie stichhaltige Gründe?“

„Bin i nit alleinig maßgebend, wenn i meine Beweise vorbring,“ sagte der Gefragte ausweichend.

„Nein, das genügt nicht und wenn Sie zehnmal der Bürgermeister von Harmatting wären,“ entgegnete der Sekretär recht wenig freundlich. „Sie brauchen dann zwei einwandfreie Zeugen.“

„Einen hätt i ja,“ meinte der Wasenbauer dreist und sah sich nach dem freundlichen „Lakai“ um, aber dieser war verschwunden; Ludwig war durch eine Seitentüre in das anliegende Gemach geschlüpft.

„Ja, wo is er denn auf oamal hin?“ stotterte der Verlassene verlegen.

„Wer?“ fragte ihn der Beamte.

„Nu mei Freund, der Schreiber oder Lakai, was er is!“ versetzte der Wasenbauer ärgerlich.

„Schreiber oder Lakai?“ fuhr der Sekretär verdutzt auf und stellte sich in seiner ganzen Länge vor dem Wasenbauer auf. „Mann, haben Sie denn keine Ahnung davon, wer der sogenannte „Schreiber“ und „Lakai“ gewesen ist?“

„Wia soll i denn dös wissen? I hab ihn ja mei Lebtag noch nia g'sehgn“, antwortete der Gemeindevorsteher von Harmatting, aus seiner Rolle fallend.

„Na, dann will ich es Ihnen sagen“, meinte der Hofbeamte mit feierlicher Stimme. „Jener Herr, Ihr freundlicher Führer, war unser alter König, Seine Majestät Ludwig I.“

„Jessas Mariandl und Joseph!“ stieß der Wasenbauer erblichend und vor Entsetzen zurücktaumelnd, hervor, „nu is gieit (gefehlt), nu bin i gliefert.“

Mit zitternder Hand hob er wieder seinen kostbaren Hut auf, der ihm bei dem jähen Schreck entfallen und ein um das andere Mal murrmelte er ganz fassungslos: „Das war der Ludwigl, die alte Majestät. Was geschieht nu?“

„Das müssen Sie doch als Bürgermeister selbst wissen, ob Sie jetzt Ihr Audienzgesuch noch aufrecht erhalten wollen oder nicht“, meinte der Sekretär schadenfroh.

„Na, i ziahg's z'ruck, iaht mußt es mi ja doch nu mehr“, stotterte der Wasenbauer ganz zerknirscht.

„Warum denn nicht?“

„Dös woaß i besser“, stöhnte der Gefragte. „Der Ludwigl -- Jessas, die alte Majestät wollt i sag'n, hat gmoant, wiar i eahm meine Gründ verraten hab, zwegn dena i mein Buam freihaben will, „dös is guat, daß i dös woaß.“ O Jessas, der wird mir a schöne Suppen einbrocken bei der jungen Majestät! Liabe hochgeehrte Herren, i bitt Ihna kniafällig, lassen Sie mi guatwillig

aussi! I versprich's Ihna heilig bei meiner armer Seel', daß i mein Lebtag um koa Audienz mehr einkimm.“

Lachend wurde ihm diese Bitte, die ja nicht abgeschlagen werden konnte, gewährt, und ganz „zerdrückt“, wie man in Bayern zu sagen pflegt, und schweigend trat der Wasenbauer seine Heimfahrt an.

Man wunderte sich zu Hause nicht wenig über das niedergeschlagene Aussehen des sonst so gestrengen Gebieters. Da mußte in München etwas ganz Furchtbares vorgefallen sein, das ihn so mit einem Male von seinem ganzen Stolze entblöhte.

Erzählt hat es der Wasenbauer nie, was ihm in der Residenz widerfahren, aber von jener Stunde an war er ein anderer Mensch, ein gerechter Herr, ein liebevoller Gatte und Vater.

Er zitterte stündlich vor der Strafe wegen Majestätsbeleidigung und auch davor, daß schließlich sein Gefunde oder gar Michel gegen ihn aussagen könnten. So kam es, daß er schließlich auch gar nichts mehr dagegen hatte, daß sein Sohn nach absolvierter Militärzeit die vorher so verachtete Lenei als Wasenbäuerin heimführte.

Der Wasenbauer hatte es auch nicht wieder versucht, die an den schnauzbärtigen Feldwebel verloren gegangenen Vaterrechte zurückzuverlangen. König Ludwig, der alte Bayernkönig, sein „Freund“ aus dem Hofgarten, hatte es ihm zu sehr verleidet. —

„s Nannei.“

Gebirgs Erzählung von Luise Cammerer.

Ein Waisenkind war das „Nannei“, ein welt- und menschenverlassenes Dirndl, das bei seiner Geburt das höchste Gut im Leben, sein Mutterl verloren hatte und dessen Vater, ein tyroler Liedersänger und Zitherpieler, nach dem Tode seiner Frau nach Amerika ausgewandert war und von dort aus nie wieder von sich hören ließ.

Wie ein Pflänzlein am Weg wuchs das Dirndl in die Höhe, denn die ärmliche Gemeinde, die des Geldes wenig, der Lasten viele hatte und keinerlei Ausgaben noch irgendwelche Sorgfalt auf ein Gemeindefind zu verwenden vermochte, kümmerte sich nur wenig um sein Wohl und Behe, zumal der eigene Vater sich jeder Verpflichtung entzogen hatte.

Mit dem ersten sicheren Lebensschritt trat der bittere Ernst, traten die Sorgen an das Nannei heran. Selbst noch ein schwächliches, hilfloses, der Pflege bedürftiges Geschöpf, wurde es bereits zu allerlei Dienstleistungen herangezogen, damit

es sein kärgliches Brot nicht umsonst esse. Vom Frühjahr bis zum Spätherbst, wenn längst schon tiefe Schatten in das Tal fielen und der letzte spärliche Graswuchs der Bergalden sich in stumpfes, trockenes Grau verwandelt hatte, verblieb das Nannei hoch oben in den entlegensten Almen des Pferschtalergebietes und weidete die Ziegen und seine Nahrung bestand einzig und allein, aus hartem Schwarzbrot und Käse, wozu es einen Labetrunk aus irgend einem rinnenden Bergquell genoss.

In den wenigen Stunden winterlichen Schulbesuches sammelte es an Kenntnissen so viel, als es gerade für sein kümmerliches Dasein benötigte, alles weitere Wissen wäre überflüssiger Ballast gewesen für das arme Waisenkind, dessen Leben sich bei harter Fronarbeit in weltentlegener Gebirgseinsamkeit, abspielte. Und dennoch besaß das vernachlässigte, verlassene Menschenkind ein gar weiches, empfindsames Gemüt, welches Liebe gab

und Liebe forderte und das, — da ihm in der Abgeschiedenheit der Bergwelt jeder Verkehr mit den Menschen oft auch monatelang versagt blieb — einen ganzen Fond von Liebe in sich aufspeicherte und diese Liebe zunächst auf seine Umgebung, auf die Tiere und Pflanzen übertrug. Kein Blümlein oder Krätlein gab es, das Nannei nicht kannte. Jede buntgefleckte Eidechse, jeder farbenfrohe Falter, sogar der grüne Wetterprophet, der aus dem Grafe nach ihm auslugte, wurde zu einem liebvertrauten Gefellen seiner Einsamkeit, und wann sich hie und da eine Lawine von den höchsten Bergesgipfeln löste und donnernd zu Tale stürzte, so bangte es nicht für sich und sein eigenes junges Leben, sondern für das Wohl seiner ihm anvertrauten Herde, die vollzählig wieder zurückzubringen es zugesichert hatte. Nach seinem zwölften Lebensjahre nahm Nanneis Almendienste ein Ende, es wanderte als Stalldirn aushilfsweise von Hof zu Hof, um sich in allen landwirtschaftlichen Arbeiten, in der Pflege des Hornviehs, in der Geflügelzucht und im Feldbau zu vervollkommen und einen höheren Lohn zu erzielen. Mit siebzehn Jahren trat es im Fichtenhof einen ständigen Dienst an. Der Fichtenbauer, ein noch junger, stattlicher Mann, hatte einen großen, verschuldeten Hof, dazu ein kränkliches, verdrossenes Weib und vier blonde, krausköpfige Kinder, von denen das Älteste, die Moidel, sechs Jahre, der kleinste, der Andres, zwei Jahre zählte. Da gab es Arbeit über Arbeit, knappe Kost bei geringem Lohn und heftige Worte. Die Bäuerin, eine durch vieles Kranksein verbittert und mürrisch gewordene Frau, keifte und stritt vom frühen Morgen bis zum späten Abend nicht nur mit ihrem Mann, dem sie den Rückgang des Hofes zum Vorwurf machte, sondern auch mit den Kindern und mit einem jedem, der in ihre Nähe kam. Niemand konnte ihr etwas recht machen und die Nannei sah schwere Tage; dennoch blieb es Jahr um Jahr. Die vier blonden Krausköpfe bewährten sich als eine gute Zugkraft; alles was die Bäuerin an Härte und Unge rechtigkeit sündigte, sühnte die Nannei an den Kindern, durch seine warme Zärtlichkeit. Wie Kletten hingen sie an dem Nannei, das über aller Arbeit auch seine Jugend vergaß und gar nicht wahrnahm, wie hübsch und stattlich es anzuschauen war und wie verlangend die Burschen nach ihm ausblickten.

Nach vollbrachter Stall- und Hausarbeit, wenn im Hofe längst alles der Ruhe pflegte, saß das Nannei noch lange bei spärlichem Lampenschimmer vor einem Berg von zerrissenen Kinderstrümpfen und seine müden verarbeiteten Hände ruhten nicht eher, bis alle Schäden des Haushaltes in Ordnung gebracht waren.

Auch der Sonntag brachte ihr nur kurze Ruhezeit. Ein einmaliger Kirchenbesuch in der eine halbe Wegstunde vom Fichtenhof entfernten Dorfkirche war die einzige Erholung, die man ihm nach harter, mühevoller Werktagsarbeit vergönnete und auf dem Heimweg von einem Kirchgang geschah es auch, daß es sein Herz verlor und die Bekanntschaft des Reifnersepp machte, eines Burschen kraftvoll und schlank wie ein junger Eichbaum, so recht eine jener herzerfreuenden tiroler Naturgestalten, wie Meister Defreggers Künstlerhand sie uns in seinen herrlichen Werken vorführt. Der Reifnersepp hatte sich bei einem Verwandten im Grödnertal als Bildschnitzer herangebildet, es in diesem Fach zu einer tüchtigen Kraft gebracht, weshalb er ein hübsches Stück Geld verdiente, mit dem er jedoch nicht besonders hauswäckerlich umging. Weit und breit als ein flottes leichtes Blut, als eine Art ländlicher „Don Juan“ bekannt, verstand er es gründlich, den ländlichen Schönen Köpfe und Herzen warm zu machen und sie mit allerlei Versprechungen zu betören, ohne es je ernst damit zu nehmen.

Sich an das bläugige Nannei heranpirschend, redete er es keck an: „Na, Dirndel, wohin des Wegs? Gehst nit mit zum Tanz zum Sternbräu? Du bist einmal ein stilles zurückhaltendes Dirndel!“

Sein blitzendes nachtschwarzes Auge umfaßte ihr junges, frischgerötetes Antlitz, dessen Hauptreiz in ein paar prächtigen Blauaugen und einem schwellenden Kirschennmund bestand. „Du bist doch eines von den allerzäubersten Dirndeln um und um in der Gegend, eines, an dem ein richtiger Bursch all sein Lebtag seine Freud' haben könn! Geh Schazerl, tu mirs zu lieb und komme a bissel zum Tanzen, nachher lasse ich einen extrigen „Ländlerischen“ aufspielen für uns zwei.“

„A na, beileib nit, das geht nit an und es darf auch gar nit sein!“ wehrte Nannei den Versuch ab, obgleich ihre Wangen wie Feuer brannten und ihr Herz in Sehnsucht nach gänzlich unbekanntem Freuden laut pochte und hämmerte. „So ein armes, einsichtiges Dirndel wie ich, das ist doch nicht zur Freud auf der Welt, sondern zur Dienstbarkeit und im Fichtenhof da gibts grad Arbeit gnug, das darfst glauben. Da bleibt für einen Dienstboten kein Feiertündel übrig. Die Bäuerin ist immer fort krank und hat keinen Sinn für die Lustbarkeit, die tats gewiß nit erlauben, daß ich zum Tanzen ging!“

„Dann mußt Du bald Deiner Bäuerin folgen und schön friedsam daheim im Hof bleiben!“ fertigte sie der Sepp schroff ab. „Ich mein schier, ein Mensch, der arbeitet, will manchmal auch eine Freud haben! So ein altes krankes Weib denkt

hald nimmer dran, wie heiß in der Jugend das Blut wallt und mißgönnt deswegen einem jeden sauberen Dirndel die Lebensfreud! Ein klein Bißel will man doch vom Leben auch haben.“

„Wohl, wohl, im Fichtenhof ist's hart sein, viel Arbeit, geringe Kost und schlechter Lohn und nit ein gutes Wort jahraus, jahrein,“ seufzte Nannei bedrückt. „Der Bauer schafft und schafft, democh gehts allweil rückwärts, weil er den Hof von seinen Vorfahren her schon verschuldet übernommen. Weißt es doch selbst, daß sein Ahnl mit dem Hofer Andreas für unser tiroler Land seinen Tod gefunden hat und droben im Waldfriedhof bei Jmsbruck gefallen ist. Sein Vater selig, der hat nachher auch kein Glück und keine Freud nimmer gehabt auf der Welt und so ist Drangsal und Trübsal allweil Gast geblieben im Fichtenhof. Der Bauer ist brav und spärt, wo es nur angeht, aber die Doktoren und die Medizinglajeln, die kosten ihm ein hübsch Stück Geld; deshalb kommt er halt gar nit wieder in die Höh, der arme Mann. Wann ich Geld hätt, dem tät ich helfen, schon wegen der Kinder. Die sind lieb, die meinen es gut mit mir“ — Nanneis Augen glänzten — „ihrentwegen bleib ich auch im Hof, solange es nur angeht. Es ist Pflicht und Schuldigkeit, bei den Leuten auszuhalten.“

„Nachher mußt Du halt Deine Pflicht und Schuldigkeit tun und ein altes, überständiges Dirndel dabei werden,“ gab Sepp geringschäßig zur Antwort. Einen großen Dank wirft Du Dir nit einhandeln bei der Geisichte. Soviel ich gehört habe, wird der Fichtenbauer bald genug zu den Abgehauften gerechnet. Behüt Dich Gott, Nannei, im Pflerschtal gibts Dirndeln genug, die mit mir zum Tanzen geh'n. Nir für ungut! Er ließ das verdutzte Dirndel stehen und schlug einen Fußweg ein, der seitwärts durch die Felder zu dem zunächstliegenden Nachbardorf führte.

Unschlüssig blieb Nannei eine Weile am Paze stehen. Das Blute jagt ihr wie Feuer durch die Adern und ihr junges Herz wurde von den widerstreitenden Empfindungen gequält. Heiße unruhige Wünsche störten ihr stilles, friedvolles Denken.

„Sepp!“ flüchtigen Fußes eilte sie ihm nach. „Wenn ich gewiß wüßte, daß Du es mit einem verlassenen Dirndel, das gar nichts hat als seine Ehr, rechtschaffen meinen würdest, nachher tät' ich meine Bäuerin bitten, mir auf ein paar Stündl frei zu geben. Nachher komm ich zum Tanz ins Sternbräu!“

„Suche!“ Der Sepp stieß einen langgezogenen Zuchzer aus, der lange in den Bergen nachhallte, umfakste das Dirndel und buffelte es mitten am Begrain nach Herzenslust ab, bis es sich kräftig

zur Wehr setzte und sich mit einem Ruck aus seinen Armen befreite.

„Das geht nit an und es darf auch gar nit sein!“ sagte sie im bestimmten, entschiedenen Ton, eine Liebshaft, die nit zu einer christlichen Ehe führt, die taugt mir nit und auf eine solche geht das Nannei nicht ein! Kannst Dirs noch einigemal überlegn, bevor Du mit mir anbindest. Geld und Gut bring ich Dir nit ins Haus, aber ein paar gesunde, fleißige Händ und eine Lieb und eine Treu, ohne Falsch, wenn Du mit dem vorlieb nehmen willst, Bua?“

„Wohl, wohl, mir gefällt Du wie Du gehst und stehst!“ beteuerte er lächelnd, wobei er zwei Reihen blitzblanker, gesunder Zähne zeigte. „Ich halt nit viel auf Geld und Gut. Zwei paar kräftige Händ schaffen leicht soviel her als ein junges, verliebtes Paar braucht!“ Mit einem herzlichen Händedruck gingen sie auseinander, der Sepp jodelnd und juchzend, doch mit einem pffigen falschen Gesichtsausdruck, der eher auf alles andere, nur nicht auf die Aufrichtigkeit seiner Gefühle schließen ließ.

„Zum Tanz ins Sternbräu und gar mit em Reißnersepp, nein Nannei, dazu gebe ich keine Erlaubnis!“ Die Bäuerin erwidert es mit müder Stimme auf Nanneis Bitte, um einige Freistunden. In warme, wollene Tücher gewickelt, lehnte die bleiche, blutarme Frau am eingeheizten Kachelofen, da es sie trotz Sommerszeit und Sonnenwärme beständig fro. „Du bist ein junges, unerfahrenes Dirndel,“ fuhr sie langsam fort, „eines, das die Männerleut noch nicht kennt und den Reißnersepp schon gar nit. Der Bursch steckt von Kopf bis zum Fuß voll Falschheit, verdreht allen Dirndel die Köp' und wenn ers in Unehrl gebracht hat, dann gehts wies geht, dann ist aus mit der Freud und mit der Liebshaft!“

„Das ist eine schlimme Nachred, Bäuerin, man muß nit alles glauben, was die Leute reden!“ suchte Nannei den Burschen in Schutz zu nehmen. „Ein Bißel von der leichten Seite kann er schon haben, aber deswegen ist er noch nit schlecht! Weißt Bäuerin, einer der so freundlich schaut und so lieb redet, der muß doch auch ein gutes Herz in sich tragen! Und er hat auch gesagt, daß ers ehrlich meint und daß zwei paar rührige Händ' für ein einfaches Leben auslangen.“

„Und hat Dich angelogen, der Lügenlippel, der falsche!“ erwiderte die Fichtenbäuerin hart. „In der ganzen Gegend fragte er nach den reichsten Dirndel umeinander und wenn ihm der Sternbräubenno seine Leni gegeben hätt' dann wäre längst Verspruch gewesen. Mit dem wärst Du bös aufgerichtet, Du gingst gradaus ins Glend hinein!“

„Mir gefällt der Bursch und ich täts probieren mit ihm,“ sagte Nannei zuversichtlich.

„Nun versuchs!“ rief die Bäuerin, sich zornig von ihrem Sitz erhebend. „Gelt, was aus mir und meinen Kindern wird, darnach fragst du nit, wenn nur die Liebshaft zu ihrem Recht kommt. Hast doch ein Stück Elend vor dir, wie es schlimmer auf Erden nit sein könnt, und der Sepp ist kein Fichtenbauer, der all seiner Lebtag ein krankes Weib um sich dulden tät. Wenn der Sepp ein richtiger Mensch wär, der ehrlich mit dir meinen würde, käm er zu uns in den Hof und gäb meinem Bauern ein gutes Wörtl, dann hätt' ich nichts mehr einzuwenden gegen die Sache, Nannei. Darfst mirs glauben, Nannei, wenn ich auch oftmal schimpfe, streit', deswegen weiß ich dir doch Dank und meins gut mit dir, weil du ein braves, richtiges Dirndel und meinen Kindern wie eine Mutter bist. Die Fichtenbäuerin weinte.

Die Nannei legte den Arm stützend um die hilflose hinfallige Frau, deren Bedenken ihr einleuchteten. „Ich werds dem Sepp vorstellen, Bäuerin,“ sprach sie beruhigend auf die Erregte ein, „mit der Heirat eilts mir wirklich nit, schon wegen eurer Kinder. Der Sepp soll zuerst mit meinem Bauern drüber reden und nachher ein bißel auf den Heimgarten zu uns in den Hof kommen, das ist anständiger, wie wenn er freit auf dem Tanzboden.“

Damit gab sich die Fichtenbäuerin zufrieden.

Doch der Sepp der lachte das Nannei ganz gehörig aus, als es ihm seine Wünsche nahelegte; unter seinem Schmeicheln und seinen heißen Küßern erlahmte der Widerstand des Dirndel, es bewilligte ihm manche geheime Zusammenkunft. Die Liebe machte das Nannei kopfslos und lässig, nahm ihm die rege Arbeitslust und reizte es zum Troß gegen die Dienstherrschaft. Der Sepp übte eine fast dämonische Gewalt auf das Dirndel aus und verleitet' es zu allen möglichen Ungehörigkeiten. Aber die Leiter stieg es zum Fenster herab, um dem Burschen zum Tanz oder zu einem Stelldichein zu folgen und alle Warnungen und Scheltworte der Bäuerin, alle eindringlichen, freundlichen Ermahnungen des Bauern blieben in den Wind gesprochen. Allmählich aber tauchten doch Zweifel an seiner Aufrichtigkeit in Nanneis Seele auf; man wollte ihn da und dort an der Seite der reichen Sternbräuleni gesehen haben, allein ein Liebeswort Sepps, ein zärtliches Bussel, verschuchte allen Argwohn. An den Kindern hing sie noch immer mit rührender Anhänglichkeit; die hielten sie wie mit Klammern im Fichtenhof fest und so sehr auch der Sepp gegen diese Anhänglichkeit ankämpfte, nach einer Veränderung ihres Dienst-

verhältnisses drängte, und ihr anriet, als Kellnerin im Sternbräu einzutreten, dem widerlegte sie sich ganz entschieden und nach wie vor blieb sie als Dirn im Fichtenhof.

Unter Hoffen und Fürchten verging der Sommer. Als der Herbst ins Land zog, hielt der Reißnersepp öffentlichen Verspruch mit der reichen Bruchbräuleni, wobei es hoch herging, bis zum helllichten Morgen gezechet und getanzt wurde und die Verlobungsfeier mit einer solennen Kauferei abschloß.

Das Nannei hörte durch die geöffneten Fenster des Sternbräus die lustigen Weisen, die die Dorfpapelle zur Verlobungsfeier aufspielte, sah das Brautpaar Seite an Seite sitzen, sah das sieghafte Lächeln um den stolzgeschwungenen Mund der geldreichen Braut und den heißen, unruhigen Blick des Sepp und vermochte die Wahrheit des Geschauten doch nicht zu erfassen. Wie ein Gaukelspiel erschien ihr das Ganze, Lug und Trug der Bräutigam, Lug und Trug die Braut und ihre ganze Umgebung. Wie im Taumel kehrte das Dirndel in den Fichtenhof zurück. Still ertrug es seinen Herzenskummer, still verrichtete es seine Arbeit. Doch einmal, als der Sepp sie bei der Arbeit ansprach, seine Treulosigkeit und Falschheit zu entschuldigen und zu beschönigen versuchte, es mit Bitten bestürmte, ihm ein Stelldichein zu schenken, da schnellte das Nannei wie eine Wildkatze an ihm in die Höhe und schlug, biß und fragte nach ihm, daß er Mühe hatte, sich ihrer Kraft zu erwehren, und vor ihrem Zorneswüten Reißhaus nahm. Das Nannei stand am Wegrain und lachte, lachte, bis ihr das Wasser in die Augen schoß und als Tränen über die Wangen floß. Abscheu und Verachtung blieben als Keilgefühle von der ehemals heißen Liebe für den Burschen in ihrem Herzen zurück. Ein Bursch, der keine Schneid hatte, der war für sie abgetan. Sie hatte ihre Genugthuung gehabt und darin ihre Befriedigung gefunden und der Sepp hütete sich seitdem vor jeder weiteren Begegnung.

Am Anfang des Winters, die Berge lagen bereits tief im Schnee, und ein frostklarer, blauer Winterhimmel breitete sich darüber aus, da stapfte der Gemeindebote auf den Fichtenhof zu und verlangte die ehrengedachte Jungfrau Nannei Krieglechner in einer wichtigen Sache zu sprechen.

Nannei folgte dem Ansuchen nicht ohne einiges Herzklopfen.

„Zum Bürgermeister sollst morgen kommen,“ berichtete der Bartel schier atemlos vor Amtseifer. „Eine mächtig große Schrift ist drüben aus Amerika an unsern Bürgermeister eingetroffen. Dein Vater solls zu etwas gebracht und dir eine großmächtige Erbschaft hinterlassen haben.“

Das Nannei lächelte ungläubig.

„Das wird ein Irrtum sein, Bartel, ich und eine Erbschaft. Das ist ja gar nit auszudenken,“ erwiderte es herb. „Wenn der Vater Geld gehabt hätte, nachher hätte er mir bei seinen Lebzeiten etwas geben sollen, daß ich nit wie ein Hunderl umeinander gejagt worden wär, das keinen Herrn hat! Der Vater ist gestorben oder verdorben, und ich, ich hab' zwei Händ', die schaffen können!“

„Ich hab' meine Sache ausgerichtet, alles andere geht mich nichts mehr an,“ tu, was du magst, Madl,“ gab der Bartel wichtig zur Antwort. Wenn du ans Heiraten denkst, der Bartel ist noch ledig, dem tät ein sauberes Weib auch noch gefallen!“

Das Nannei lachte hellauf, die vier flachsköpfigen Fichtenbauernsprößlinge, die ihr Nannei lange nicht mehr lachen gehört, stimmten vollkählig in ihr Gelächter ein und selbst den Mund der bleichen, franken Bäuerin teilte ein stüchtiges Lächeln.

Erzürnt über den allgemeinen Heiterkeitsausbruch, der auf seinen achtbaren Heiratsantrag erfolgte, verließ der alte, härbeißige Gemeindevater die warme Stube.

„Gelt Nannei, den häßlichen Bartel nimmst nit?“ bettelte das Moidel und drückte den blonden Krauskopf fest an das Dirndel; der Andres, das Beserl und die Broni drängten hinzu, und schmiegeten sich eng an Nannei an, das zärtlich die Kinder umfaßte.

Um den Mund der Bäuerin zuckte es wieder schmerzlich, ihr Auge feuchtete sich, doch sie schwieg.

Das war Liebe, die sich für Liebe gab, daran durste sie nicht rühren, sondern der treuen, selbstlosen Hingabe des Dirndels nur Dank wissen.

Der Bürgermeister war nicht allein, als das Nannei die Amtsstube betrat; außer ihr befand sich der Reisknersepp noch im Zimmer. Er war gekommen wegen seiner Heiratspapiere. Heißes Rot überflamnte sein Angesicht, als er das Nannei gewahrte, doch schen wick sein Auge ihrem ruhigen, kühlen Blick aus.

„Schon längst hab' ich ein paar Wörtel im Vertrauen mit dir reden wollen, Sepp,“ sagte der Bürgermeister nicht im besonders freundlichen Ton, „doch bis jetzt hat sich noch keine Gelegenheit dazu getroffen. Das Nannei ist ein stilles, braves Dirndel, das nit weiter redet; daher nimmst mirs halt nit übel, wenn ich dich jetzt in ihrem Beisein verwarne. So darfs nit fortgehen, die Lumperei in der Gemeinde! Aus dem Grödnertal ist mir eine Klag' zugegangen, daß du ein braves Dirndel, das Madel von einem Bildschnitzer, befört hast und jetzt nit mehr von dir hören läßt; bei

uns, da hältst du Verspruch mit der Sternbräuerleni, und schleichst noch einer jeden Stallbirn nach. Ein Lump und Loder bist du, für den es an der Zeit ist, ein richtiges Leben zu führen. Ich werde heute mit meinem alten Freund, dem Sternbräuer reden über die G'schicht' und ihm das Schreiben vom Grödnertal Bürgermeister in Vorlag bringen. Nachher wollen wir weiter schauen!“

Der Sepp wirbelte den vollen Schnurrbart in die Höhe, doch seine Reckheit ließ ihn trotz Nanneis Gegenwart nicht im Stich.

„Es ist schon, wie es ist!“ erwiderte er leicht hin. „Ich hab' halt eine sakrische Freud' an den Dirndeln, ob flachshaarig oder schwarzköpfig sind; ein jedes tut mir gefallen! Es ist doch nit unrechtes dabei, wenn mans ein bissl gut meint damit. Sie wollens ja so haben, und wenn ich nur einen Finger ausstrecke, an die zehu sauberen Dirndeln hängen dran!“ Er lachte übermütig, in sieghafter Lebensfreude, daß es das Nannei schmerzlich durchzuckte. „Geh, Bürgermeister, sei kein solcher grantiger Kappel, bist doch auch einmal jung gewesen. Schau die Berge an, jetzt sinds voll Schnee, völlig frieren kanns einen, wenn man sie anischaunt. Doch wenn die Sonne hinein scheint, nachher werden sie warm, da glühts und leuchtet wie das Blut in uns. So isfs auch mit der Lieb'. Die fragt nit viel um einander, die gibt und nimmt, und nachher isfs glücklich dabei!“

„Ein Glück von kurzer Dauer, dem ein langes Leben voll Reue nachfolgt, wenn der Glücksrausch ein End' hat,“ gab Hochrainer bedächtig zur Antwort und zündete seine Pfeife an, „weist, du redst daher wie ein dummer Schulbub, nit wie ein richtiger Mann, der bald in den heiligen Ehestand eintreten will. Du tätst Bräuch und Sitten einführen, die uns keine Ehr, nur Schand einbrächten. Wir sind nit im Welschland oder Frankreich, wir sind im Tiroler Landl, wo ein Mann zum Wort steht, auf geheiligtem Boden, wo das Blut unserer Väter und Großväter für die Freiheit in unseren Bergen, für das Vaterland geflossen ist. Merk dirs, ehe du so despektierlich mit mir redest! Ein Dirndeljäger bist du, dem ich sein Handwerk schon zustutzen will, nit aber ein Bildschnitzer, der unserem Herrgott eine Ehr schenkt und ihm im Herzen ein Pläzl frei hält!“ Streng zeigte er auf die Türe. „Geh, deine Heiratschriften kriegst du, wenn ich mit dem Sternbräuer fertig bin!“

Mit zornsprühenden Blicken stürmte der Sepp am stilllächelnden Nannei vorbei und zur Türe hinaus.

„Tu dich setzen, Nannei!“ Der Hochrainer paffte eine mächtige Rauchwolke vor sich hin. Er befand sich in einiger Verlegenheit und kramte in

den auf seinem Schreibtisch offen liegenden Papieren herum.

„Es ist dir all deiner Lebtag nit zum Besten gegangen, Nannei,“ sagte er freundlich ernst. „Allweil hast schaffen und schaffen müssen und nie ein Bissel Freud dabei gehabt. Weißt es doch selbst, wie arm die Gemeinde ist und dein Vater hat nie etwas von sich hören lassen. In Amerika sind ihm halt auch keine gebratenen Tauben in den Mund geflogen. Die Tiroler Lieder und das Zitherspiel haben ihm nit recht viel eingetragen. So hat er gerad Not und Sorgen genug gehabt und das Heimweh ins Pferschtal hat ihn dazu auch noch ganz gewaltig gepackt. Vor so etwa zehn Jahren ist es ihm endlich besser gegangen. Da hat er zum zweiten Male geheiratet, eine Witwe, die eine bayerische Bierstube offen hielt, sehr reich war, deinem Vater aber auch ein rechtes schlimmes Leben bereitere, weswegen er nie etwas für dich tun konnte. Vor einem Jahr ist seine zweite Frau verstorben, nachdem sie ihm alles testamentarisch hinterließ.“

Hochrainer schwieg eine Weile, dann fuhr er fort: „Er war jetzt ein reicher unabhängiger Mann und dachte an die Heimkehr, hatte auch sein Haus bereits verkauft und alles zu Geld gemacht. Da kam eine Krankheit über ihn, von der er nicht mehr aufstand. So hat halt dein Vater die Heimat nit wieder gesehen, doch sein Kind ist ihm noch am Herzen gelegen, drum bist du seine einzige Erbin geworden, und erbst so an die 55 000 Dollar von ihm.“

Nannei atmete tief, tief auf. Ein wehes, bittres Lächeln hob ihren Mund. Was lag ihr jetzt noch am Geld, wo alles Hoffen auf ein Glück in ihr erloschen war!

„Ein großmächtiges Stück Geld ist's, das dir da ganz unerwartet zufällt, Nannei,“ endigte Hochrainer seinen Bericht, „und weil du ein braves, rechtschaffenes Dirndel bist und auch ein gutes Herz hast, so hoff ich halt, daß du deiner armen Heimatgemeinde auch einbissel etwas zukommen läßt. Ein Schloß könntest dir kaufen und ein Herrenleben führen, wenn du wolltest!“

„Ein Schloß und ein Herrenleben, nein, das tut das Nannei nicht, das schafft brav weiter,“ erwiderte das Dirndel unbeirrt. In seinen Augen bligte es wie Spott. „Ich danke dir vielmals für deinen guten Rat und für die Benachrichtigung, Bürgermeister, doch ich glaube noch allweil, die Geschichte mit dem vielen Geld ist erlogen. Es tät mich auch gar nit freuen, des Geld! Ein guts Wörtl, ein bissel treue Fürsorge, oder ein liebs Briefel von meinem Vater, das wäre mir lieber gewesen, wie die ganze großmächtige Erbschaft.“

Wenn es aber doch wahr sein sollte, nachher stellt mir halt eine Schrift aus, eine Berechnung, wie viel die Gemeinde in all den Jahren her für meine Pflege und Warte ausgelegt hat, mit Zinien zahl ichs heim die Schuld, damit niemand einen Schaden leidet durch mich!“

Das Blut schoß dem Hochrainer jäh ins Gesicht, er wollte auffahren, heftige, verweisende Worte drängten sich auf seine Lippen, allein vor dem festen, eindringlichen Blick des armen, vernachlässigten Waisenkindes blieben sie ungesprochen; er senkte beschämt sein Auge. „Hier überhändige ich dir die gerichtlich beglaubigte Testamentsabschrift über den letzten Willen meines Vaters, die mir das Landgericht überwiesen und die dir jeden Zweifel an der Wahrheit des Gesagten nehmen wird,“ sagte Hochrainer freundlich. „Das Geld ist in Chicago im Amte für auswärtige Erbschaftsangelegenheiten hinterlegt und kann mir persönlich von dir selbst erhoben werden. Hier noch der letzte Abschiedsbrief von deinem Vater!“ fügte er, ihr die Papiere überreichend, hinzu.

Hastig langte sie nach dem väterlichen Schreiben, das ihr weit wertvoller dünkte als die inhaltswolle Testamentsabschrift, und andächtig glättend strich sie über das zerknitterte Stückchen Papier, das ihr die letzten Grüße, das letzte Gedenken eines Toten brachte, eines Toten, den man ihr in der Kinderzeit stets als einen pflichtvergessenen Landstreicher bezeichnet hatte.

„Soll ich dir's etwa vorlesen, das Briefel?“ fragte der Bürgermeister, dem es plötzlich einfiel, daß es um die Kenntnisse im Lesen und Schreiben bei dem Nannei schlecht bestellt sei.

„D nein, soviel suche ich mir schon noch zusammen,“ erwiderte sie kleinlaut. „Weißt droben im Almendienst bei meinen Geißen und später als Stallbirn, da ist mir gar wenig Zeit zum Lernen verblieben; aber Rechnen kann ich recht gut. Ich zähls immer an den Fingern nach, wenn mir die Fichtenbäuerin meinen Lohn auszahlt. Unser abgebranntes Schulhaus ist das erste, was ich aufbauen lasse, sobald ich das höllisch viele Geld ausbezahlt kriege, und für die Gemeindefürsorge da stift ich nachher auch ein warmes Häuselchen. Darfst nit denken, daß ich weidisch werde und auf dem Geldsack sitze, Hochrainer, gewiß nit! Dem Fichtenbauern, dem helf ich auch mit ein paar Tausenden, damit er wieder in die Höhe kommt, der brave Mann. Den Kindern kauf ich ein neues Gewand, die Kirche braucht einen neuen Anstrich und unsere liebe Frau eine güldne Krone! Einen Segen solls bringen, das Geld!“

Gerührt von der kindlichen Güte des warmherzigen Geschöpfes hörte der Bürgermeister zu.

Das war die Jugend, die selbstlose, freigebige Jugend, die in Not und Elend groß geworden und die alles verschenkte, und weggab, noch bevor sie es richtig ihr Eigentum nannte.

„Deine Gutherzigkeit soll dir nit genommen sein.“ Nannei, doch ehe du ans Verschenken denkst, mußt du dir erst das Geld von Amerika holen und dazu wirst du einen zuverlässigen, erfahrenen Mann als Reisebegleiter benötigen, einer, der alle gerichtlichen Verhandlungen übernimmt. Tu dir's halt überlegen und die Zeit bestimmen, wann du die Reise übers Meer antreten willst, damit ich deine Ausweisungspapiere rechtzeitig in Ordnung bringen kann.“

„Übers große Wasser, nein, da getraun ich mich nit, Bürgermeister, da fürcht ich mich davor,“ meinte Nannei ängstlich. „Meinetwegen, da sollen die Amerikaner nur das Geld behalten, auf das Wasser geh ich einmal nit!“

„Wirst wohl nit so nährich sein und ein solches Vermögen drüben lassen,“ unterbrach Hochrainer sie ärgerlich. „Ich mein schier, es dürst nit schaden, wenn du dein Vater ein Kreuz aufs Grab stellen — und dort ein stilles Gebet verrichten würdest. Wenn es gar nit anders angeht, nachher will ich halt in Gottes Namen die Reise nach Amerika mitmachen. Die Überfahrt- und Verpflegungskosten mußt schon du tragen.“

„Ach du, die Ehr wenn du mir antum wolltest, Bürgermeister“ — mit dankerfüllten Blicken schaute Nannei zu ihm auf, „weißt du, mit einem so tappigen Dirndel, wie ich eines bin, da tätens nicht schlecht umspringen die Amerikaner. Da gehört schon einer her, ders versteht die Sache, und der auch gut lesen und schreiben kann — und der einen hellen Kopf hat, zahlen, das tu ich gern, sobald ich das Geld habe. Mit dir, da tät ich mich übers große Wasser getrauen!“

„So feis, Nannei, der Lehrer kann mich im Amt vertreten. Nichte deine Sache zusammen und rede nit viel bei den Leuten darüber, daß es kein Geschrei im Ort gibt.“

Er geleitete das Nannei, das nun zu einer Respektsperson der Gemeinde geworden, vor die Tür und drückte ihm herzlich die Hand.

Unterdessen hatte der Reisknersepp einige unruhvolle Minuten verlebt. Die Neugierde über das, was das Dirndel mit dem Bürgermeister zu besprechen habe, plagte ihn ganz gewaltig, und da die Amtsstube zu ebener Erde lag, und deren Fenster geöffnet standen, so duckte er sich geräuschlos davor nieder, auf diese Weise sodann Wort für Wort der Unterredung erlauschend.

Tausend noch einmal, das Nannei eine reiche Erbin, dazu ohne allen Anhang von Schwieger-

mutter und allen sonstigen gefürchteten Respektspersonen! Wie ein Wirbelsturm brauchten ihm die Gedanken durch den Kopf. Das Nannei, mit dem er ein schönes Spiel getrieben — das er betrogen und verraten, über das er sich bei seiner stolzen Braut lustig gemacht, war nun die Erbin von 55,000 Dollar, einer Summe, so groß wie sie die sämtlichen Gemeindebauern zusammen nicht besaßen. Ihm schwindelte der Kopf; das Glück hatte ihn gelächelt wie nie zuvor im Leben; mit einem Blick seiner Augen, einem Lächeln seines Mundes, hatte er das Nannei zu beglücken vermocht und nun war es ihm verloren, er hatte es nicht zu halten gewußt, und sich an ein herrisches, hochfahrendes Weib gebunden, dessen ganze Mitgift in 10,000 Kronen bestand und das für hunderttausend Ansprüche machte. Voll Ingrimm knirschte er mit den Zähnen; als er jedoch das Dirndel aus dem Haus treten sah, eilte er rasch voraus und oben am Wegrain, wohin er es oft zu einem Stelldichein gebeten, vertrat er ihm den Weg.

„Willst etwas?“ Drohend hob das Nannei seinen rotleuchtenden Regenschirm, denn es hatte am Morgen stark geschneit. Seine Augen bligten den Burtschen drohend an, der rasch zur Seite flüchtete.

„Wie herb du daherredest, Nannei,“ sagte er mit gekränkter Miene. „Immer und immer passe ich dir den Weg ab, ein einziges gutes Wörtel will ich von dir hören. Das ganze Herz drückt's mir ab, weil du gar so scheu und hart gegen mich bist. Warst doch zuvor so ein liebes Schaberl! Mußt doch nit gar so nachtragerisch sein. Weißt, die Leni is halt immer hinter mir her gewesen, wie eine Spinne hinter einer Fliege. Keine Stunde Ruhe habe ich mehr gehabt vor dem herrischen, unguten Ding, und nachher, da bin ich halt hineingeraten in das Netz, und der Verspruch war gegen meinen Wunsch und Willen fertig!“ Sepp seufzte. „Seitdem habe ich keine Freud mehr an meinem Leben; ich mein fast, ich werds all meiner Lebtag bereuen müssen, die übereilte Geschichte!“

Trübselig schaute er vor sich hin. „Manchmal ist es gerade, wie wenn der Teufel sein Spiel mit einem rechtschaffenen Menschen treiben und ihn zu allerlei Schlechtigkeiten verleiten tät. Mir geschiehts ganz recht wenns schlimm ausgeht, die Sach, und der Hochrainer der brave Mann, der hat mir auch noch das Gewissen warm gemacht und mir einen Spiegel vorgehalten der mirs deutlich genug gezeigt hat, was für ein verlorener Mensch ich bin!“

Das schöne, lebensprühende Angesicht mit beiden

Händen verhüllend, lehnte er sich an den Grenzstein an und beobachtete insgeheim den Eindruck, den seine verlogene Darstellung des Verlöbnißes auf Nannei machte.

Regungslos, wie gebannt lauschte das Dirndel seinen Worten und einen Augenblick schien es, als hätte er seine Absicht erreicht, als hätte er ihr Mitgefühl und mit diesem die frühere, warme Zuneigung wieder erweckt.

Schmeichelnd erfaßte er ihr die Hände.

„Wenn nur du mich wieder freundlich anschaust, dann ist's mit aller Betrübniß vorbei, dann ist mir das Herz wieder leicht und froh, nachher mach ich dem Verspruch ein jähes Ende. Liebes Schazerl, red, red doch ein einziges gutes Wort mit deinem Burschen!“

Verstört, zweifelnd schaute Nannei in seine glänzenden, trügerischen Augen. Doch das Vertrauen war erstorben und der Zweifel blieb.

„Und mit dem Dirndel im Grödnertal, dem du die Ehe versprochen hast, wie verhält sichs damit?“ fragte sie finsterblickend. „Weswegen tußt du nit deine Pflicht und Schuldigkeit an ihm?“

Sein Blick lohnte auf.

„Wie du nur gar so halsstarrig daher reden kannst Schazerl“, sagte er, den Beleidigten spielend. „Die Kosel ist ein Dirndel, wegen dem du dir keine Sorgen und keinen Kummer zu machen brauchst; die Kosel tut mit allen Burschen schön und gegen ein solches Dirndel gibts doch keine Verpflichtung! Da trifft mich kein Vorwurf, das darfst du mir glauben!“

Treuherzig suchte er sie näher an sich heranzuziehen, indessen er innerlich vor Zorn schäumte über das feste Gramen, dem sie seine Lebensführung unterwarf. Nannte er nur erst das unmenschlich viele Geld sein eigen, dann wollte er ihr den Herrn und Gebieter schon zeigen, dann ade Pflerschäl und Pflerschälbauern, dann gings hinaus in die Herrlichkeit der Welt, zuerst in die lustige Kaiserstadt an der schönen blauen Donau, und das Nannei mußte, ob mit oder gegen seinen Willen, tun, was er wollte, oder — ein feindselig drohender versteckter Blick streifte unter seinen gesenkten Lidern über das Dirndel hinweg.

Nannei fühlte wohl den Trug, denn unwillkürlich hob es das Auge, es begegnete seinem falschen Blick und jäh zerriß das Lügengewebe, mit dem er außs neue das Mädchen zu täuschen suchte.

Im Geiste vergegenwärtigte sich Nannei seinen Verlobungstag, sie sah ihn an der Seite der hoffärtigen, selbstbewußten Vene sitzen und zärtliche Worte und Blicke mit ihr tauschen — und sie wußte, was sie von ihm zu halten hatte. Doch

warum drängte er sich abermals an sie heran? Sie tastete nach Gründen und da — — auf einmal wurde es ihr klar, auf einmal sah sie hell. Gelächert hatte er und vor der Amtsstube gehört, daß sie nun eine reiche Erbin war. Ein falschfreundliches Lächeln hob ihre blühenden Lippen und ein falschfreundlicher Blick gewährte ihm frohes Hoffen.

„Wohl, wohl, Sepp, ein bißerl von der rauhen Art bin ich schon, manchmal, aber der Glaube an deine Lieb muß halt erst wieder kommen! Mußt dich ein bißerl gedulden, nachher wird alles recht! Und tu die Leni nit gar so arg kränken, tu ihr halt eingestehen, wie lieb du mich hast und daß dich ohne mich das Leben nimmer greut. Jetzt habe ich erst eine wichtige Sache vor, ich und der Bürgermeister, wir gehen nach Amerika miteinander. Mein Vater ist dort verstorben und er soll mir ein bißerl etwas vermacht haben, so ein paar hundert Kronen, sagt der Hofrainer. Zum Anfang für einen jungen Ehestand wärs doch ein bißerl etwas!“

„Was du nit sagst, Nannei?“ tat er erstaunt. Und wie mich das greut deinetwegen! Ich passe ja nit auf das bißerl Geld, aber wenn es doch einmal da ist, brauchen kann mans allweil.“

„Gelt du, es ist dir auch recht?“ lachte sie schalkhaft und ihre Augen lachten ihm warm entgegen, so daß jeder Argwohn in seiner Seele erlosch, „in einem halben Jahr, da halten wir Suhlfest, weißt du, erst muß alles in Ordnung sein wegen der Erbschaft.“

„Aber wozu muß dem da der Hochrainer dabei sein?“ fragte er nachdenklich. „Die Fahrt kostet doch ein schönes Stück Geld und wenns doch nur ein paar Hundert sind, die auf dich treffen, nachher geht doch die ganze Erbschaft mit den Kosten darauf.“

„Tu dich nur nit sorgen mit der Nannei machst einen guten Fang! Und jetzt behüt Gott auf Wiederschauen, sobald ich von Amerika wieder zurück bin!“

„Krieg ich kein Bußel zum Abschied?“ bettelte er zärtlich.

„Das mußt du dir erst verdienen,“ erwiderte sie kurz. „Erst muß alles in der Ordnung sein, nachher wollen wir weiter sehen!“

Als er gegangen war, blieb sie noch eine Weile am Wege stehen, ratlos, wie verwirrt, dann drückte sie ihren Kopf an den verschneiten Grenzstein und lachte, lachte, bis ihr die Tränen in die Augen schossen.

„Lieb und Treu, wo seid ihr noch zu finden?“ fragte sie leise mit zuckenden Lippen. Ihr Blick glitt trostsuchend über das Christusbild, das an

der Wegkreuzung stand. „Bei den Kindern, ja da, ist noch Lieb und Treu!“ Und sie beschleunigte ihre Schritte, als wolle sie in frohen, zärtlichen Kinderblicken Genesung für ihr wundes, schmerzdurchwühltes Herz suchen. — —

Zwei Monate und noch einige Tage darüber hatte die Regelung der amerikanischen Erbschaft in Anspruch genommen. Die Kapitalien mußten zum Teil erst flüssig gemacht, verschiedene Aktien umgewertet werden, und Hochrainer entwickelte bei Erledigung dieser Geldgeschäfte eine Vorsicht und Fähigkeit, welche die der Amerikaner noch weit übertraf. Der Bürgermeister der armen Tiroler Landgemeinde, der den Wert eines Hellers einzuschätzen wußte, bemühte sich redlich, die Interessen seiner Schutzbefohlenen aufs beste zu wahren. Erst nachdem er das Kapital, das sich nach Abzug aller gerichtlichen Taxen und sonstigen Unkosten auf 60,000 Dollar belief, bei einem soliden deutschen Bankhaus deponiert hatte, trat er mit Rannei die Heimreise an. Doch ehe sie sich ihrer eigenen Heimat zuwandten, statteten sie zuvor dem Grödnertale noch einen eintägigen Besuch ab. Viel hastendes, lärmendes Leben war in kurzer Reihenfolge an beiden vorübergezogen, weshalb die tiefe, wohlthuende Ruhe, die sie in der stillen, winterlichen Einsamkeit der Hochwelt umfing, wie reiner Gottesriede auf sie einwirkte. Noch lag der Schnee bis tief ins Tal herein, doch die Sonne umwoh die Häupter der Niesenferner mit einem rotglühenden Strahlenkranz, der sich wie warmes pulsierendes Leben in die vereisten Gletscherbäche und Rinnen ergoß. Erlöst wie von einem Alpdruck atmete Hochrainer auf. Wie gebannt hing sein Auge an der behren, erhabenen Schönheit einer majestätischen Natur. Die Heimat und sein Anrecht darauf — nicht um allen Reichtum Amerikas hätte er sie vertauscht. Hier ließ sich gut sein, auch beim kargem Brot. Er nickte dem mächtigen Tribulan, dessen mächtiges Haupt sich dominierend in die zerflatternden Wolkengebilde des Firmaments erhob, einen vertraulich freundlichen Gruß zu, als wolle er ihm zurufen: „Du und ich, wir beide sind wieder beisammen wir können den Strudel des Lebens, das lärmende, strebende, ringende Menschenvolk mit seinen selbstischen Interessen gar wohl vermissen!“

Auch das Rannei sprach nur wenig. „Daheim!“ Wie ein Jubelschrei ging es durch seine Seele. Im Fichtenhof bei den Kindern war seine Heimat und als der Bürgermeister ihren künftigen Lebensplan mit ihr besprach, ihr anbot sie in seiner Familie aufzunehmen gab sie mit freundlicher Bestimmtheit zur Antwort: „Ich danke dir recht schön für alles, was du für mich getan hast, und das, was wir zwei miteinander verabredet haben,

bleibt bestehen. Die Hälfte der Erbschaft stütze ich für gute Zwecke, damit die armen Leute in der Gemeinde sich ein Bißel rühren können und damit ein neues Schul- und Gemeindehaus gebaut wird. Die andere Hälfte behalte ich für mich, davon geb ich dem Grödnner Dirndel, der Kosel, 10,000 Kronen, damit der Reihnersepp sein Heiratsversprechen, das er ihr gegeben, hält. Du tußt mir die Gefälligkeit, Bürgermeister, und drängst den Burschen dazu, sein Versprechen einzuhalten und sobald er kommt und um den Heiratskonsens nachsucht, nachher setzt du gleich den Namen von der Kosel in die Schrift hinein, damit der schlaue Fuchs gleich in der Falle sitzt!“

„So solls sein, er soll nur kommen der Sepp, ich werd ihm ein Licht aufstecken!“ pflichtete Hochrainer beifällig nickend zu. „Du bist einmal ein richtiges, tüchtiges Dirndel, das Herz und Verstand am richtigen Fleck hat. Aber jetzt hats mit dem Versprechen ein End, Dirndel! Der Mensch muß auch an sein Alter denken.“ Unter freundlichem Gespräch stapften sie rüstig durch den Schnee ihrem Heimort zu.

Als sie dem Dörflein näher kamen, trug der Wind halbverwehte Klänge der Kirchenglocken herüber. Lauschend hob Hochrainer den Kopf. „Das ist doch unser Sterbgeläute,“ sagte er betroffen, „war doch alles noch gesund beieinander, wie wir nach Amerika fortgegangen sind. Wer könnte denn da gestorben sein?“

Auf der Landstraße kam ihnen der Leichenzug, der eben vom Dorfe nach dem Friedhof einbog, entgegen. Voran schritt der Fichtenbauer mit bleichen, vergämten Zügen. Er hatte sein Weib vom Herzen lieb gehabt und bedauerte und betrauerte dessen frühen Heimgang schon um der jungen Kinder willen. Rechts- und linksseitig führte er die beiden ältesten, das Moidl und die Broni, denen die hellen Kraushaare wirr und zerjault um die bleichen, verweinten Gesichter hingen. Hinter dem Bauern folgte eine stattliche Anzahl Leidtragender, zuerst die nächststehenden Verwandten und Bekannten der Verstorbenen, sodann kamen die übrigen Gemeindeglieder, die Frauen sprachen Sterbegebete. Als der Fichtenbauer das Rannei gewahrte, das sich mit dem Bürgermeister sogleich dem Zuge anschloß, hellte sich sein Auge und sein düsteres Angesicht merklich auf; es flog wie ein stilles Hoffen über seine Züge.

Am Abend saß das Rannei an dem großen Eßtisch in der Wohnstube des Fichtenhofes und verteilte die dampfende Brennsuppe an die vier mütterlosen Flachsköpfe, die sie mit Fragen und Zärtlichkeiten überschütteten. In dem hellgetünchten, freundlichen Raum roch es nach Wachholder

und frisch gebratenen Äpfeln und durch das offene Fenster strömte erfrischende klare Winterluft.

„Bergel's Gott, daß du mir wieder daheim bist, Nannei!“ Der Fichtenbauer sagte es mit schlichtem Ton und nassen Augen. „Kein nit zum Aushalten wars, wie die Kinder nach dir getan haben und meine Bäuerin war gar die allerschlimmste! Die hat immer fort nach der Tür ausgeschaut, ob du nit bald kommst! „Gib acht, Fichtenhofer, das Nannei läßt dich mit den Kindern nit in Stich,“ das sind noch ihre letzten Worte gewesen, nachher hat sie noch einen brummentiefen Seufzer ausgestoßen, ihren Kopf herumgelegt und ist verstorben, die Mutter von meinen vier Kindern!“ Ein verhaltenes Schluchzen erschütterte den kräftigen Mann. Tue ihr halt nichts nachtragen, Nannei, wenns manchmal ein herbes Wort an dich hingeredet hat! Weißt, ein Krankes ist manchmal unwillig, aber deswegen hat meine Bäuerin doch große Stücke auf dich gehalten. „Aus Nannei ist halt ein Verlaß, hat sie oftmals gesagt.“

Nannei trochnete sich die Augen und nahm den Andres, der verlangend die Arme nach ihr hob, auf den Schoß, indes der Bauer kummervoll vor sich hinbrütete.

„Wie ist dir's nachher ergangen in Amerika drüben?“ fragte er nach einer Weile zögernd. „Hast etwas ausgerichtet mit deiner Sache?“

„Gewiß, Bauer, alles ist in Richtigkeit gewesen und mein Vermögen liegt auf einer soliden Bank in guten Staatspapieren,“ erwiderte Nannei herzlich. „Kapitalistisch bin ich worden, doch die Hälfte von meinem Geld habe ich der Gemeinde abgelassen, damit die Lasten weniger werden. Dir helf ich auch ein Bissel auf die Füße. Fürs erste kaufst du dir einen gesunden Viehstand und einen guten Weidplatz dazu und nachher baust dir eine helle lustige Stallung und dein Wohnhaus braucht auch das Herrichten. Ich meine, mit 12 000 Kronen könntest leicht hinauskommen aus deinem Glend!“

Der Bauer rieb sich die Stirn, als wolle er die schmerzenden Gedanken verschuchen.

„Wie sollt ich den Zins für eine solche Summe aufbringen?“ fragte er erschrocken. „Siehst doch selbst, daß alles rückwärts statt vorwärts geht. Sobald das Rad ins Rollen kommt, da hält's kein Mensch mehr zurück. Im Fichtenhof ist kein Glück und Segen mehr zu finden. So lang du im Dienst warst, da sind doch die Kinder allweil frisch und froh gewesen, da haben sie einen Bestand und eine Pflege gehabt, doch wenn du gehst, nachher ist's ganz aus, da geht alles drunter und drüber! Du bist jetzt reich, Nannei, und auf das

Geld sind unsere Pflerschtaler Burichen aus, wie die Bien nach einem Blümlerl, das einen feinen Geruch hat. Bald genug wirst du ans Freien denken.“

„Ich bleib im Fichtenhof, wenn dir's recht ist, Bauer!“ erwiderte Nannei mit hellem, freiem Blick. „Als Wirtschafterin für deinen Haushalt und zur Pflege deiner Kinder, die ich lieb hab und die mich lieb haben ohne Falsch. Zur groben Stallarbeit da stellst dir eine Dirn ein und einen Hütbuben dazu. Das Geld zum Aufrichten geb ich dir ohne Zins, bis du wieder in der Höhe bist. Miteinander wollen wir schaffen und schauen, ob wir's nit vorwärts bringen, die Sach. Bist dus zufrieden, Fichtenhofer?“

Mit festem Druck umschloß er ihre Hand. —

Zum größten Ärger des Reißnersepp blieb das Nannei nach wie vor als Dirn im Fichtenhof und lebte still für sich. Vergeblich suchte der Sepp auf geraden und krummen Wegen nach einer Annäherung, vergeblich bestürmte er sie bei flüchtigen Begegnungen, ihr Wort einzulösen und sich öffentlich mit ihm zu versprechen, zumal er selbst längst frei war, sein Verlöbniß mit der Sternbräutleni in schroffster Weise abgebrochen hatte und seitdem mit der Familie in Haß und Hader lebte. Mit lächelndem Mund und freundlichem Blick wußte Nannei ihn ein volles Jahr mit halben Versprechungen hinzuhalten, bis sie ihm endlich zugestand, beim Bürgermeister um den nötigen Heiratskonsens nachzusehen. Fast gleichzeitig mit dem Sepp betrat der Fichtenbauer die Amtsstube des Hochrainers. Frei und sicher, voll Kraftgefühl war sein Gang und aus seinen Augen leuchtete ein frohes, volles Glücksbewußtsein. Hochrainer wechselte einige leise Worte mit ihm, bei denen er sonderbar lächelte, und das sonderbare Lächeln lag noch um seinen Mund, als der Fichtenbauer mit kurzem Gruß an dem Sepp vorbei und aus der Stube ging.

„Gottes Segen und viel Glück zum neuen Ehestand, Hiß!“ Der Bürgermeister rief es ihm noch freundlich nach.

„Dem Mann hats unser Herrgott gut vermernt, der hat das große Los gezogen!“ wandte Hochrainer sich dem Sepp zu. „Der kriegt ein liebes Bräutl und ein vermögliches noch extra. Doch ich vergönns ihm nicht dem Mann; lang genug ist's ihm schlecht ergangen, es darf schon ein Bissel Sonnenschein hineinfallen in den Fichtenhof. Gelt Sepp, du denkst auch wieder ans Freien?“ fuhr er heiter fort. „Ich hab's bereits gehört, daß du dein Versprechen mit der Leni aufgehoben — und dich eines besseren besonnen hast. Das ist einmal brav von dir! Ich sag's

halt immer, meine Pflerschalerburschen sind die Schlimmsten noch nit, ein Bissel ermahnen braucht's halt, ein Bissel ermahnen! Weißt die Rosel ist gar kein unrichtiges Dirndel. Ich und das Nannei, wir habens uns angeschaut, dazumal, wie wir von Amerika zurückgekommen sind. Da ist unser erster Weg ins Grödnertal zu deiner Rosel gewesen, und lang haben sie mit einander geplauscht die zwei Dirndeln. Weißt, eine Mitgift von 10000 Kronen ist gerade auch nit zu verachten, und das Nannei hat ein gar gutes Werk getan, daß sie der armen Rosel das schöne Geld ausgelegt und ihr auf die Weise zu seinem Glück verholfen hat. Ein satrisches Dirndel ist's, des Fichtenhofers Braut, das Nannei, und eines von denen, vor denen man einen heiligen Respekt haben muß. Dir hats auch das Köpfl ein Bissel zugestuzt; im letzten Jahr bist du recht still und ehrbar geworden. Die Liederlichkeit wär auch nit so fort gegangen, ich und das Landgericht wären einmal mit einem richtigen Donnerwetter dreingefahren! Die Papiere sind in Ordnung und das Aufgebot kannst du dir bestellen, wann du Lust hast. Also viel Glück zu deinem neuen Ehestand und ein Bissel vorwärts helsen tu ich dir gern!"

Mit breitem Behagen drängte er den Burschen, der halb willenlos, wie betäubt die Papiere in der Hand hielt, zur Tür hinaus.

An einem der nächstfolgenden Sonntage erfolgten zwei Aufgebote von der Kanzel des neu restaurierten

Dorfkirchleins, ein freiwilliges und ein unfreiwilliges. Dem Zwang gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, fügte sich der Sepp und machte gute Miene zum Spiel, zumal er sonst dem Spott der ganzen Gemeinde ausgelegt gewesen wäre. Die 10000 Kronen Mitgift verliehen außerdem der Rosel in seinen Augen einen höheren Wert und bildeten ein heilsames Pflaster für die gräßliche Enttäuschung. Die Freundschaft des Hochrainers und des Fichtenhofers, die er als Geschäftsmann gar wohl zu würdigen wußte, hatte er sich klugerweise auch zu erhalten bemüht und mit dem Gleichmut eines Stoikers ertrug er den unverhofften Wechsel des Geschicks.

Die Räumlichkeitsverhältnisse des Fichtenhofes erwiesen sich für die stets mehr anwachsende Familie auf die Dauer für unzulänglich. Das alte Haus und die Stallungen wurden niedrigerissen und neue freundliche Gebäude im ländlichen Stil aufgeführt. Doch auch hier schlugen die Wandervögel, Schwalben und Stare alljährlich ihre Heimstätte auf, denn die Vögelin weilen gern mit guten, friedlichen Menschen unter einem Dach. Und im Fichtenhof hatte sich das Glück bleibend niedergelassen, nicht jenes Glück, das die Menschen in Ehren und Würden, in Glanz und Reichtum in äußeren, vergänglichen Dingen suchen, und niemals finden, sondern jenes tiefinnerliche Glück, das einzig und allein ein trautes Familienleben, die innige Familienzusammengehörigkeit in sich trägt.

Schlagende Wetter.

Skizze von Jos. Coböken.

„Glück auf!“ Mit dem bekannten Bergmannsgruß trat ein junger Mann in das kleine, saubere Stübchen, in dem zwei Frauen fleißig arbeiteten, die ältere, der man lange Tage des Kummers und der Entbehrung in den Zügen ablas, und die jüngere, ihre Tochter, eine blühende, hübsche Zwanzigjährige, die augenscheinlich schon ungeduldig auf die Ankunft des jungen Mannes gewartet. Vergnügt sprang sie auf und fiel ihm um den Hals, während er ihr einen Kuß auf die Lippen drückte. Von schlanker, biegsamer Gestalt, machte er den Eindruck des blühend Gefundenen für denjenigen, der nicht die Runen zu lesen weiß, die die harte, schwere Arbeit drunten tief unter dem Erdboden dem Bergmann ins Antlitz gräbt. Erschöpft entledigte er sich der umgehängten blechernen Kaffeeteute, setzte sie beiseite und schritt auf die ältere der beiden Frauen zu:

„Guten Tag, Mutter,“ so nannte er bereits

die Mutter seiner Verlobten. „Gottlob, noch zwanzig Schichten bis zu unserer Hochzeit.“

„Guten Tag, Albert,“ gab ihm die Mutter seiner Braut in ihrer ruhigen Weise zur Antwort. „Lisbeth hat schon mit Schmerzen auf dich gewartet. Liebe macht ungeduldig. Aber nun setz dich und trinke eine Tasse Kaffee mit uns. Du hast es wohl wieder sehr schwer gehabt?“

„Na, ja, leicht hat's ja unsereins überhaupt nicht; wer ein bequemes Leben führen will, der darf nicht Bergmann werden.“

„Und wer ein ruhiges Leben führen will, der darf keinen Bergmann heiraten,“ gab die Alte mit einem bedeutenden Blick auf die Tochter zur Antwort.

Das war ein wunder Punkt in der Unterhaltung, und die beiden Liebenden suchten ihn stets zu vermeiden. Es war bei der alten Frau geradezu eine fixe Idee geworden, daß ihre Toch-

ter keinem Bergmanne die Hand reichen solle. Und doch war es anders gekommen. Als die Tochter dem schmucken Nachbarssohne ihr Herz geschenkt hatte, da freilich hatten erst gewaltige Stürme in dem sonst so stillen Heim getobt. Alle Hebel hatte die Alte in Bewegung gesetzt, um die Tochter von der nach ihrer Ansicht unheilbringenden Verbindung zurückzuhalten. Sie hatte es sogar über sich gebracht, die einzige, von der sie sich keinen Augenblick trennen zu können vermeinte, zu veranlassen, in der nächsten Großstadt einen Dienst anzunehmen. Immer wieder durchzitterte sie die Erinnerung an ihre jäh zerstörte Jugend, das Gedanke des Tages, wo der dunkle Schacht ihr den erst vor Jahresfrist angetrauten Mann und damit einen Teil des eigenen Ich entriß. Tausend und abertausend Mal hatte sie das der Tochter erzählt, aber als diese nach einem Jahre aus der Stadt zurückkehrte, da war die Liebe zu dem Auserwählten nur noch unendlich gewachsen; die beiden Liebenden erneuerten ihre Versprechungen und Schwüre, und von so treuer Liebe bezwungen, gab dann auch endlich schweren Herzens Lisbeths Mutter ihre Einwilligung zu dem Bunde. Und da Albert gut verdiente, so hatten sie am letzten Weihnachtstage unter der grünen Tanne die Ringe getauscht. Aber der Kummer war von Lisbeths Mutter deshalb nicht gewichen, im Gegentheil, immer wieder versank sie in Grübeleien, und bei aller Vorliebe für den schmucken Schwiegersohn ließ sie keine Zusammenkunft verstreichen, ohne die Liebenden an die Gefahren zu erinnern, die die Bergmannsarbeit ihrem jungen Glück bedeute. Und dem immer wiederholten Ansturm treuer Mutterliebe war Albert erlegen. Er hatte sich nach einer anderweitigen Stellung umgesehen und nach vielen Bemühungen war es ihm gelungen, einen leidlich bezahlten Posten als Aufseher eines Kohlenlagers zu finden. Am nächsten Ersten konnte er dort eintreten, am Tage vorher sollte die Hochzeit stattfinden und bis dahin hatte er, wie er ausgerechnet hatte, nur noch zwanzig Schichten zu verfabren.

Schnell floß in traulichem Geplauder die Zeit dahin. Es gab ja in den wenigen Wochen noch so viel zu erledigen, und alles das mußte besprochen werden. Die Wohnungssuche, die Beschaffung mancher Ausstattungsstücke, die bescheidene Brauttoilette, das alles mußte sorgfältig erwogen werden, und selig leuchtenden Auges berieten die Liebenden ihre kleinen Sorgen, deren Last sie so süß dünkte.

Und so mußte man sich wieder einmal trennen. In seiner herzlichen Art verabschiedete sich Albert von der Alten, während Lisbeth ihm ihrer Ge-

wohnheit gemäß noch ein Stück des Weges das Geleite gab. Scherzend und lachend ging das Brautpaar hinaus, die Alte mit ihren Gedanken allein lassend.

Schwer seufzend, legte diese den Strickstrumpf, an dem Tags über die müden, zitternden Hände arbeiteten, bei Seite. Vorzeitig hatten harte Arbeit und unaufhörlicher Kummer sie alt gemacht. Jetzt kam die Dämmerung durch die kleinen altmodischen Fenster herein und legte sich auf die Gegenstände ringsumher. Der Alten aber ward immer banger ums Herz. Leise kroch im Dämmerlicht die Erinnerung an sie heran, die graue, trübe Erinnerung und wand sich an ihr hoch, bis sie das Herz unkrampfte und es in Angst und Schmerz erzittern ließ.

Sie sah sich wieder in der Blüte ihrer Jugend. Goldiges Gelock wand sich um die Schläfen, die heute spärliche Silberfäden deckten, und alles an ihr war Lebensfreude, Lebenslust. Dort hatte sie ihn zum ersten Male gesehen, stattlich und kraftstrotzend, in der Vollkraft der Jugend. Als den schönsten der Männer hatte ihre jäh erwachende Liebe ihn gesehen, wie er keck vor ihr stand, im schmucken Rode des Königs und wie er ihr unverhohlen den Hof machte. Es war eine Liebe auf den ersten Blick gewesen. Ein halbes Jahr später war Emil, so war sein Name, als Reservemann in die Heimat entlassen. Und vorher war er bei der Geliebten eingekehrt, die als Waise wieder bei der Muhme weilte, und hatte ihr ein goldenes Reiskein an den Finger gesteckt. So hatten sie sich als verlobt betrachtet; er kehrte in seine Heimat zurück, stieg wieder in den dunklen Schacht hinab und nach einem Jahre kehrte er zurück, sich die Braut zu holen. Sie sah sich mit dem innig geliebten Manne vor dem Altare stehen, im schlichten schwarzen Kleide, im Schmucke des Myrthenkranzes. Freudig hatte sie ihr Ja gesprochen und voll seligen Glückes war sie dem Manne in dessen Heimat gefolgt. Und dann waren Tage stiller, wunschloser Glückseligkeit gefolgt. Ihre innige Liebe bildete jetzt die Grundlage ihres Glückes. Der junge Ehemann war ein Muster von Fleiß und Sparsamkeit. Jeden Pfennig hatte er daheim abgeliefert und mit Freude und Hoffnung sahen sie der Zukunft entgegen. Ein grauer, düsterer Nebel verhüllte das Bild, das ihrem Herzen wohlgetan.

Und dann sah sie sich an einem rauhen, stürmischen Novembervorgen. Reif hatte am Morgen die Dächer gedeckt. Ein unwirscher Nordost jagte den Regen durch die Stkassen. Mit ungewohntem Eifer hatte sie sich der Verrichtung ihrer häuslichen Arbeiten hingegeben, so eifrig, daß sie nicht

einmal das zu dieser Stunde ungewohnte Blasen der Dampfshuppe der nahegelegenen Zeche hörte, daß sie nicht sah, wie sich die Häuser leerten und Ströme von Menschen durch den schwarzen Morast der Straßen dem Zechentore zuströmten. In all' diesen Menschen, die mechanisch dem Signale der Zeche folgten, bebte die Frage: Was ist geschehen? Leise nur wagte man sich diese Frage zuzuräumen und ebenso leise klang die Antwort wieder. Noch wußte niemand etwas Bestimmtes, aber eine dumpfe Bangigkeit, ein drohendes Etwas lag in der Luft, das wußte ein jeder. Als zuletzt das Notsignal der Zeche erklangen war, da hatte eine gewaltige Feuersbrunst einen Teil der Zechengebäude vernichtet. Jetzt aber war nichts zu sehen vor lodernnden Flammen und aufsteigendem Rauch mit Ausnahme desjenigen, der in jenen Gegenden alltäglich aus hundertern von Schloten emporsteigt. Und diese Ungewißheit, weshalb das unheilverkündende Signal Hilfe herbeirufe, ließ die bange Bekommenheit noch um vieles steigen. Da waren die ersten am Zechentore angelangt, wo Gendarmen bereits den Eingang besetzt hielten.

Ein Unglück! Schlagende Wetter! So pflanzte es sich mit Sturmesseile fort von Mund zu Mund, von Haus zu Haus. Deutlich, noch wie vor zwanzig Jahren, sah die Alte die Türe sich öffnen, in der die Nachbarin erschien, schreckensbleich und die Worte auf den Lippen: „Ein Unglück ist auf der Zeche geschehen, die halbe Belegschaft soll tot sein.“ Und ehe sie noch eine weitere Frage der so jäh überraschten beantworten konnte, war sie schon verschwunden, hinein in den Menschenstrom, der sich nach der Zeche wälzte. Und noch sah sie sich, wie sie trotz des peitschenden Regens und des fußtiefen Schmutzes durch die Menschenmenge gerast war, wie immer beängstigendere Nachrichten an ihr Ohr drangen. Nun hieß es schon, die ganze Belegschaft sei dem Unglück zum Opfer gefallen. Und so war sie ans Zechentor gekommen, wo sie aufschreiend beehrte, sich nach dem Schicksal ihres Mannes erkundigen zu dürfen, aber rauh, unerbittlich wiesen die dort postierten Beamten sie zurück. Da erst sah sie, daß sie nicht die einzige war; Weinen und Wehklagen erklang um sie her von den Lippen von hundertern von Bergmannsfrauen und deren Kindern, die gleich ihr, in Ungewißheit über das Schicksal derer dort unten im tiefen Schacht, herbeigeeilt waren. Und diese Verzweiflung wurde noch vermehrt durch die Anstalten, die man zur Rettung der Verunglückten traf. Verstört eilten die Bergleute der augenblicklich dienstfreien Schicht auf das Notsignal herbei. Feuerwehren, Samariterkolonnen, telephonisch und telegraphisch herbeigerufene Ärzte bahnten

sich in fliegender Hast einen Weg durch die Menge. So verging, den Wartenden endlos erscheinend, Viertelstunde auf Viertelstunde. Endlich, nach langem, bangem Warten teilte einer der heraustretenden Zechenbeamten der Menge mit, daß es etwa der Hälfte der Belegschaft gelungen sei, einen anderen, der Zeche gehörenden, etwa zwanzig Minuten entfernt gelegenen Schacht zu erreichen. Wie im Sturme eilte die Menschenmenge nach dem angegebenen Ort. Die Mitteilung des Beamten erwies sich als richtig. Immer von neuem senkte sich die Förderschale in den tiefen Schacht hinab und immer wieder brachte sie neue Gerettete empor, die von Freunden und Angehörigen mit hellem Jubel empfangen wurden, der denen tief ins Herz schnitt, die vergebens bis dahin gewartet hatten. Und endlich waren auch die letzten der Geretteten zu Tage gefördert. Wieder durchschnitt Jammern und Wehklagen derer, die vergebens des Gefuchten geharrt hatten, die Luft. Auf's neue ergoß sich der Menschenstrom zum Zechentor, an der Spitze die Geretteten, die mutig und wie ein Mann erklärten, trotz der eben erst überstandenen Todesgefahr sich an der Rettung ihrer Kameraden beteiligen zu wollen. Kunde auf Kunde drang jetzt in die ängstlich harrende Menge. Einige dreißig Tote hatte man bis jetzt zutage gefördert, ungefähr ebensoviel Verwundete und von den noch drunten Weilenden war anzunehmen, daß nicht einer von ihnen lebend das Tageslicht erblicken würde. Noch sah sich die Alte, wie sie damals bei dieser Mitteilung in die Knie gesunken war, unfähig, nur ein Wort hervorzubringen. Unter den durch den fremden Schacht Geretteten hatte sich der Gatte nicht befunden, und die ihr soeben mitgeteilten Worte hatten das letzte Fünkchen von Hoffnung verglimmen lassen. Wieder hatte sie Stunde auf Stunde warten müssen, umsonst, die Explosion hatte ihr Werk gründlich getan — ihr Mann war tot — an diesen vier schwarzen formlosen Klumpen gab es nichts mehr zu erkennen.

Wie sie heimgekommen war, wußte sie nicht mehr. Die Tränen versiechten vor der Allgewalt des Schmerzes, der in ihr tobte. Das waren Tage, denen kein äußerliches Ereignis ein Siegel aufzudrücken vermocht hatte, still und eindrucklos waren sie dahingegangen.

Ein neues Bild entrollte sich vor ihren Augen. Schwere Nebelmassen hatten sich über die Stadt gelagert, als nehme die Natur Anteil an dem grimmen Schmerze, der fast in jedes Haus Einzug gehalten. Trübe bramten die Laternen, von reichem Trauerflor umgeben, und an jedem Hause gaben auf Halbmaß gehißte Flaggen und Trauerdraperien Kunde von dem Jammer, der über der Stadt

lagerte. Und dann sah sie den schier endlosen Leichenzug, voran die Knappen mit ihren Fahnen und Abzeichen, mit brennenden, umflorten Bergmannslampen, die lange Reihe flacher, schwarz deforirten Wagen, mit je mehreren Särgen, deren jeder den Namen des Toten zeigte, den er barg. Der letzte Wagen war herangefommen; er trug vier schlichte Särge, an denen jeder Namenszug fehlte. Vier Ziffern bekundeten, daß man diese Toten nicht erkennen könne. Da hatten Schmerz und Schwäche sie übermannt. Sie war zusammengefunken, hatte nichts mehr gesehen von all denen, die den toten Knappen das Geleite gaben; die Vertreter der Regierung, die städtischen Behörden und sonstige Würdenträger. Als sie aufwachte, fand sie sich in ihrer Wohnung wieder, wohin mitleidige Seelen sie geschafft hatten. Wenige Tage später gab sie einer Tochter das Leben: Lisbeth, die nun gleichfalls ihr Schicksal an das eines Knappen gebunden hatte. Lange, schwere Jahre waren es gewesen, in denen sie für sich und die Tochter den Lebensunterhalt hatte erwerben müssen. Sie hatten ihr Haar gebleicht und den Rücken gekrümmt.

So war sie in Erinnerung versunken, als Lisbeth zurückkehrte. Sie sah die Mutter an, was diese bewegte, und schnell versuchte sie, sie aufzuheitern. Vergebens! Wie ein Alb lag es auf der Alten.

„Mir wäre um vieles wohler, wenn Albert noch heute seine Abkehr nähme. Mir ahnt Unheil!“

„Aber Mutter, wovon sollte er denn leben? Die mühsam ersparten Groschen gebrauchen wir für unsere Ausrüstung und wir möchten doch auch einen kleinen Fonds hinter uns haben.“

„Du hast recht, Kind! Für dich spricht die

Vermuth, mir alten Frau aber liegt es wie ein Unglück in den Gliedern.“

Wenige Tage waren seitdem vergangen. Die Mutter saß beim Stricktrumpf, während die Tochter den kleinen Haushalt besorgte. Nebenbei plauderte man von der bevorstehenden Hochzeit. Da plötzlich sprang die Mutter vom Stuhle auf, mit angstverzerrter Miene flüsternd:

„Das Nothsignal der Zeche. Hörst du's?“

Wahrhaftig, das war das seit Jahren nicht gehörte Nothsignal. Ein Blick auf die Mutter, die auf ihrem Stuhl zusammenbrach und schon war Lisbeth die Treppe herunter. Wieder lag es unheilsschwanger über der Stadt. Wieder ging ein unbestimmtes Raunen von Mund zu Mund, von Haus zu Haus.

„Schlagende Wetter!“ Der Schreckensruf durchbraute bald die Stadt.

Stunde auf Stunde harrte die Alte vergebens der Rückkehr der Tochter. Grauenhafte Bilder zogen an ihr vorüber. Plötzlich hörte sie auf der Treppe wohlbekannte Schritte. Die Thür flog auf und lachend tanzte die schmerzlich Erwartete herein.

„Mutter, Mutter, gratuliere! In drei Tagen ist Hochzeit. Bis dahin aber schläft Albert noch. Hui, wie sie da alle nebeneinander lagen. Aber ich habe ihn doch erkannt — an unserm Verlobungsringe. Den habe ich ihm abgenommen, damit sie ihn nicht stehlen, wenn Albert schläft. Suche, in drei Tagen ist Hochzeit; so gratuliere doch, Mütterchen. — — — Aber schwarz war er, ei, und nach gebrantem Fleisch roch es — — — in drei Tagen ist Hochzeit! Gratuliere mir doch!“

Und der Wahnsinn flackerte aus ihren Augen, während sie mit aufgelöstem Haar um die Mutter herumtanzte. — —

Der Zeuge.

Von James Payn.

An einem Augustnachmittag brachte die Postkutsche noch zu später Stunde einen willkommenen Gast mit reichlichem Gepäc in das alte Wirtshaus „Zur Kathedrale“ in York. Der Reisende konnte kaum die Höhe des Lebens erreicht haben, machte jedoch nach seinem ganzen Auftreten den Eindruck eines Mannes, für den der Kampf ums Dasein bereits erledigt war und dessen übrige Jahre dem Genuß gewidmet werden durften. Dies war wenigstens die Meinung des Wirtes, der — ein aufmerksamer Beobachter, wenn auch vielleicht etwas vorschnell in seinem Urtheil — den fremden Herrn für einen Mann von Welt hielt, dem ir-

dische Freuden nichts Neues mehr bieten konnten. Der Gast forderte das Beste, was das Haus vorrätig hatte; er entwickelte aber weder für den saftigen Braten den gehörigen Appetit, noch tat er den schweren Weinen die gebührende Ehre an und bewies auch hierdurch, daß er eine hervorragende Persönlichkeit sein mußte. Ja, er gähnte sogar, als er seine auffallend hübsche Pfeife nach dem Essen anzündete, und sein müder Ausdruck, die schleppende Redeweise zeigten nur zu deutlich, wie sehr ihn die Langeweile plagte.

Um so mehr erstaunte der Wirt — der ihn aus besonderer Hochachtung selbst bediente — als

der Gast ein Päckchen Banknoten hervorzog und sie ihm mit der Bitte übergab, das Geld in Verwahrung zu nehmen, da es mehr sei, als er an einem fremden Orte gern bei sich trage. Zu jener Zeit war dies eine ungewöhnliche Vorsicht bei Leuten, die nicht dem Handelsstand angehörten, und die offenbare Verwunderung des Wirtes gewährend und richtig deutend, meinte der Fremde lächelnd:

„Ich sehe, daß Sie einen vornehmen Herrn in mir vermutet haben, doch bin ich nur der Repräsentant der Londoner Juwelenfirma Gebrüder Billion und passiere York auf einer Urlaubsreise. Gibt es in Ihrer Stadt nichts, was mich zerstreuen könnte?“

„Das Schloß und selbstverständlich die Kathedrale werden viel besucht.“

„Für solche Sehenswürdigkeiten habe ich kein Verstandnis,“ gestand der Reisende freimütig, „geht sonst weiter gar nichts hier vor sich? Schloß und Kathedrale verhalten sich doch wohl still.“

Der Wirt, der stolz auf die Zierden seiner Stadt war, mußte zugeben, daß beide allerdings unverrückt ihren Platz behaupteten, erklärte aber nach kurzem Besinnen: „Morgen beginnen auch die Affisen.“

„So? Interessante Fälle?“

Die erste Sache betrifft einen Straßenräuber, den man endlich gefangen zu haben glaubt, nachdem er unsere Gegend lange unsicher gemacht hat. Ich habe Verbindungen mit dem Scherif und kann Ihnen, wenn Sie es wünschen, zweifellos einen guten Platz besorgen.“

„Das wäre ganz schön und würde morgen die Zeit bis zu meiner Weiterreise ausfüllen,“ versetzte der Reisende, und mit kurzem Kopfnicken bot er darauf dem Wirt gute Nacht.

Als der Fremde am anderen Tage das Gerichtslokal betrat, fand er es schon von einer großen Menschenmenge gefüllt, denn es fehlt nie an schadenfrohem Publikum, wenn es sich um ein Menschenleben handelt. Der Wirt hatte seinen Einfluß aber so gut benutzt, daß ein Platz zur Seite des Richters dem unbekanntem Zuhörer reserviert worden war. Er verriet jedoch kein besonderes Interesse für den gerichtlichen Vorgang und schenkte keine Aufmerksamkeit, nach einem flüchtigen Blick auf den Angeklagten, der ihm zu genügen schien, ausschließlich der weiblichen Zuhörerschaft.

Abgesehen von der Lage, in welcher sich der Gefangene befand, gewährte sein Anblick auch keinen Reiz. Es war ein gewöhnlich aussehender Burfsche, der ebensogut Straßenräuber wie sonst etwas sein konnte; den Aussagen, die ihn so nahe

angingen, folgte er anscheinend nur mit geringer Teilnahme, obgleich sie sehr belastend waren und seinen Ohren nicht besonders angenehm klingen konnten. Seine Identität mit dem vielgesuchten Räuber Abershaw wurde mit ziemlicher Sicherheit beschworen; wenn er in dem ihm zur Last gelegten Fall auch keine Gewalt angewendet, so hatte er damit gedroht und dem Beraubten Uhr und Kette abgenommen, indem er die gespannte Pistole an dessen Kopf gehalten. Kein einziger Zeuge sagte zu seinen Gunsten aus, und nach der Sitte der Zeit genoß er auch nicht den Beistand eines Rechtsanwalts. Ein gutmütiger Beurteiler hätte seinen Gesichtsausdruck vielleicht hoffnungslos genannt, während ein strenger Beobachter den Menschen für einen rechten Galgenstrick erklären mußte. Nur einmal wurde die Verhandlung durch Gelächter unterbrochen, als der Richter ihn fragte, ob sein Vorname nicht Jerry sei, und er jede Verwandtschaft mit dem berüchtigten Jerry Abershaw auf das entschiedenste leugnete.

Der Fremde zur Seite des Richters war von der Sache befriedigt, noch ehe die Verurteilung erfolgte; da aber in York nichts weiter zu sehen war, blieb er sitzen, um den Ausgang abzuwarten, und endlich näherte sich die Verhandlung ihrem Ende.

„Angeklagter,“ sagte der Richter, „was können Sie zu Ihren Gunsten anführen?“

„Ich bin unschuldig,“ versetzte dieser leise, aber deutlich.

„Wir haben keine unnütze Zeit zu verschwenden“, fuhr ihn der Richter an, „haben Sie Beweise für Ihre Unschuld?“

„Keine, mein Lord!“ Dann überflog plötzlich ein Hoffnungsstrahl sein fahles Gesicht, und mit einem Tone, der durch den ganzen Saal schallte, fügte er hinzu:

„Wenn der Herr neben Eurer Herrlichkeit wollte, könnte er mich entlasten!“

Aller Augen, die des Richters mitinbegriffen, wandten sich mit fragendem Ausdruck auf den Fremden, der seinerseits ebenso erstaunt wie ärgerlich ausah.

„Nennen Sie den Angeklagten?“ fragte der Richter.

„Soviel ich weiß, sehe ich ihn heute zum ersten Male,“ versetzte der Angeredete und betrachtete den Räuber mit gespannter Aufmerksamkeit, „wenigstens denke ich es.“

„Denken nützt hier nichts,“ entgegnete der Richter ungeduldig. „Sie müssen Ihrer Sache sicher sein, so oder so.“

„Mr. Bruce,“ fiel hier der Gefangene ein, „ich möchte Sie an den Mittwoch der vorigen

Woche, den Tag, an dem ich geraubt haben soll, erinnern. Sie hatten die Überfahrt von Calais nach Dover mit dem Dampfboot gemacht, das sich so bedeutend verspätete.“

„Der Mann hat meinen Namen richtig genannt,“ bemerkte der Reisende, mit halbem Lächeln zum Richter gewendet, „ich bin allerdings auch, soviel mir erinnerlich ist, an dem bezeichneten Tage über den Kanal gefahren.“

Der Richter nickte nachdenklich und bedeutete seinem Nachbar durch eine Handbewegung, den weiteren Worten des Angeklagten zu folgen.

„Ihr Gepäck,“ fuhr dieser fort, „zwei große Koffer und ein kleiner, wurde auf einem Schubkarren nach dem „Weissen Hirsch“ geschafft. Ich bin der Mann, der den Karren fuhr.“

„Wenn ich Sie genau betrachte, scheinen Sie mir ihm ähnlich zu sehen,“ gab der Fremde zu, doch kann ich es nicht mit Bestimmtheit behaupten.“

Er sprach klar und deutlich, wenn auch gezwungen, und es gewährte ihm augenscheinlich ebensowenig Vergnügen, der Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit zu sein, als in den Prozeß verwickelt zu werden.

„Wenn Sie die Persönlichkeit des Mannes nicht beschwören können, würden Sie vielleicht den Tag zu beiden in der Sache sein?“ fragte der Richter.

„Nein, mein Lord, auch das vermag ich nicht.“

„Besitzen Sie keinerlei schriftliche Aufzeichnungen über das Vorkommnis, nichts, was uns als Beweis dienen könnte?“

„Ich glaube wohl, mein Lord, daß sich etwas auf die Sache Bezügliches in meinem Notizbuch vorfinden könnte, denn es gehört zu meinen Geschäftsgewohnheiten, auch die kleinste Ausgabe auf meinen Reisen aufzuschreiben.“

„Was haben Sie für ein Geschäft?“

Der Fremde erklärte, wer er sei, und der Scherif künfterte dem Richter auf der anderen Seite ins Ohr, was ihm der Wirt „Zur Kathedrale“ über seinen Gast, dessen verantwortliche Stellung und die ihm in Verwahrung gegebene, bedeutende Summe mitgeteilt hatte.

„Und wo befindet sich Ihr Notizbuch?“ erkundigte sich Seine Herrlichkeit mit erheblich vermehrtem Respekt für seinen Nachbar zur Rechten.

„In meinem Koffer, mein Lord. Wenn Sie jemand nach dem Gasthaus zu schicken wünschen, so ist hier der Schlüssel.“

„Sollte sich die Richtigkeit der Angaben herausstellen, hätten wir damit den besten Entlastungsbeweis, ebenso unbeabsichtigt wie gänzlich unvorhergesehen,“ wandte sich der Richter zum Scherif. „Ich würde den Kerl, der mir wie ein richtiger

Galgenvogel vorkam, sonst ohne jede Gewissensbisse zum Strang verurteilt haben.“

Die äußere Erscheinung des angeblichen Mr. Abershaw gereichte diesem allerdings nicht zum Vorteil; schmutzig, ungekämmt, abgemagert und abgehetzt, bot er mit dem unleugbar nichtsnutzigen Ausdruck seiner Züge den vollkommensten Gegensatz zu dem behäbigen Fremden, der ihn im Gefühl seiner gesicherten Unabhängigkeit gleichgültig betrachtete. Während das Notizbuch geholt wurde, richtete der Angeklagte mehrere Fragen an den widerwilligen Entlastungszeugen, die seine Behauptungen nur zu bestätigen schienen.

„Vielleicht besimmen Sie sich, daß Sie mir einen Schilling für die Beförderung des Gepäcks gaben und sagten, ich solle mich zum Teufel scheeren, als ich sechs Pence mehr forderte. Nachher warfen Sie mir das Geld noch nach.“

„Ich erinnere mich nicht, gesucht zu haben,“ versetzte der Reisende, und Lachen im Publikum erhob sich, denn in damaliger Zeit fluchte hoch und niedrig, „ich weiß aber, daß ich Ihnen, d. h. wenn Sie wirklich der Mann sein sollten, achtzehn Pence bezahlt habe.“

„Jener Akt der Großmut müßte sich, falls er wirklich stattgefunden, gleichfalls in Ihrem Notizbuch bestätigt finden,“ sagte der Richter, worauf das Lachen noch stärker wurde, wie es bei einem richterlichen Scherz auch selbstverständlich war. —

Gleich darauf erschien der Kellner aus dem Wirtshaus und brachte das Notizbuch, welches der Fremde an einer Stelle öffnete und Seiner Herrlichkeit reichte.

„Das Datum stimmt,“ erklärte der Richter, nachdem er das Blatt sorgfältig geprüft. „Hier befindet sich auch ein Vermerk bezüglich der Verspätung des Dampfbootes und der Eintrag einer Ausgabe von achtzehn Pence. Angesichts dieses schriftlichen Zeugnisses bedürfen wir nicht des Verdikts der Jury. Der Angeklagte ist entlassen.“

Dieser raffte sich und seine Lumpen zusammen — er hatte sich bei seiner Gefangennahme durch die Myrindonen des Gesetzes im Bewußtsein seiner Unschuld heftig gesträubt und war arg zugerichtet worden — und schlich aus dem Saal.

„Meinen Glückwunsch, Mr. Bruce, daß durch Ihr zufälliges Erscheinen ein Menschenleben gerettet wurde,“ sprach der Richter.

Der Fremde verbeugte sich lächelnd — er mußte allem Anschein nach keine sehr tief angelegte Natur sein — und begab sich in sein Wirtshaus zurück. Als Held des Tages wurde er allgemein gefeiert, der Kaplan des Richters bezeichnete ihn beim Mittagessen als ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung, und der Bischof erwähnte

seinen Namen noch besonders in der Kathedrale bei der sonntäglichen Predigt.

Wie erstaunten aber die guten Einwohner Yorks und vor allem der brave Wirt Mr. Bruce, als genau sechs Monate später nicht nur der angebliche Mr. Abershaw wiederum wegen Raubes auf der Anklagebank saß, sondern auch der ehrenwerte Mr. Bruce den Platz mit ihm teilte. Beide hatten

lange Zeit das Geschäft des Straßenraubes gemeinschaftlich betrieben, und nur durch die schlaue List seines Gefährten war es Mr. Abershaw bei der früheren Gelegenheit gelungen, dem Arm des Gesetzes zu entgehen. Treuere Freunde hatte die Welt niemals gesehen, und auch der Tod sollte sie nicht trennen, denn sie büßten am selben Tage und für die gleiche Missetat am Galgen.

Richtige Einschätzung häuslicher Frauenarbeit.

Was schon der alte Horaz ausgesprochen hat, daß niemand mit dem Berufe, den er sich selbst gewählt, oder den das Los ihm zugeteilt hat, so recht zufrieden ist und immer die anderen beneidet, die es vermeintlich besser haben, besitzt auch heute noch eine gewisse Geltung. Seinen Beruf kennt eben jeder am besten; vergleicht er nun diesen mit einem anderen, so fällt dieser Vergleich infolge unzulänglicher Kenntnisse vom Berufe des anderen gewöhnlich ungerecht aus. Die Unannehmlichkeiten des eigenen Berufes, die man immer wieder an sich verspürt, und die Vorzüge des fremden Berufes, die oft nur in der Einbildung bestehen, bilden dann einen mißlichen Gegensatz, der nur zu geiziger Neid und Unzufriedenheit zu wecken. Sieht der Bäcker am hellen Tage mit der Pfeife vor der Haustüre, so denkt der Vorübergehende gewiß: „Dat's der schön!“ Daß aber der Bäcker die Nacht hindurch, während der Kritiker schlief, wacker gearbeitet hat, daran wird nicht gedacht. Wer bei jeder Witterung, ob nun die Sonne scheint, ob es regnet oder ob es schneit, im Freien arbeiten muß, wird gewiß Schuster und Schneider beneiden, die stets unter Dach und Fach in gemütlicher Stube ihrer Arbeit nachkommen können; Schuster und Schneider hinwiederum denken wohl: „Wenn nur das ewige Stubenhocken nicht wäre; ganz krank wird man dabei. Wie schön wär's doch, könnte man seinen Beruf in Gottes freier Natur ausüben.“ So sehen die meisten durch die Brille des Vorurteils; sie sehen nur die vermeintlichen Vorzüge des fremden und die Nachteile des eigenen Berufes; ihr Urteil kann infolgedessen nicht gerecht ausfallen.

Besonders ungerecht wird dieses Urteil ausfallen, wenn sich Handarbeiter und Geistesarbeiter einander mustern; der Handarbeiter tariert alle Leistungen nur nach der Anstrengung und dem Aufwand an Körperkraft; umgekehrt halten Leute, die nur geistig arbeiten, die Leistungen des Handwerkers, des Bauern, des Arbeiters leicht für minderwertig. Am allerhäufigsten aber findet sich

der Fall, daß die häusliche Frauenarbeit nicht richtig eingeschätzt wird. Das tägliche Leben bietet für diese Behauptung genug Beweismaterial; man braucht nur die Augen ein wenig offen zu haben.

In vielen Familien ist die Hausfrau das Achenbrödel der übrigen. Ihre Arbeit setzt sich aus so vielen kleinen, scheinbar unbedeutenden Leistungen zusammen, die Arbeit wird so geräuschlos in der Stille getan, so daß man sie gedankenlos für etwas Selbstverständliches hält. Der Mann, der morgens an seinen Beruf geht, die Kinder, die sauber und nett ihren Weg zur Schule nehmen, verlassen die in Unordnung geratene Wohnung; sie sind es gewöhnt, nach wenigen Stunden in ein sauberes, behagliches Heim, an einen gedeckten Tisch zurückzukehren. Ja, sie erwarten sogar, die abgehefte Frau in sorgfältiger Frisur, in schönem Hauskleide, mit gepuztem Zierschürzchen, mit rosigter Laune ausgestattet, anzutreffen. Für jeden Ankömmling soll sie eine Liebenswürdigkeit bereit haben. Der Herr Gemahl betrachtet es schon als eine Außerung seiner Großmut, wenn er an der Mahlzeit nur gelinde Kritik übt. Er findet es für selbstverständlich, daß er sich nach eingedommener Mahlzeit bequem aufs Sofa hinstrickt und seine Zigarre raucht, während die Frau wieder weiter arbeitet, abspült und die Küche zurecht macht. Der Mann trägt kein Bedenken, seiner verdorbenen Stimmung Ausdruck zu geben, wenn er die Frau in der Waschküche antrifft und einmal in der Haushaltung nicht alles klappt. Erst wenn die Frau einmal krank zu Bette liegt, sieht der Mann ein — manche sehen es auch da nicht ein — was häusliche Frauenarbeit heißt; die Frau steht an tausend Ecken und Enden, Berge von Arbeiten türmen sich auf und harren ihrer Genesung. Niemand greift zu, ein paar bessere Wisse, und wenn es hoch geht, mit Müß und Not ein paar freundliche Worte, das ist manchmal alles, was die Frau in solcher Lage erhält; sie muß zufrieden sein, wenn sie nicht obendrein noch Vorwürfe bekommt. Und wenn sie unter dem ewigen Einerlei ihrer

Alltagsarbeit ihre geistige und körperliche Frische und Spannkraft einbüßt, wenn das Interesse für den undankbaren Hausfrauenberuf nachläßt, wenn sie nur noch mechanisch und innerlich gleichgültig weiter schafft, wenn sie unfähig wird, ein harmloses Vergnügen sorglos zu genießen, wenn dann endlich ihre Nerven versagen und ihre Stimmung gereizt wird, was dann? Dann findet sich meist niemand, der den Zustand richtig beurteilen kann, der mit Verständnis und Zartgefühl ihre Klagen anhört und die notwendige Abhilfe schafft. Im Gegenteile, sie wird als Störenfried, Spielverderberin, als Hausdrache, Zankeisen, und „böse Sieben“ hingestellt. — Um gerecht zu sein: überall ist es ja gottlob nicht so schlimm; da und dort aber ist es noch schlimmer.

Aber die Art und Weise, wie eine gerechte Würdigung der Hausfrauenarbeit herbeigeführt werden kann, erhalten wir treffliche Auskunft.

Vor allem dadurch, daß der Mann die Arbeit der Frau gebührend respektiert. Auf keine Weise kommt er sicherer zu dieser Würdigung, als wenn er im Haushalte selbst fleißig Umschau hält. Bei den Kindern wird er seine ganze Autorität einsetzen, daß auch sie die Arbeit der Mutter in Ehren halten. Gewiß, das Waschen, Putzen, Scheuern, Kochen, Flickern, Stricken, Bügeln usw., wenn es sorgfältig, aus lebendigem Pflichtgefühl zum gemeinsamen Familienwohle getan wird, wenn eine Frau und Mutter da ihr bestes Können, ihr Herz und ihren Geist hineinlegt, ist höchster Ehre wert. Dieser Respekt vor der häuslichen Arbeit darf sich aber nicht in ein paar freundlichen Worten der Anerkennung erschöpfen. Nein; wo die Frau und ihre Arbeit etwas gelten, da scheidet sich der schmutzige Schuh, das saubere Zimmer zu betreten, da wandert jedes abgelegte Kleidungsstück, jeder gebrauchte Gegenstand ganz selbstverständlich an seinen bestimmten Platz, da bedient sich ein jeder selber, da arbeitet eins dem andern in die Hände, da greifen alle helfend zu und alle erkennen an, daß Arbeiten, welche aller Wohl bezwecken, auch alle angehen. Dann findet die Hausfrau, wenn sie ihren Berufsgeschäften nachgeht, überall Beweise freundlichen Zartgefühls, achtungsvoller Rücksichtnahme. Sie wird dann ihre Arbeit leichter, rascher und mit innerer Beteiligung tun. Sie bleibt frischer an Körper und Geist, fühlt sich nicht als Magd des Hauses, kann ihren Kindern mehr sein als bloße Pflegerin und vermag sich im Kreise der Ihrigen, ohne die versäumte Zeit zu büßen, einer wohlverdienten Erholungsstunde zu freuen: sie führt also ein menschenwürdiges Dasein.

Diese geachtete Stellung und diese Wertschätzung ihrer Arbeit darf aber die Hausfrau nicht bloß

ihrem wohlgesinnten Manne und seinem Einflusse auf die Kinder verdanken. Sie muß bei aller Bescheidenheit doch von vornherein darüber wachen, daß sie nicht wegen ihrer vorwiegend körperlichen Arbeit als Aschenbrödel behandelt wird; sie muß bei ihrem Manne und bei ihren Kindern jenes Maß von Rücksichtnahme durchsetzen, das ihr gebührt. Nur so behält sie die Bahn frei, ihren Einfluß in der Familie geltend zu machen, nur so trägt sie dazu bei, daß sich mit ihrem Ansehen auch das Niveau ihrer Familie erhöht. Eine allgemeine Höherbewertung der Frauenarbeit wird aber Hand in Hand gehen mit einer Steigerung der Frauenbildung.

Man darf eben nicht vergessen: Die Ehe ist nicht nur eine Lebens- und Liebesgemeinschaft, sie ist auch eine Wirtschafts- und Arbeitsgemeinschaft. Die Arbeit der Frau kann ebensowenig ausgeschaltet werden wie die des Mannes, und die Mithilfe der heranwachsenden Kinder ist auch sehr oft von großer Bedeutung für das Vorankommen der Familie. Es wird sich fragen, ob die Arbeitsgebiete von Mann und Frau streng zu trennen sind. Hier Haushalt — hier Broterwerb! Was sagen dazu die Tausende erwerbstätiger Ehefrauen, denen neben der Erfüllung ihrer Pflichten als Gattin, Hausfrau und Mutter auf die Miterwerbung des täglichen Brotes zufällt? Sie sagen, daß der Mann in seiner freien Zeit ihnen im Haushalt zu helfen hat. Ist das so unerhört? Nein, es ist nur billig und recht! Aber auch da, wo die Frau „nur“ für ihren Haushalt verantwortlich ist, wird ein verständiger Mann nicht erst lange überlegen, ob er seiner pflichteifrigen Ehegenossin beispringen soll. Wie das geschehen kann, ist ja schon oben gezeigt worden.

Das fromme Hirtenmädchen.

Während eines Gewitters.

O schredli G'witter! Blitz und Schlag uf Schlag!
In finstri Nacht v'rwandelt si d'r Tag.
Die arme Schäßli luege still mi a,
Sie wisse nit, daß i nit helfa cha.

I selber stand jo in W'rzwislig do,
I cha doch mini Schäßli nit v'rlo!
„Du liebe Herrgott hilf is, sei so guet,
„Und mach', aß is lei Blitsschlag schade tuet!“

Und im e Rung wird scho d'r Himmel blau,
Uf 's neu grüest d'Sunne wieder Bald und Au.
Und 's Hirtenmädli ordnet sini Hoor:
D'r lieb' Gott het is v'hüetet in d'r G'föhr!“

R. Reigel.

Neue Streichholz-Aufgaben.

Die nebenstehende Figur gilt für die Aufgaben Nr. 1—3.



Nr. 1.

Aus den sechs Dreiecken der Figur sind sieben zu bilden, ohne noch Hölzer dazu zu nehmen.

Nr. 2.

Von der Figur sollen drei Hölzer entfernt werden und es bleiben doch sechs Dreiecke.



Nr. 3.

Zu der Figur ist ein Holz noch hinzu zu nehmen und es entstehen acht Dreiecke.

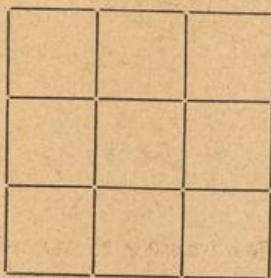
Nr. 4.

Aus neun Hölzern sollen fünf Rechtecke gebildet werden.



Nr. 5.

Aus elf Hölzern sollen zehn Quadrate gebildet werden.



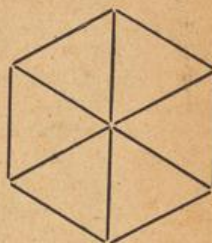
Nr. 6.

Von dieser Figur sind vier Hölzer zu entfernen, daß fünf gleich große Quadrate bleiben.

Nr. 1—3.

Nr. 7.

Unter teilweiser Benutzung dieser Figur sollen mit Hilfe von drei weiteren Hölzern auch nur sechs eben so große Dreiecke gebildet werden.



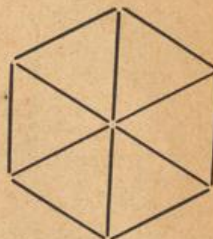
Nr. 7.

Nr. 8.

Aus acht Hölzern sollen acht Dreiecke und zwei Quadrate gebildet werden.

Nr. 9.

Aus dieser Figur sollen vier Vierecke gebildet werden.



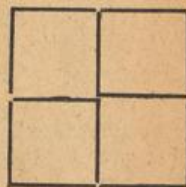
Nr. 9.

Nr. 10.

Aus 16 Hölzern sollen sechs gleich große Dreiecke gebildet werden.

Nr. 11.

Aus dieser Figur sollen fünf gleich große Dreiecke gebildet werden.



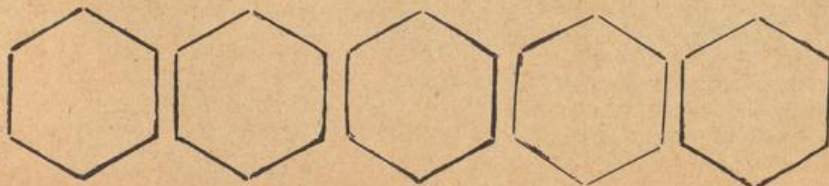
Nr. 11.

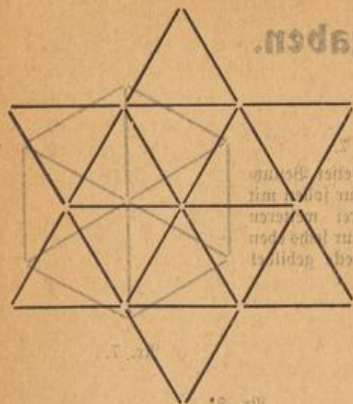
Nr. 12.

Aus 17 Hölzern sollen vier gleich große Quadrate und sechs gleich große Rechtecke gebildet werden.

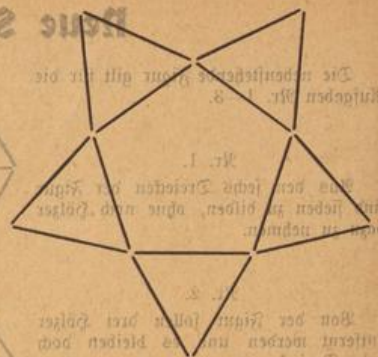
Nr. 13.

Aus den fünf unten stehenden Sechsecken sollen sieben gebildet werden.



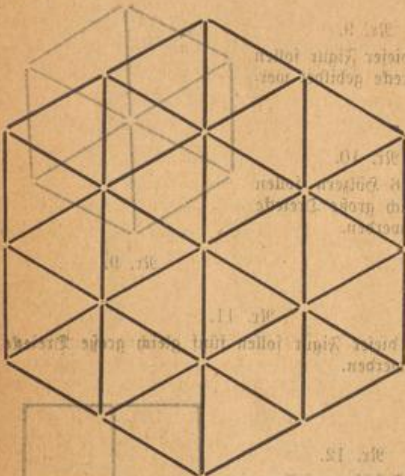


Nr. 14.
Aus 20 Hölzern sollen fünf gleich große Quadrate und acht gleich große Dreiecke gebildet werden.



Nr. 16.
Aus dieser Figur sollen zwei Fünfecke und vier Dreiecke gebildet werden.

Nr. 15.
Aus diesen zwölf Dreiecken sollen unter Benutzung der Figur 13 Dreiecke gebildet werden.



Nr. 19.
Aus dieser Figur sollen mit weiteren vier Hölzern auch wieder 24 Dreiecke gebildet werden.



Nr. 24.
Aus dieser Figur sollen mit weiteren zwei Hölzern auch wieder zwölf Dreiecke gebildet werden.

Nr. 17.
Aus sechs Hölzern sollen vier Quadrate gebildet werden.

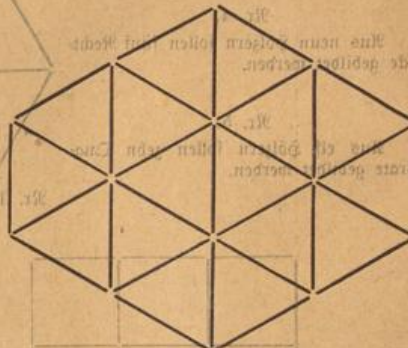
Nr. 18.
Aus fünf Hölzern sollen vier Dreiecke gebildet werden.

Nr. 21.
Aus 19 Hölzern sollen 12 Dreiecke gebildet werden.

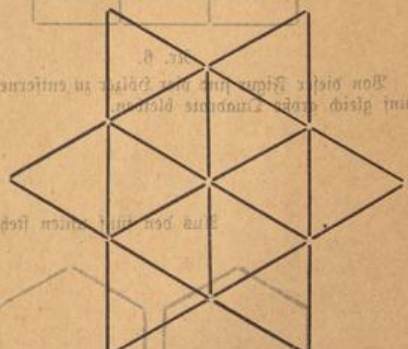
Nr. 22.
Aus 11 Hölzern sollen 2 gleich große Quadrate, 4 gleich große Rechtecke und 4 gleich große Dreiecke gebildet werden.

Nr. 23.
Aus 14 Hölzern sollen 3 gleich große Quadrate, 4 gleich große Rechtecke und 4 gleich große Dreiecke gebildet werden.

Die Auflösungen der Streichholzaufgaben erscheinen im Jahrgang 1913.



Nr. 20.
Zu dieser Figur sollen noch drei Hölzer hinzugenommen werden und es entstehen auch nur 16 Dreiecke.



Nr. 25.
Aus dieser Figur sollen sechs gleich große Quadrate gebildet werden.

Korkenplastik.

Aus alten Flaschenstöpfeln, Wollfäden, Seidenpapierresten, Stednadeln und farbigen Perlen lassen sich sehr drollige Figuren herstellen, die einem geschickten Schnitzler Gelegenheit zur plastischen Darstellung der ganzen lieben Um-



gebung bieten. Kopf und Rumpf geht mit Porträtmäßigkeit aus jedem Korken heraus und nur die Glieder sind aus der Hede zu schneiden. Wenn man auf die Vorbilder antiker

Künstler verzichtet und sich mehr an das hält, was man beim Spazierensehen aus dem Fenster beobachtet, so fällt es durchaus nicht schwer, sehr bald ein Museum vertrauter



Gestalten zusammen zu bringen; teils zur Hebung des Humors, teils zur Uebung der Hand; beides ohne hinder-

liche Unkosten. Einige meiner besondere Freunde übergebe ich hiernit im Bilde der Betrachtung der geehrten Leser.

Die Zukunftsuhr.

Von Dr. Franz Ritter.

Der hohe Wert genauer Zeitangabe ist dem Menschen eigentlich erst mit der Entwicklung des Eisenbahnverkehrs so recht zum Bewußtsein gekommen. Früher herrschten in bezug auf die Art und Weise, wie die Uhren in den Städten reguliert wurden, wahrhaft patriarchalische Zustände — konnte man es doch erleben, daß z. B. die Uhr des Gymnasiums, die der Herr Pöbell aufzog, um fünf oder zehn Minuten anders zeigte als die des Kirchturms, deren Besorgung dem Herrn Küster oblag. Diese aber differenzierte wiederum um soundsoviel gegen die Rathhausuhr, die vom Uhrmacher in angeblich richtigem Gang erhalten wurde. Als dann das Eisenbahnetz sich um die Erde zu spannen begann, und als man erkannte, daß nur durch richtige Innehaltung der Fahrzeit, nur durch absoluten Gleichgang aller Uhren die Regelmäßigkeit und Sicherheit des Betriebes aufrecht erhalten werden konnte, stellte sich auch das Bedürfnis nach absolut zuverlässigen und vor allem gut übereinstimmenden Uhren heraus. In England war es, wo man deshalb zuerst „Normaluhren“ schuf, die auf elektrischem Wege reguliert wurden, und die, damit sie auch sicher die genaue Zeit zeigten, mit den Sternwarten in Verbindung standen. Zuerst waren es die Bahnuhren, die auf diese Weise miteinander in Verbindung gesetzt wurden; später, als man insbesondere infolge der falsch gehenden privaten und städtischen Uhren die Züge und Anschlüsse versäumte, begann man auch diese Verkünder der Zeit nach der Bahnuhr zu richten. In der Folgezeit breitete sich dann das System der Normaluhren, die mit den Sternwarten verbunden sind, und von einer Zentrale regelmäßig reguliert werden, immer mehr aus.

So vorzüglich dieses System auch an und für sich ist, so genügt es doch immer noch nicht allen Anforderungen. Vor allem läßt es sich wegen der Kostspieligkeit der Leitungen nicht auf das Land ausdehnen. Es ist an die Städte gebunden, und wenn es dank dem gestiegenen Verkehr heutzutage auch auf dem Lande leichter ist wie früher, Uhren im Betriebe zu erhalten, die die richtige Zeit anzeigen, so ist doch eine Gewähr für ihre absolute Zuverlässigkeit nicht gegeben. Dann aber eignet sich das System der telegraphisch regulierten Normaluhren vor allem nicht für die Schifffahrt, und gerade für diese ist doch eine genaue und zuverlässige Zeitangabe von der allerhöchsten Wichtigkeit, kann doch ein Schiff nur dann

den Ort, wo es sich im Ozean befindet, genau bestimmen, wenn es über eine absolut zuverlässig gehende Uhr verfügt. Man stellt jetzt zwar Schiffschronometer her, die in bezug auf Gleichmäßigkeit des Ganges das Höchste leisten, was die heutige Präzisionsmechanik zu schaffen vermag; aber sie sind eben doch nur mechanische Werke, die auf Wochen hinaus von jeder Verbindung mit anderen Uhren, die einen Vergleich über die Richtigkeit ihres Ganges zulassen, losgelöst sind. Schon der Umstand, daß der Schiffschronometer einmal stehen bleiben kann, daß eventuell vergessen wird, ihn aufzuziehen, hat etwas Beängstigendes an sich. Deshalb ist auch auf den deutschen Kriegsschiffen die Einrichtung getroffen, daß das Aufziehen der Schiffschronometer vom ersten Offizier persönlich zu einer bestimmten Zeit vorgenommen werden muß, und daß es unter ganz genau festgesetzten Zeremonien vor sich zu gehen hat. Durch diese Vorschrift ist ein Vergessen des Aufziehens ausgeschlossen. Natürlich lassen sich derartige Regeln für die Handelsmarine und insbesondere für kleine Schiffe nicht immer schaffen und durchführen. Was es aber für ein Schiff bedeutet, wenn der Chronometer entweder stehen bleibt, oder nur um einige Sekunden falsch geht, mag man daraus ersehen, daß eine Differenz von vier Minuten bereits einen Fehler für die Bestimmung des Schiffsortes von nicht weniger als einem vollen Längengrad nach sich zieht. Der bekannte technische Schriftsteller und Pionier des Dampfpluges, Max Cyth, erzählt eine Anekdote von einem türkischen Kapitän, der ausgesandt wurde, um auf der Insel Malta irgend etwas zu besorgen. Nach Monaten kehrte er zurück und behauptete, daß es eine Insel Malta gar nicht geben könne, denn er habe das ganze Mitteländische Meer danach abgesehen, sie aber nicht gefunden. Das klingt wie ein Witz. Wer aber weiß, wie sehr die Auffindung des richtigen Seeweges von der Zuverlässigkeit des Chronometers abhängt, der wird begreifen, daß diese Erzählung durchaus kein Witz ist, daß derartige Zufälle sehr wohl im Bereich der Möglichkeit liegen, und daß es gar vielen Kapitänen schon ähnlich gegangen ist.

Erst nach solchen Erwägungen wird man begreifen, welch kühnes Wagnis es z. B. von Kolumbus war, nach Westen über den Ozean zu segeln, um auf diese Weise Indien zu erreichen. Damals hatte man auf dem Schiff nur Sand-

uhren, die in jeder halben Stunde einmal abliefern. Tag und Nacht mußte eine Wache neben diesen Sanduhren stehen und genau aufpassen, daß sie sofort, nachdem sie abgelaufen waren, wieder umgedreht wurden. So oft dies geschah, gab die Wache ein Signal mit einer Glocke; und bis auf den heutigen Tag nennt man das Anschlagen der Schiffsglocke, das jede halbe Stunde erfolgt, „glasen“, ein Ausdruck, der noch von den alten Zeiten herrührt, in denen das Glas der Sanduhr jede halbe Stunde umgestürzt werden mußte. Die Sanduhren sind längst verschwunden, aber trotz aller Verbesserungen der Chronometer stellen, wie wir gesehen haben, diese noch lange nicht das Ideal dar, ja sogar die Normaluhren scheinen noch verbesserungsbedürftig.

Schon seit einiger Zeit hat die Technik mit richtigem Blick erkannt, daß die Übermittlung der Zeit in Zukunft mit neueren und besseren Hilfsmitteln wird geschehen müssen, als die, über die wir jetzt verfügen. In der drahtlosen Telegraphie und in den elektrischen Wellen bietet sich nunmehr ein Mittel dar, das bei den Uhrenregulierungen der Zukunft zweifellos eine große Rolle spielen wird. Das Verdienst, als erster auf die Bedeutung der Uhrenregulierung durch drahtlose Telegraphie aufmerksam gemacht zu haben, gebührt dem französischen Gelehrten Bigourdan. Er wies zuerst darauf hin, daß es möglich sein müsse, die Uhren einer ganzen Provinz, ja eines ganzen Landes von einem Mittelpunkt aus mit Hilfe elektrischer Wellen in genau gleichem Gang zu erhalten. Um die Möglichkeit dieses Problems zu beweisen, errichtete er eine Station für drahtlose Telegraphie, von der aus in der Tat eine ganze Anzahl von Uhren, die er in verschiedenen Orten einer französischen Provinz aufgestellt hatte, ständig reguliert wurde. Natürlich hatten diese Uhren kein Uhrwerk im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern sie waren mit einer Empfangseinrichtung für drahtlose Telegraphie ausgestattet, durch die dann die Zeiger vorwärts bewegt wurden. Von der Zentrale aus wurden von Minute zu Minute elektrische Wellen in die Weite hinausgeschickt. So oft diese auf die in den Uhren angebrachte Empfangseinrichtung auftrafen, rückten die Zeiger um eine Minute vorwärts. Die Versuche von Bigourdan sind so glänzend verlaufen, daß der Magistrat der Stadt Wien beschloß, eine ähnliche Einrichtung auch für die österreichische Hauptstadt zu schaffen. Es wurden zunächst für Versuchszwecke 10 000 Kronen zur Verfügung gestellt, und Professor Dr. Reithoffer, sowie der Hofuhrmacher Morawek beauftragt, ein System von Uhren, die über die ganze Stadt Wien ver-

teilt wurden, mit Hilfe der drahtlosen Telegraphie im gleichen Gang, zu erhalten. Auch diese Versuche haben, soweit man bis jetzt hört, in jeder Hinsicht befriedigende Resultate ergeben.

Für die Schifffahrt hat man gleichfalls bereits begonnen, ein ähnliches System einzuführen. Professor Dr. C. Tissot in Breß war es, der zuerst von den Küstenstationen aus den auf hoher See fahrenden Schiffen die richtige Zeit mit Hilfe elektrischer Wellen übermittelte. Da man diese Wellen jetzt auf ziemlich große Entfernung hinaus zu senden versteht, so kommt die Wohltat der von Tissot zuerst geschaffenen Einrichtung, die inzwischen auch von anderen Staaten aufgenommen worden ist, schon einer ziemlich großen Anzahl von Schiffen zugute.

So befriedigend die eben geschilderten Versuche zur Uhrenregulierung durch drahtlose Telegraphie auch verlaufen sind, so stellen sie doch, wie man behaupten kann, erst den Anfang einer Entwicklung dar, die in großzügigster Weise weiter ausgebaut werden soll. Dieser Ausbau soll in nichts geringerem bestehen, als darin, daß in Zukunft alle Uhren der ganzen Welt von einem einzigen Punkte aus reguliert werden, so daß es auf Erden im vollsten Sinne des Wortes keine falsch gehende Uhr mehr gibt. Der französische Physiker Bouquet de la Grye war es, der zuerst auf die Möglichkeit einer derartigen Uhrregulierung hinwies. Bekanntlich ist die sogenannte „Reichweite“ der elektrischen Wellen eine um so größere, je stärkere Ströme man zu ihrer Erzeugung anwendet, und von einem je höheren Punkte man sie aussendet. Wenn man daher von einem sehr hohen Berge außerordentlich starke Wellen in die Weite gehen läßt, so muß es bei genügender Höhe des Berges und Verwendung genügend starker Ströme möglich sein, sie um die ganze Erde herum zu senden. Diese Möglichkeit bildet die Grundlage der einstigen internationalen und die ganze Erde umspannenden Uhrenregulierung. Die französische Regierung hat bereits eine Kommission eingesetzt, die darauf hinarbeiten soll, dieses Ziel zu erreichen. An der Spitze dieser Kommission steht der Admiral Gaschard, und es gehören ihr die hervorragendsten Physiker, wie z. B. Becquerel, Poincaré usw. an. Es ist beabsichtigt, die Wellen von dem über 3700 Meter hohen Pic von Teneriffa auszusenden, sie um die ganze Erde herumlaufen zu lassen und bestimmte Augenblicke, also z. B. den Durchgang der Sonne durch einen bestimmten Meridian auf dem eben geschilderten Wege über die ganze Erde zu signalisieren und dadurch den Gleichgang der verschiedenen Uhren herbeizuführen.

Wie weit sich dieses System ausgestalten läßt, muß natürlich die Zukunft lehren; daß die großen, vor allem die amtlichen Uhren, dann die Uhren der Sternwarten und die Normaluhren der Städte, sowie die der Schiffe hierdurch in Übereinstimmung gehalten werden können, kann nach den bis jetzt

erzielten Fortschritten wohl keinem Zweifel mehr unterliegen. Ob es vielleicht auch einmal gelingen wird, die Taschenuhren so weit zu verbessern, oder richtiger ausgedrückt, umzugestalten, daß sie ohne weiteres gleichfalls reguliert werden — wer vermöchte das heute schon zu sagen?

Das Wetter vor Gericht.

Während die Wissenschaft der gerichtlichen Medizin in unserer Rechtsprechung seit langem eine bedeutende Rolle einnimmt, wird die Wichtigkeit der gerichtlichen Meteorologie erst in jüngster Zeit von den Juristen mehr und mehr beachtet. Der bekannte Meteorologe Prof. C. Kahner erörtern nun in einem Aufsatz der „Deutschen Revue“ an einer Fülle von Beispielen den nicht selten ausschlaggebenden Anteil, der dem Wetter und seiner wissenschaftlichen Beobachtung bei der Entscheidung der Gerichte zukommt.

Der erfahrene Meteorologe kann über so manche Dinge exakte Auskunft geben, die dem Richter für seinen Urteilspruch bestimmte Anhaltspunkte bieten. Da bei einer solchen meteorologischen Auskunft mannigfache Momente zu berücksichtigen sind und nicht selten die Beobachtungsergebnisse verschiedener meteorologischer Stationen kombiniert werden müssen, so werden sich die Gerichte in Norddeutschland am besten an das Preussische Meteorologische Institut wenden, wo alles Beobachtungsmaterial zusammenkommt und wo erfahrene Fachleute die Auskunft erteilen; für Süddeutschland sind die meteorologischen Zentralstationen in München, Stuttgart, Karlsruhe und Straßburg i. E., für Sachsen die Landeswetterwarte in Dresden zuständig. Bei der außerordentlichen Veränderlichkeit des Wetters an den verschiedenen Orten bedarf es langjähriger gründlicher Kenntnisse, um aus den Beobachtungen mehrerer Stationen auf das Wetter dazwischen liegender Orte sichere Schlüsse zu ziehen. Wie wichtig unter Umständen der Spruch des gerichtlichen Meteorologen in Fragen krimineller Art sein kann, beweist z. B. ein Fall, bei dem ein Assessor auf Grund der Aussagen einer alten Frau, die ihn früh um drei Uhr im Spätherbst gesehen haben wollte, eines Raubmordes beschuldigt wurde. Seine bürgerliche Ehre und ganze Karriere standen auf dem Spiel, aber er konnte kein genügendes Entlastungsmaterial hebringen, bis er auf den Gedanken kam, das meteorologische Institut um Nacht am Tatort zu bitten. Solche Helligkeits-

probleme, die nach den Beobachtungen über Bevölkerung, Nebel und Regen, über die normale Dauer der Dämmerung und das Studium der Wetterkarte sich häufig nur durch umfangreiche Untersuchungen und Berechnungen lösen lassen, sind schwer richtig zu beantworten. Doch konnte in diesem Falle einwandfrei festgestellt werden, daß die alte Frau unmöglich in der fraglichen Morgenstunde einen Menschen vom Fenster aus hätte erkennen können, und der Assessor wurde freigesprochen. Ein anderes Beispiel, in dem die Meteorologie Licht in eine mysteriöse Strafsache bringen konnte, war eine Anklage auf Brandstiftung. An einem schönen Sommertage brach in einem Zimmer Feuer aus, und nur der Mieter konnte der Täter sein; er wäre auch verurteilt worden, wenn man nicht schließlich auf den Gedanken gekommen wäre, daß die Sonne eine mit Wasser gefüllte Karaffe beschienen hätte und daß diese Karaffe wie eine Brennkugel die Wärmestrahlen der Sonne gesammelt, gerade auf der Tischdecke konzentriert und sie in Brand gesteckt haben könnte. Da durch meteorologische Auskunft festgestellt werden konnte, daß zu der fraglichen Zeit tatsächlich die Sonne geschienen hatte und die Entstehungsursache durchaus im Bereich der Möglichkeit lag, wurde die Anklage aufgehoben. Daß der Regen Brandstifter sein kann, zeigte sich, so unglaublich es auch klingt, zu Anfang Februar 1910 in Riedorf. Dort löschte sich mit Tüchern bedeckter ungelöschter Kalk, der in einem Holzhäufchen lag, durch Regen selbst und wurde dabei so heiß, daß Tücher und Holz in Brand gerieten. Wurden hier Unschuldige vom Verdacht der Brandstiftung gereinigt, so kam andererseits durch Wetterbeobachtungen das Vorhandensein von Brandstiftung festgestellt werden. Dies war bei einer Reihe von Bränden der Fall, die in der nördlichen Provinz Posen vorkamen. In den betreffenden Dörfern hatte es aus irgend einer Ursache gebrannt, und jedesmal schlugen, angeblich durch Flugfeuer, auch aus dem Dache eines gutversicherten Nachbarhauses die Flammen. Die Vermutung, daß die Häuser nur zur Erlangung der Versicherungssumme angezündet worden seien,

wurde durch den meteorologischen Sachverständigen bestätigt, der nachweisen konnte, daß bei der herrschenden Windrichtung das Flugfeuer gerade nach der entgegengesetzten Richtung hätte fliegen müssen. Die Feststellung der Windrichtung und der Windstärke ist auch wichtig bei Prozessen, die Windmüller bei der Anlegung von Baumpflanzungen auf Nachbargrundstücken wegen Abfangen des Windes anstrengen. Die gerichtliche Meteorologie hat sich sodann mit der Frage zu beschäftigen, wie das Wetter auf den Menschen wirkt. Unter den Strafsachen, bei denen die Temperatur eine Rolle spielt, kommen am häufigsten die Anklagen wegen Feilhalten verdorbener Waren, namentlich bei Fleisch, und wegen Unfall durch Glätte vor. In beiden Fällen wird die Meteorologie auf Grund ihrer Beobachtungstabellen die richtige Auskunft erteilen können. Neben dem Verderben von Nahr-

ungsmitteln, für das die Witterung so häufig verantwortlich gemacht wird, kann auch die Nahrungsmittelfälschung die Meteorologie beschäftigen. So behauptete ein Milchhändler, in dessen Milch mehr als 10 Prozent Wasserzusatz gefunden wurde, es sei bei starkem Regen Wasser in die undichten Milchfässer gelaufen. Die Unwahrheit dieser Angabe konnte dadurch bewiesen werden, daß die Regenhöhe an den betreffenden Tagen festgestellt wurde. Wäre wirklich Wasser in die innen 40 bis 50 Zentimeter hohen Fässer gelaufen, dann hätte die Regenhöhe 40—50 Millimeter betragen müssen; tatsächlich ergab sie aber nur 0,5 Millimeter Wasser und das hätte den Wassergehalt der Milch höchstens um 1/10 Prozent erhöhen können. Selbst in Familienangelegenheiten mischt sich die Meteorologie, wie manche Fälle beweisen können.

Beschreibung verschiedener Krankheitsfälle.

Abzehr (Eiterbeule), eine mehr oder weniger schnell entstehende, schmerzhafte Geschwulst in Weichteilen des Körpers, in der sich später ein Klopfen als Zeichen eingetretener Eiterung — bemerkbar macht. Ein A. kann ebenso durch Aufsaugung wieder zurückgehen, wie infolge Verhinderung des Eiterabflusses schwere und dann oft tödliche Erkrankungen herbeiführen. Zur Beschleunigung der „Reifung“ einer solchen Entzündung bedeckt man die betr. Stelle mit feuchtwarmen Umschlägen (mit wenig Wasser vermengte Meie, Leinsamen und ähnlich in Leinenbeuteln). Bei kleineren Abzehrungen genügt oft auch das Anlegen von rotem Seifenpflaster. Öffnet sich die entzündete Stelle dann von allein, so ist für leichten Abfluß des Eiters zu sorgen. Die erkrankte Stelle muß möglichst sauber gehalten werden durch öftere Uberspülung mit reinem Wasser oder einer Lösung von 3 Grammm Salizylsäure in 1 Liter Wasser. Meist kürzt ein rechtzeitiger Einschnitt den sonst recht schmerzhaften Verlauf wesentlich ab.

Abzehrung der Kinder kommt als Folge aller der Zustände vor, die die Ernährung dauernd stören und deren Ursachen in angeerbter fehlerhafter Blutmischung, angeborener Schwäche (Frühgeburten, Zwillinge), fehlerhafter oder unzureichender Ernährung, Krankheiten des Verdauungskanals (länger andauernden Durchfall), der Atmungsorgane und dergleichen zu suchen sind. Erst nach deren Feststellung kann natürlich von einer besondern Behandlung der Abzehrung die Rede sein. Im allgemeinen beachte man, daß die passende Nahrung

(Mutterbrust, Amme, im Notfall Hämatozen, Reifes Kindermehl, gute Vollmilch), ierner strengste Sauberkeit (häufigeres Baden und Wäschewechseln), sowie viele frische Luft, sonniges, gut zu lüftendes Zimmer (keine gebrauchte Wäsche liegen lassen! Keinen Trockenplatz daraus machen!) die Hauptbedingungen für das Gedeihen eines Säuglings oder eines kleinen Kindes sind.

Achselweiß. Die zuweilen zu reichliche Absonderung der Schweiß- und Talgdrüsen der Achselhöhle zerlegt sich leicht und riecht dann sehr unangenehm, sie kann aber auch zu Entzündungen, Furunkelbildungen und dergleichen Anlaß geben. Man wendet dagegen tägliche kühle Waschungen an und trägt in der Achselhöhle einen genügend großen Vauß von Salizylwatte. In hartnäckigen Fällen kann man auch tägliche Einreibungen von einprozentigem Karbolwasser versuchen. Die wasserdichten Schweißblätter schützen nur die Kleidung vor der Aufsaugung des Schweißes, nützen gegen die Störung selbst aber natürlich nichts.

Apdrücken. Diese Erscheinung von Atemnot und Angst, die im Schlafe oder Halbwachen unter der Empfindung eines die Brust beengenden äußeren Druckes auftritt, findet sich meist bei Personen, welche an Unterleibsblutfülle und Verstopfung leiden, aber auch bei solchen, die durch Erzeße irgendwelcher Art geschwächt sind usw. Ein Anfall dauert von wenigen Minuten bis zu 2—3 Stunden. — Wo schwere Anfälle häufiger auftreten, soll ein Wächter den Schlafenden in eine

andre Lage bringen, womöglich ohne ihn zu erwecken. Ist ein Kranker imstande, dem Volksmittel, sein eignes Kopfkissen wegzuzwerfen, nachzukommen, so coupirt er durch das Selbsterwachen den Anfall. Jedenfalls sorge man bei an Apdrücken leidenden Personen für regelmäßigen Stuhl (durch kalte Wasserklystiere), und lasse sie fleißig Wasser trinken; ferner sollen diese mit dem Kopfe nicht zu tief und nicht auf den Rücken liegen.

Anst^ockung nennt man die Übertragung einer Krankheit von einem daran leidenden Individuum, entweder infolge unmittelbarer Berührung oder durch schädliche Stoffe, meist sog. Mikroorganismen, d. h. für das bloße Auge unsichtbare lebendige Wesen, die in der Luft des Krankenzimmers schweben. Manche solche „Krankheitskeime“ sterben durch Vertrocknung, durch das Sonnenlicht usw. zwar bald ab, andere — vorzüglich die der Pocken und des Scharlachs — können dagegen auch noch nach einigen Jahren die Ursachen einer Ansteckung werden. Daß viele Menschen, obgleich sie sich einer Ansteckung ausgesetzt hatten, dennoch davon verschont blieben, liegt an einer besonderen Disposition, die am Einzelnen vorher nicht zu erkennen ist. Am ansteckendsten sind die fieberhaften Hautkrankheiten, also Masern, Scharlach, Pocken, ferner Diphtherie, Cholera, Pest, Typhus u. a. m. — Die Verhütung einer Ansteckung in der breiteren Volksmenge erstrebt man durch eine gründliche Desinjection (Tötung der lebenden Krankheitskeime) und durch strenge Abschließung womöglich gleich der ersten Erkrankten von den noch gesunden Menschen. Der Einzelne halte sich beim geringsten Uebelbefinden von ansteckenden Kranken überhaupt fern, andernfalls verweile er nicht länger als nötig bei einem solchen, gehe dann einige Zeit in die freie Luft, womöglich dem Winde entgegen, und wasche sich mindestens Gesicht und Hände, ehe er etwas isst oder trinkt, unter reichlicher Verwendung von Seife. — Bei gerade herrschenden Seuchen ist jede Ausschweifung streng zu meiden, doch ebenso ist vor der so häufigen Furcht wegen möglicher Ansteckung ernstlich zu warnen, da diese — wie überhaupt jede stärkere Gemüts-
erregung — die Empfänglichkeit für eine solche wesentlich steigert.

Ascariden. Unter Ascariden sind eigentlich nur die großen, zuweilen bis 40 Zentimeter langen Spulwürmer (s. d.) zu verstehen, der Laie nennt aber auch oft so die kleinen weißen Madenwürmer, die oft in ungeheurer Menge im Dickdarne vorkommen und bei ihren Wanderungen ein unerträgliches Jucken verursachen, Kindern den Schlaf rauben und für diese auch recht bedenkliche Folgen (Verleitung zur Selbstbefleckung) haben können.

Man bekämpft diese Madenwürmern am besten durch Abführmittel (Rizinusöl, 2 Tee- bis 1 Eßlöffel) mehrere Tage hintereinander gegeben und daneben mit wochenlang öfters zu wiederholenden Klystieren von schwachem Essig- oder Seifenwasser. Süßigkeiten aller Art sind beim Vorhandensein dieser Würmer zu meiden.

Asthma (Emphysem) ist eine anfallsweise auftretende Atemnot, die mit pfeifendem Atem, klemmenden Geräuschen in der Lunge, Blauwerden des Gesichts verläuft und schließlich mit geringem Auswurf eines zähen Schleimes endigt. Häufig bei vorhandenen Nasenpolypen, sind auch nicht selten Magenüberladungen Ursache der Anfälle. Diese Form des Asthmas ist mehr nervöser Natur und wird am besten mit einem längeren Aufenthalte in einem milden gleichmäßigen Klima, durch Einatmung der Dämpfe brennenden Salpeterpapiers und auch durch komprimierte Luft bekämpft. Von Arzneien wird das Jodkalium gerühmt, das aber nur unter ärztlicher Aufsicht zu benutzen ist. — Bei dauernd verschieden starker Kurzatmigkeit kommen ähnliche Anfälle von Atemnot vor, die aber dann von dem sog. Emphysem herrühren, d. i. von einer dauernden Erweiterung der Lunge, einer Folge des Verlustes der vollen Elastizität der Lungenbläschen. Das Emphysem verrät sich oft schon äußerlich durch die Tommenform des Brustkastens, mehr bläuliche als rote Lippen, gedunsenes Gesicht und angeschwollenen Adern am Halse und im Gesicht. Wer an diesem Asthma leidet, der vermeide sorgsam jeden Katarrh der Atmungsorgane, hüte sich also vor Erkältung, schroffem Temperaturwechsel, vermeide alle rauchige, staubige, überhaupt schlechte Luft und härte seine Haut durch laue, allmählich kühler zu nehmende Abwaschungen und Frottierungen ab. Es empfiehlt sich auch, öfters tief und langsam auszuatmen. Bei einem Anfalle sorge man für Ruhe des Körpers, hohes Lager, für lose sitzende Kleidung und für frische Luft. Auch hier kann der Dampf entzündeten Salpeterpapiers eingeatmet werden. Ferner empfiehlt sich eine Kur mit komprimierter und auch die Einatmung sauerstoffreicher Luft.

Atemnot. Wo keine der im Vorhergehenden besprochenen Zustände die Ursache der Atemnot ist, entsteht sie bei einem sonst Gesunden oft zu Anfang einer schwereren Erkrankung (vorzüglich der Lungenentzündung), wenn sie nicht nur eine vorübergehende Folge übermäßiger Körperanstrengung ist. Sonst kann Atemnot sich allmählich ausbilden bei bisher unbeachteter Lungenerkrankung, bei verschiedenen Herzkrankheiten, bei Fettsucht und bei starker Blutarmut. Sie kann aber auch als reine Nervenstörung vorkommen, wie bei einer

gewissen Form des Asthmas. Der Laie kann hier nur für Befreiung des Leidenden von jedem Drucke und für reine, milde Luft sorgen. Spezielle Anordnungen sind Sache des Arztes.

Auffüttern der Kinder. Die natürliche Nahrung der Mutterbrust läßt sich leider durch nichts vollkommen ersetzen. Wo es möglich ist, wird man dann eine Amme wählen, die aber selbst gesund sein muß und deren Kind möglichst im gleichen Alter mit dem zu ernährenden stehen soll. Wo künstliche Ernährung eines Säuglings nicht zu umgehen ist, soll diese im ersten Lebensmonat aus einer Mischung von gleichen Teilen Vollmilch und Wasser, etwa noch mit Zusatz einer Messerspise Milchzucker zu jeder auf 50 Gramm zu bemessenden Nahrungsportion, bestehen. Solche Portionen sollen in der ersten Lebenswoche sechs (zusammen also 300 Gramm) gegeben werden. Jede Woche steigere man sie um 35 Gramm, bis die größte Menge, sechs mal 150, oder besser noch achtmal ungefähr je 115 Gramm gereicht werden. Vom 6. bis 7. Monat an kann auch ein Teil der Milch durch eins der künstlichen Nahrungsmittel (Liebig's Nahrung in löslicher Form, Nestlé's Kindermehl a. a.) ersetzt werden, früher aber nicht, weil alle diese Mittel noch unveränderte Stärke enthalten, die ein Säugling in den ersten sechs Monaten nicht verdauen kann. Die Nahrung soll etwa 30—32° Celsius warm gegeben werden. Aufbewahrungs- und Sauggefäße müssen nach deren Gebrauch sofort sorgfältig mit heißem Wasser gereinigt und vor Staub und dergleichen geschützt werden. Gegen das Sterilisieren der Milch sind neuerdings beachtenswerte Einwände erhoben worden, doch ist diese Frage noch nicht völlig entschieden. Wer sich Milch von nachgewiesenen gesunden Kühen verschafft, die auch bei und nach dem Melken sauber behandelt wird, der kann jedenfalls auf das Sterilisieren verzichten. Über die Verwendung von Eilmilch- oder Ziegenmilch hat der Arzt zu entscheiden, der auch sofort zu rufen ist, wenn der Säugling von einer Diarrhöe befallen wurde.

Aufliegen. Die bei langem Krankenlager dem Drucke der Körperlast am meisten ausgelegten Teile, an denen Knochen dicht unter Haut liegen, gehen nicht selten in Entzündung, Eiterung oder brandiges Absterben über. Am leichtesten kommt das Aufliegen bei Typhus und bei schwerem Rückenmarksleiden vor. Zur Verhütung forge man für glatte, natlose Unterlagen, bei den ersten Zeichen vom Aufliegen (bleibender Rötung der Haut) für wassergefüllte Gummi- oder wenigstens für Hirsespreuflissen. Vor allem hat aber der Kranke, wo es irgend angeht, seine Lage häufig

zu wechseln. Wenn schon gerötete Stellen vorhanden sind, wasche man sie tagsüber öfters mit Kampferspiritus und bedecke sie danach mit einem Bleipflaster. Offene Wunden aber säubere man täglich wenigstens zweimal mit einhalbprozentigem Karbolwasser und verbinde sie darauf mit gewebter und mit dreiprozentiger Borisalbe bestrichener Charpie.

Ausfall der Haare. Der gewöhnliche Haarschwund ist gewiß weit seltener die Folge zügelloser Lebensführung an sich, als die einer vernachlässigten Reinhaltung der Kopfhaut und allenfalls schlechter Ernährung, denn auch die Haare können nur bestehen, wenn ihren Wurzeln genügendes und passendes Nährmaterial zugeführt wird. Das zeigt sich recht oft deutlich bei manchen schweren, mit einer Veränderung der Blutmischung einhergehenden Krankheiten, während der die Haare oft massenhaft ausfallen. Erst nach der Genesung zeigt sich dann meist ein üppigerer neuer Haarwuchs als der frühere. Zur Bekämpfung des Ausfallens der Haare wasche man also den Kopf anfangs täglich, nach zwei Wochen seltener, doch immerfort mindestens einmal wöchentlich, je einige Minuten lang lauwarm unter Benutzung einer kräftigen Teer- oder Karbolseife, ordne nach der Abtrocknung die Haare, ohne sie unnötig zu zerren und säubere dann den Kopf gründlich mit einem nicht kratzenden Staubkämme. Mit noch feuchten Haaren soll man nicht in zugige Luft gehen. Daneben unterstützen etwa zwei wöchentliche — im Sommer kalte — Bollbäder die Behandlung. Außerdem sorge man für kräftige Nahrung und vermeide alle Erzeße, weil diese die Ernährung herabsetzen. Haarschwund nach niederdrückenden Gemütsbewegungen (tiefe Trauer, Ärger usw.) hält meist nicht lange an.

Ausrenkung. Hierunter versteht man eine durch Gewalt entstandene Verschiebung zweier ein Gelenk bildender Knochenenden, die sich durch die Formveränderung der Gelenkgegend, den plötzlich auftretenden Schmerz und die Behinderung oder bedeutende Einschränkung der Beweglichkeit des betreffenden Gliedes charakterisiert. Bis zur Ankunft des Arztes sind fleißig kalte Umschläge, womöglich mittelst Eisbeutels, zu machen, um die bald auftretende und oft recht umfangliche Anschwellung der verletzten Stelle zu hintertreiben, denn diese kann zuweilen auch dem Sachverständigen die so wünschenswerte sofortige Wiedereinrenkung sehr erschweren oder gar unmöglich machen. Eigne Versuche einer Einrenkung sind unbedingt zu unterlassen. Wer schon einmal eine Ausrenkung erlitten hatte, hüte sich sorgsam vor einer Wiederholung, da sonst das erneute Auftreten einer solchen nicht selten immer leichter vorkommen kann.

Bandwurm. Dieser Parasit, der übrigens in mehreren Arten (als Ketten- und Hülsenbandwurm, Grubenkopfi u. a.) vorkommt, gelangt in den Verdauungskanal meist durch den Genuß mit Finnen durchsetzten und nicht gehörig durchgekochten oder gebratenen Schweinefleisch, er kann aber auch von Tieren (Hunden) auf den Menschen übertragen werden. Seine Länge kann sechs bis acht Meter erreichen. Die gewöhnlichen Zeichen für das Vorhandensein eines Bandwurms sind: bleiches Gesicht, abnorme Empfindungen im Unterleib, zuweilen auch Schwindel- und Ohnmachtsanfälle. Das einzig sichere Zeichen ist aber der Abgang einzelner Glieder oder Gliederreihen des Parasiten. Wenn man mehrere Tage hintereinander morgens und abends eine gute Portion scharfen Heringsalat bereitet mit Essig, Öl, Zwiebeln, scharfen Gewürzen und einem halben Eßlöffel Rizinusöl genießt, ohne daß binnen drei Tagen Bandwurmtelle abgehen, kann man sicher sein, keinen solchen Parasiten zu beherbergen. Andernfalls säume man nicht mit einer gründlichen Bandwurmkur, wozu sich besonders der ätherische Auszug der Farnkrautwurzel, eine Abkochung der Granatwurzelrinde oder der Ruspoblüten eignet. Von fertigen Präparaten wird neuerdings das „Solitaria“ genannte, in Apotheken käufliche Mittel empfohlen. Eine Bandwurmkur ist aber nur als gelungen zu betrachten, wenn dabei auch der Kopf des Parasiten mit abgegangen ist.

Betrunkeneit, ein Zustand, der sich durch eine Herabsetzung der Gehirntätigkeit und des mehr oder weniger ausgesprochenen Verlustes der Herrschaft über die willkürlichen Muskeln — daher das Schwanken der Trunkenen — kennzeichnet. Meist durch übermäßigen Genuß von Alkohol in Branntwein, Wein, Bier und dergl. hervorgerufen, kann die Betrunkeneit doch auch die Folge des Genußes von Opium (rauch), Haschisch, Kumys und ähnl. sein. Wird sie zur Gewohnheit, so leiden allmählich darunter auch dauernd die geistigen Fähigkeiten und überhaupt das Nervensystem des Trunkstichtigen. Da die Betrunkeneit eine Art Vergiftung darstellt, hat man dabei wenn möglich für eine Entleerung des Magens durch Erbrechen zu sorgen. Dann bedeckt man Stirn und Vorderkopf mit nasskalten Umschlägen und sucht den Trunkenen in Schlaf zu bringen. In leichten Fällen befördert eine Tasse starker schwarzer Kaffee mit Zusatz von einigen Tropfen Zitronensaft die Ermüchterung. Ob man dem Trunkstichtigen den Alkoholgenuß plötzlich gänzlich entziehen darf, ist eine noch nicht richtig erledigte Frage, die allmähliche Entziehung stößt aber häufig auf fast unüberwindbare Schwierigkeiten. Die

vielfach angepriesenen Mittel gegen Trunkstucht, die meist auf Erregung von Ekel gegen den Alkohol hinauskommen, sind so gut wie nutzlos.

Bettnäßen, nächtliches, beruht auf einer Schwächung des Schließmuskels der Blase, die so stark sein kann, daß der Harn auch am Tage nicht oder kaum zurückgehalten werden kann (die sog. Inkontinenz) oder die meist bei Kindern, doch auch bei jungen Leuten, soweit vorhanden ist, daß der Blasenverschluß durch den Harndrang eher überwunden wird, als der Schlafende davon erwacht. Der Arzt benutzt gegen diese Störung mehrererlei entschiedene wirksame Mittel, die sich aber nicht für die Hand des Laien eignen, da sie unzweckmäßig angewendet recht schlimme Folgen haben. Für leichtere Fälle mag man versuchen, den Leidenden des Abends nicht viel trinken, nicht viel Obst oder Kartoffeln essen zu lassen. In der Nacht soll er je nach vier Stunden, allmählich in verlängerten Zwischenräumen, zur Harnentleerung geweckt werden, am Tage soll aber der Betreffende den Harn solange zurückhalten, wie das ohne größere Beschwerden angeht. (Training des Schließmuskels der Blase). Häufige kühle Voll- und auch kalte Sitzbäder (von 16 bis 18° Celsius) kann man ebenfalls versuchen, wenn solche sich nicht wegen einer andern Krankheit verbieten.

Blähungen. Abgesehen von der sog. Wind- oder Trommelstucht mit unausgesetzter Anhäufung von Gasen im Darmkanal und von den ärztliche Hilfe erfordernden Fällen bei Entzündungen der Darmschleimhaut, des Bauchfells und bei Darmeinklemmung sind Blähungen meist die Folge des Genußes vieler Gase entwickelnder Getränke, wie des Bieres, der kohlenfauren Wässer, des Mostes, und solcher Nahrungsmittel, wie die Hülsenfrüchte, Kohlarthen, Rüben und ähnliche Blähungen soll man auch nie unnötig zurückhalten, da ihre größere Ansammlung leicht Kopfschmerzen, Atemnot, Herzklopfen, Schwindel usw. erregt. Außer der Vermeidung der genannten Schädlichkeiten kann man wenigstens zur Befreiung von beschwerlichen Blähungen etwas Pfefferminz-, Kamillen-, Fenchel- oder Anissee trinken.

Bleichsucht. Die fast ausschließlich dem weiblichen Geschlecht eigentümliche Krankheit beruht im Grunde auf einer Verminderung des Farbstoffes der roten Blutkörperchen und verrät sich durch leichte Ermüdung, Ohrensausen, Schwindel, Klinkern vor den Augen und Blässe der Haut und vorzüglich der Augenbindehaut und des Zahnfleischs. Nicht selten haben Bleichsuchtige Gelüste nach sauren und pikanten Speisen oder gar nach ungenießbaren Dingen (Kreide, Kohle). Oft stellen sich bei ihnen auch leichte wasserfüchtige Anschwellungen meist an

den Füßen ein. Als Ursache der Bleichsucht nimmt man unpassende Ernährung, zu geringen Genuß der freien Luft, nächtliche Vergnügungen und dergl. an, doch scheint alles das zu ihrer Entstehung nur mitzuhelfen. Die Behandlung erfordert natürlich die Ausschaltung der eben genannten Ursachen, Aufenthalt im Sonnenschein, gelegentlich laue Vollbäder, ausreichenden Schlaf und die Verabreichung organisch gebundenen Eisens (wie in den Blandischen Pillen), manchmal auch einer Verbindung mit Mangan. Als Nahrungsmittel seien Fleisch, Eier, Milch und dergleichen bevorzugt, als Getränke ein gut ausgegohrenes Schwarzbier, statt des Kaffees Katao. Im Sommer empfiehlt sich ein Aufenthalt an einer nicht kumpfigen Seeküste, doch ohne kaltes Baden oder besondere Körperanstrengung. Freudige Gemütsbewegungen wirken bei der Bleichsucht günstig.

Blinddarmenztzündung ist eine meist vom sogenannten Wurmfortsatz, einem Anhängel des Blinddarmes, ausgehende Krankheit, die leicht auf das Bauchfell und das Zellgewebe hinter dem Blinddarm übergreift. Oft sind verhärtete Kotmassen die nächste Ursache der Blinddarmenztzündung, die vorzüglich gefährlich wird, wenn sich im Blinddarme Geschwüre bilden, die, sobald sie nach der Bauchhöhle durchbrechen, schnell den Tod herbeiführen. Bildet sich vorher eine Verklebung des entzündeten Bauchfellüberzugs mit den nahe gelegenen Darmschlingen, so hat die Sache weniger Gefahr, da entzündliche Auschwitzungen und auch Eiter nach und nach aufgesaugt werden können, wenn sie nicht nach dem Innern des Dickdarmes oder völlig nach außen durchbrechen. Als erste Anzeichen der Blinddarmenztzündung treten Schmerzen an der rechten untern Bauchseite auf, die bei Verschlimmerung durch Druck auf die betreffende Stelle schlimmer werden. Gegen die fast immer vorhandene Verstopfung dürfen dann unbedingt keine Abführmittel gebraucht werden. Der Kranke soll nur ganz ruhig liegen und sich aller festen Nahrung enthalten. Alles übrige ist Sache des Arztes, der häufig durch chirurgische Enttornung vorhandenen Eiters, wohl auch des ganzen Wurmfortsatzes, noch eine Heilung herbeizuführen vermag, wenn er nicht zu spät gerufen wurde. Die Sterblichkeit an Blinddarmenztzündung erreicht aber doch fünf bis zehn Prozent.

Blitztrahl. — Scheintod durch diesen. Den vom Blitze Getroffenen bringe man, wenn auch nur noch die schwächsten Lebenszeichen wahrzunehmen sind, an einen kühlen Ort, begieße den entkleideten Körper mit kaltem Wasser und bedecke den Kopf mit kalten Aufschlägen. Dabei halte man den Scheintoten scharfe Riechmittel unter die

Nase und versuche die künstliche Atmung (siehe Erhängte). Bei zurückgekehrtem Leben (Schwache Atmung, Fühlbarwerden des Pulschlags), reiche man bald etwas Wein, nötigenfalls guten Brauntwein, Kaffee und dergleichen.

Blutandrang ist eine durch Nervenreiz oder einen Entzündungsprozeß hervorgerufene ungewöhnlich starke Anfüllung einzelner Gefäßabschnitte im Blut. Bei nervösem Blutandrang zum Kopfe, der mit Schwindelanfällen, oder zum Herzen, der mit Angstgefühl einhergeht, sucht man durch kühlende Getränke, Anlegen von Eisbeuteln und durch kräftige Abführmittel die zu starke Blutfülle zu vermindern. Der Arzt kann dazu auch wohl einen Aderlaß wählen. Bei öfters auftretendem Blutandrang wird man also ärztlichen Beistand zu suchen haben.

Bluterbrechen ist stets das Zeichen einer Zerstörung von Aderwänden im Magen und ist, wenn nicht veranlaßt durch chemisch wirkende Gifte (Säuren, scharfe Alkalien), gewöhnlich eine Folge von Magengeschwüren. Oft kündigt es sich durch einen süßlichen Geschmack im Munde und durch ein Gefühl aufsteigender Wärme an. Daß das Blut aus dem Magen und nicht aus der Lunge stammt, sieht man daran, daß der Stuhlgang bald darauf oder am folgenden Tage schwärzlich gefärbt erscheint. Der davon Befallene muß ganz ruhig liegen, bekommt Eistüchlein in den Mund und womöglich nichts, oder nur saure Frucht (Zitronen-) Limonade in ganz kleinen Mengen gegen anälenden Durst, der aber meist schon durch die im Munde schmelzenden Eistüchlein gemildert wird. Womöglich lege man recht bald nach dem Auftreten des Erbrechens eine Eisblase auf die Magenagend (die Herzgrube der Laien). Die Störung ist stets so ernster Natur, daß sie unbedingt ärztliche Hilfe verlangt, und wäre es nur um zu bestimmen, wann und was der Kranke wieder an Speise genießen darf.

Blutsturz nennt man die plötzliche Entleerung einer großen Menge Blut durch Mund und Nase, das aus dem Magen (s. d. Art. Bluterbrechen) oder aus dem Atmungsorganen (s. auch den Art. Bluthusten) herrühren kann. Besonders versteht man einen Blutauswurf aus den Atmungsorganen unter der Bezeichnung Blutsturz. Stets liegt bei einem solchen, der in manchen Fällen schnell zum Tode führen kann, die Zerstörung gefährlicher Teile oder einer größeren Ader zugrunde, bei der sich alles Blut z. B. im Magen anammeln kann, ehe es gewaltsam hervorbricht. Wer an Neigung zu Blutsturz leidet, soll eine reizlose leichtverdauliche Nahrung genießen, Kaffee, Tee und alkoholische Getränke meiden und sich nach der Genesung von

einem solchen, häufige, doch niemals anstrengende Bewegung in freier Luft machen. Bei und nach einem Blutsturze sind die im Art. Bluthusten angegebenen Maßregeln und Hilfsmittel, nur noch sorgfamer, anzuwenden. Natürlich wird man bei einer so gefährlichen Störung schnellstens einen Arzt herbeirufen.

Brechmittel. Wenn es darans ankommt, den Magen schnell zu entleeren, wie bei Magenüberfüllung, drohender Erstickung z. B. durch Diphtherie, und bei Vergiftungen, doch, wohl zu merken: niemals bei einer solchen durch ätzende Säuren oder Alkalien (Laugen), kann man Erbrechen dadurch herbeizuführen versuchen, daß man die hinteren Rachenteile mit einem in Speiseöl getauchten Federbarte reizt. Wo das vergeblich ist, löse man 15 Gramm Butter in $\frac{1}{4}$ Liter warmem Wasser und lasse das schnell trinken. Hat man den käuflichen „Brechwein“ zur Hand, so läßt man eine halbe Tasse Milch trinken und fünf Minuten später einen Kaffeelöffel Brechwein nehmen. Noch stärker wirkende Mittel sind nur auf ärztliche Verordnung zu gebrauchen.

Bruch nennt man die Hervordrängung meist von Unterleibs-Eingeweideschlingen durch eine abnorme Öffnung der Wand der betreffenden Körperhöhle bis unter die Haut. Ein Bruch ist entweder angeboren, wie der so häufige Nabelbruch, oder durch übermäßige Anstrengung, durch Stoß, Fall und dergleichen, erworben. Beim Auftreten einer meist schmerzlosen, normalgefärbten und wegdrückbaren Geschwulst, gewöhnlich in der Leistengegend (daher Leistenbruch), liegt der Verdacht auf einen Bruch stets nahe, und dann säume man nicht, sich einer Untersuchung zu unterziehen und sich ein passendes, d. h. ein Bruchband zuzulegen, das weder einen zu starken, noch einen zu schwachen Druck ausübt. Es gibt solche Bandagen, an denen man den Druck der „Pelotte“ nach Bedarf verändern kann, ohne den Besitz einer solchen sollte man zwei verschieden stark drückende Bruchbänder haben, um das eine bei größerer Körperanstrengung, das andere, schwächere, in der Ruhe anzulegen. In der Nacht oder im Liegen kann man jedes Bruchband meist weglassen. Doch erst den Arzt befragen! Eine ernste Gefahr entsteht, wenn ein Bruch sich einklemmt, so daß er auch durch das zweckmäßigste Drücken nicht reponiert werden kann. Dann entsteht, wenn keine Operation das verhindert, eine heftige, zu Brand neigende Entzündung, die fast ausnahmslos zum Tode führt. Symptome der beginnenden Einklemmung sind Kolikschmerzen, Aufstoßen, Brechneigung und Erbrechen, das sich bis zum Kotbrechen steigern kann. Dazu kommen Angstgefühle, kleiner schneller Puls

und Austreibung des Leibes, dann ist es aber höchste Zeit, chirurgische Hilfe zu suchen. Hat der Arzt einmal die Behandlung begonnen, so hat der Kranke sich unbedingt strengstens an dessen Vorschriften zu halten.

Cholerine ist ein der Cholera ähnlicher Zustand, der meist in der Zeit der Obstreifung und vorzüglich unter den Kindern auftritt, doch meist nach wenigen Tagen mit Genesung endet, wenn die einfachsten Vorsichtsmaßregeln beobachtet werden: Warmhalten im Bett, keine Milch, sondern dafür in Wasser zerquirte Eier (eins auf $\frac{1}{4}$ Liter), Bouillon mit ein wenig aufgeriebener Muskat, nur etwas altbackenes Weißbrot, Griessuppe und dergleichen). Dazwischen kann auch eine Tasse Flieder- oder Kamillentees gereicht werden. Kinder dürfen keine sogenannte Cholera Tropfen erhalten. Nach der Genesung sollen eine Zeitlang immer nur reizlose Speisen (Reis, Gräupchen, Mehlsuppen, für ältere Kinder zartes Fleisch) gereicht werden.

Darmkatarrh beruht auf einer Entzündung der Schleimhaut des Darms, die durch Diätfehler, verdorbene Nahrungsmittel, durch Alkoholmißbrauch, Leberkrankheiten, hartnäckige Verstopfung, durch Eingeweidewürmer, oft auch durch Erkältung veranlaßt wird. Bei Katarrh der obern Darmwege entsteht nicht selten Selbstucht. Meist ist dieser von Kolikschmerzen, immer von häufigen dünnen Stuhlentleerungen begleitet, die bei kleinen Kindern leicht Abmagerung herbeiführen. Ist mehr der Dickdarm angegriffen, so beobachtet man fortwährenden Stuhl drang. Nur schwere Fälle verlaufen mit Fieber. Man kennt auch einen diphtheritischen Darmkatarrh, nach dessen Ablauf meist den Darm verengende Narben zurückbleiben. — Behandlung: Bei Erkältung ist Bettruhe nötig, dazu das Bedecken des Leibes mit gewärmten Tüchern, Genuß warmen Kamillen- oder Pfefferminztees. Bei Diätfehlern: Magere Kost in geringer Menge, bei verhärteten Kotmassen erst ein Abführmittel, dann ist aber die Hauptsache die Bekämpfung des Durchfalls, wozu vor allen das — aber nur unter ärztlicher Kontrolle zu gebrauchende — Opium dient. In chronischen Fällen benutzt man mit Vorliebe Bädereuen in Ems, Kissingen u. a., natürlich unter Beachtung der obengenannten Verhaltensmaßregeln.

Darmverschlingung — eigentlich Darmverschluß — jedes Hindernis der Fortbewegung des Darminhalts, z. B. durch Lähmung, starke Ausweitung, Einklemmung des Darmrohrs in einem Bruchhaken oder auch durch Einstülpung eines Stückes Darmrohrs in ein benachbartes Schlingenstück. Symptome: Austreibung des Leibes, Aufstoßen, Kolikschmerzen, Erbrechen, schließlich

von Kotmassen, dabei kalter Schweiß, kleiner Puls usw. Arzneimittel sind bei der Darmverschlingung nur von zweifelhaften Werte; meist wird eine Operation (Bauchschnitt und Beseitigung des Hindernisses) nötig, die noch am meisten Erfolg verspricht, je zeitiger sie vorgenommen wird.

Diarrhoe (Durchfall). Bei dieser Krankheit vermeidet man alle schwer verdaulichen, auch zu fetten Nahrungsmittel, genießt nichts zu kalt, sondern hält sich an Bouillon (mit aufgeriebener Muskatnuß), Suppen, gebratnes Fleisch; als Kompot Birnen, Heidelbeeren. Zum Getränk etwas Rotwein, Glühwein, schwarzer Kaffee, Tee, schweres gutes Bier usw. Trägt man dazu eine Leibbinde, die aber auch die Magengegend mit wärmen soll, so geht die Diarrhoe bei Erwachsenen meist bald vorüber. Säuglinge und kleine Kinder erhalten Klystiere mit Stärkeabkochung, statt der Milch Eiswasser, Bouillon, entölten Kakao, und man geht auch nach der Besserung nur langsam zur früheren Nahrung zurück, indem man etwa dem Eiswasser täglich wieder etwas mehr Milch zusetzt, bis sie nach 4—5 Tagen wieder unvermischt gegeben wird. Auch recht gute Sahne leistete oft die besten Dienste.

Diphtherie. Eine heftige, durch gewisse Bakterien hervorgerufene Entzündung der Schleimhaut des Rachens und — die gefährlichste Art — des Kehlkopfs usw. bei der sich schnell fest haftende weiße oder gelblich-graue hautähnliche Ausschwitzungen bilden. Die Krankheit beginnt gewöhnlich mit schwachem Frösteln, Appetitmangel und Schlingbeschwerden, die sich bei der Diphtherie des Kehlkopfs unter pfeifenden, langen Atemzügen oft zu Erstickungsanfällen steigern. In günstig verlaufenden Fällen stoßen sich die häutigen Beläge nach ein bis zwei Wochen ab und etwa vorhandene Geschwüre verheilen unter Narbenbildung. Als Nachkrankheiten kommen vor: erschwertes Schlingen, näselnde Sprache, Störungen des Sehvermögens, auch Lähmungen der Hände oder der Füße. Die Diphtherie ist stark ansteckend, doch wohl nur durch unmittelbare Berührung, durch Übertragung mittels infizierter (Bakterien enthaltender) Gegenstände und Nahrungsmittel, wohl aber kaum durch die Luft. Die Weiterverbreitung der Krankheit sucht man durch längere strenge Isolierung der Patienten zu vermindern. — Bei der Behandlung kommt außer der Sorge für gute, mäßige aber gleichbleibende Erwärmung des Krankenzimmers, milde Nahrung, jetzt fast ausschließlich die Behringsche Serumimpfung unter die Haut in Frage, die so zeitig wie möglich vorzunehmen ist. Alle Gebrauchsgegenstände des Kranken (Betten, Leibwäsche, Taschentücher, Geschirr, auch Spielzeuge) sind schnell-

stens gründlich zu desinfizieren oder zu verbrennen. In Städten hat das am besten durch die öffentlichen Desinfektionsanstalten zu geschehen, wo eine solche nicht erreichbar ist, läßt man die Gegenstände wenigstens einen vollen Tag in zehnprozentiger Karbol- oder in dreiprozentiger Sublimatlösung liegen und kocht sie darauf noch gründlich aus. Ausgehustete oder erbrochene Teile der Ablagerungen sollten sofort dem Feuer übergeben werden. Alle ärztlichen Anordnungen sind natürlich genau zu befolgen.

Fieber ist eine selbständige Krankheit, sondern nur ein Symptom einer — meist innern — Krankheit, die sich durch Erhöhung der Körperwärme und Beschleunigung des Pulses und der Atemzüge kundgibt. Die normale Körpertemperatur, die in der gut mit Betten, dicken Decken und dergleichen allseitig eingehüllten Achselhöhle mit dem gewöhnlichen Thermometer binnen acht bis zehn Minuten, mit einem sog. Minutenthermometer in zwei Minuten gemessen wird, beläuft sich auf 37° Celsius (28,6° Reaumur) und kann, gewöhnlich nach vorangegangener Schüttelfrost bis 41° Celsius (fast 30° Reaumur) ansteigen. Eine ohne Fieber einsetzende Krankheit ist in den meisten Fällen ungefährlich, ein Refonvaleszent ist aber erst als gerettet zu betrachten, wenn seine Körperwärme auch des Abends etwa drei Tage normal geblieben ist. Die Messungen sollten jeden Tag um 8 Uhr morgens und um 6 Uhr abends vorgenommen werden. Eine Steigerung über 41° Celsius wird bei Kranken nur selten, z. B. bei schwerem Gelenkrheumatismus, beobachtet und ist meist tödlich. — Wer an Fieber leidet, darf nur ganz leichte Nahrung (Suppen) genießen, man soll ihm aber auch diese nicht gleich aufrösten. Wasser, Fruchtlimonaden und dergleichen kann er aber nach Bedarf trinken. Kaffee, Tee oder gar Spirituosen natürlich nicht. Die Steigerung der Pulszahl und der Atemzüge ist meist nicht so wichtig. Die Morgen- und Abendtemperaturen sollte man aber am besten in Form einer fortlaufenden Kurve aufzeichnen, um einen leichten Überblick über den Verlauf der Krankheit zu haben. Der Arzt erkennt schon oft aus einer solchen Kurve sehr bald, um welche Störung es sich handelt.

Frostbeulen behandelt man, wenn sie frisch entstanden sind, ganz wie Erfrierungen. Länger bestehende sind täglich mit Spiritus einzureiben oder man bestreicht sie etwa vierfach mit Kollodium, jede folgende Lage nach der Trocknung der vorhergehenden und über diese etwas hinausreichend. Den mit einer Frostbeule behafteten Körperteil suche man auch durch häufige kalte Waschungen schon in der warmen Jahreszeit abzu-

härten und schütze ihn im Winter sorgsam vor der Einwirkung der Kälte. Die Frostbeulen an den Füßen sind häufig eine Folge des Tragens zu engen Schuhwerks, das den Blutlauf hindert. Wer daran leidet, achte also auf gut passendes, über den Frostbeulen bequem sitzendes und im Winter womöglich warm gefüttertes Schuhwerk.

F u ß s c h w e i ß. Viele, meist wohlgenährte, aber eine vernünftige Fußpflege vernachlässigende Personen leiden oft an dem für sie und für andere lästigen, leicht übelriechenden Fußschweiß, den sie hartnäckig erragen in der Meinung, daß seine Vertreibung wer weiß welchen Schaden zur Folge haben müsse. Das ist eigentlich immer, wenigstens aber dann ein Irrtum, wenn der Schweiß nur langsam, im Laufe einiger Wochen, vertrieben wird. Dazu wasche man zunächst morgens und abends die Füße mit 25° Celsius warmen Wasser ab und gehe nach und nach bis zu solchem von 15° hinunter. Die Strümpfe sind ebenfalls zweimal täglich zu wechseln. Das Schuhwerk soll bequem, nicht unnötig warm haltend sein und Gummischuhe sind gänzlich zu meiden. Bald kann man auch etwas pulverisierte Weinsäure in die Strümpfe streuen oder, noch besser, man reibt die Füße vor dem Zubettgehen mit zweiprozentigem Karbolwasser ein, das allen Geruch des Fußschweißes sofort beseitigt. — Will man diesen, wenn er plötzlich verschwunden ist, dennoch wieder hervorrufen, so gelingt das schnell durch Einstreuen von ein wenig Senfmehl in die Strümpfe. Wir raten aber niemals dazu.

G e l b s u c h t beruht glücklicherweise gewöhnlich auf einem Katarth des engen Ganges, aus dem die Galle aus der Leber und Gallenblase nach dem Anfang des Dünndarms, dem sogen. Zwölffingerdarm, abfließt. Sobald das durch Anschwellung der Schleimhaut des Gallenganges verhindert wird, tritt die Galle in den Blutlauf ein, was sich gewöhnlich erst durch Gelbfärbung des Weissen im Auge verrät. Bald färbt sich auch die ganze Körperhaut ebenso, während der Urin ganz dunkel, fast schwarz, wird, die Darmentleerungen aber weiß wie Ton werden. Bei dieser harmlosen Form der Gelbsucht genügt Bettruhe des Kranken, der nur milde, fettarme Nahrung, mehr Pflanzkost, erhalten soll. Gegen Schmerzen in der Lebergegend, rechts unter der Vorderseite des Brustkastens, lege man warme, trockene Umschläge auf. Wichtig ist eine regelmäßige Stuhlentleerung, die im Notfalle durch laue Klystiere mit Zusatz eines reichlichen Kaffeelöffels Glycerin zu erzwingen ist. Wo die Gelbsucht von heftigem Kopfschmerz, Schwindel, Zittern, Schlafsucht, sogar völliger Bewußtlosigkeit begleitet ist, liegt die böse-

artige Form dieser Krankheit vor, die unbedingt ärztlichen Beistand erfordert, trotz welchem aber leider meist schon nach wenigen Tagen tödlich endet. — Die so häufige Gelbsucht bei Säuglingen bedarf außer der gewöhnlichen verständigen Pflege des Säuglings keiner besonderen Maßregel.

G e l e n k r h e u m a t i s m u s ist eine meist jüngere Personen heimtuchende fieberhafte Krankheit, die jedenfalls auf der Einwirkung von Bakterien beruht, welche oft erst ein, dann andre Gelenke springhaft weiterschreitend befallen, die hier schmerzhaft Entzündung mit Anschwellung des betroffenen Gelenks hervorrufen. Dabei beobachtet man oft die höchste überhaupt vorkommende Körpertemperatur (42, in seltenen Fällen bis 44° Celsius). Gefährlich wird diese immer ernste Krankheit oft durch Ubergreifen desselben Prozesses auf die Herzklappen, seltener auf den Herzbeutel, und gelegentlich auch auf die Hirnhaut. In diesem Falle verläuft der Gelenkrheumatismus so gut wie immer tödlich. — Die Behandlung, die natürlich ein Arzt zu leiten hat, besteht in der Verabreichung reichlicher Dosen von Salicylsäure, oder, wo dabei Unbequemlichkeit oder Ohrensausen auftritt, in der Anwendung ähnlicher Mittel (Aspirin, Phenacetin u. a.) oder endlich in der Bestreichung der betreffenden Gelenke mit einer Mischung von Öl und Mesotan. Im übrigen sind die entzündeten Gelenke möglichst ruhig zu halten und mit Watte einzuhüllen. Nach eingetretener Besserung wendet man warme Vollbäder und zuletzt die Massage der Gelenke an. Der Gelenkrheumatismus ist oft die Ursache späterer (Herzklappen-) Fehler.

S i c h t. Die anfallsweise oder chronisch verlaufende Krankheit, die sich nicht selten, wenigstens die Anlage dazu, weiter vererbt, beruht in der Hauptsache auf einem Mißverhältnis der Zufuhr und des Verbrauchs von Nährmaterial, auf reichlichem Genuß von Wein, Bier und dergleichen bei zu wenig Bewegung in freier Luft, wodurch sich im Blute ein Überschuß nicht bis zur Stufe des Harnstoffs umgewandelter Harnsäure ansammelt. Diese Harnsäure, die auch vorübergehende Schmerzen in den Nieren hervorrufen, lagert sich dann teilweise mit Vorliebe an kleinen Gelenken der Füße und der Hände, doch auch an anderen Stellen der Knochen ab. — Zu ihrer Bekämpfung (der Sicht) gehört also vor allem Beschränkung der Nahrungszufuhr und des Biergenusses, viele Bewegung im Freien — für nicht zu alte Personen Radfahren, Turnen und dergleichen — und dann der Gebrauch eines alkalischen Wassers (der Königsquelle von Elster, der Ahmannshäuser Lithionquelle), doch kann man sich ein wirksames Sichtsasser auch selbst herstellen, indem man in einer Literflasche

in nicht zu hartem Wasser 2 Gramm doppeltkohlensaures Natron und 1 Gramm Chorkalium löst und vorsichtig 10 Tropfen Salzsäure zusetzt. Die Flasche muß nach dem ersten Aufbrausen gut verkorkt werden, und ist binnen drei Tagen zu verbrauchen. Geschwollene schmerzhaft Gelenke verlangen Ruhe, bequeme Lagerung und Einhüllung in Watte.

Hämorrhoiden im gewöhnlichen Sinne nennt man die verschieden großen Aderknoten am After und dessen innern untern Teil, die eine Folge behinderter Rückströmung des Blutes in der nach der Leber hinaufführenden Pfortader sind. Aus den Knoten tritt zuweilen Blut aus, wodurch die Blutfülle im Unterleibe verringert wird und sich an Hämorrhoiden leidende Personen eine Zeitlang weniger belästigt fühlen. Meist die Folge langen Sitzens, vorzüglich auf weicher warmhaltender Unterlage, das nicht durch zweckmäßige Bewegung ausgeglichen wird, doch auch langdauernden täglichen Reitens, des Mißbrauchs starker geistiger Getränke, oft gebrauchter starker Abführmittel, zu langen Zurückhaltens des Urins und ähnlichem, wird man in erster Linie also diese Veranlassungen zu meiden haben; man mache also täglich öfters wiederholt Bewegungen, die die Bauchmuskeln anspannen (Heben von natürlich den Kräften entsprechenden Lasten, auch Graben mit dem Spaten, Kegelschieben usw.), trinke viel Wasser und mache alle zwei, drei Stunden sechs bis acht

tiefe langsame Atemzüge in reiner, nur nicht eiskalter Luft. Daneben ist auf recht regelmäßige Leibesöffnung zu achten und diese im Notfalle — aber nicht wochenlang täglich — durch etwas Regulin, Purgan und dergleichen herbeizuführen.

Hautkrankheiten. Bei diesen sind die fieberhafte Krankheiten (wie Masern, Scharlach und dergleichen) begleitenden, oder durch Allgemeininfektion (wie bei Syphilis) auftretenden Veränderungen der Haut zu unterscheiden von denen, die nur in und auf der Haut selbst auftreten. Diese zeigen sich als verschieden große und gestaltete Flecken, wozu auch Sommersprossen und Leberflecken gerechnet werden, als flache Erhebungen (sogenannte Quaddeln), als verschieden große Knötchen, ferner als Bläschen und Blasen, mit austretendem oder wieder vertrocknendem Inhalt (Ezeme), endlich auch als vereiternde, örtlich beschränkte Entzündungen (Fimmen, Pusteln) und als Verdickung der gesamten Körperhaut (Fischschuppenkrankheit). — Als allgemeine Heilmittel gelten Badekuren (in Orten mit kochsalz- oder jodhaltigen Quellen), Waschungen mit einfacher oder mit Teer- oder Karbolseife, Karbol-, Lanolin salben, und dergleichen. Neuerdings hat man mit der Finnschen Lichtbehandlung recht gute Erfolge erzielt. Wo man nicht schon durch gewöhnliche warme Bäder, Waschungen mit den genannten Seifensorten oder Salben bald deutliche Besserung erreicht, wird ärztliche Hilfe zu suchen sein.

Die Post im Wasser.

Humoreske von G. B.

Wohl keine Kompagnie hat je einen unbeholfeneren Rekruten gehabt als den Heinrich Schwertlein aus —, aber wir wollen lieber seinen Heimatsort verschweigen, es könnte ja doch dieser oder jener Leser ebendenselben Schluß ziehen wie der Gefreite Hahn und sagen: „Vielleicht sind dort die Leute alle so, es wird wohl an der Luft liegen.“

„Wie sieht Ihre Koppel aus?“ rief ihm einige Tage nach dem Einkleiden der Feldwebel zu, als die Rekruten mit dem Lederzeug antreten mußten, damit keiner bei einem Ausgange in die Stadt zum Skandal herumlaufe. „Haben Sie das mit dem Schrubber behandelt? Es ist eine Schande, nur Sie scheinen das nicht zu bemerken. Besitzen Sie denn nicht ein bißchen Stolz, Schwertlein?“

„Ne, Herr Feldwebel, stolz bin ich gar nich!“ erwiderte der Angeredete, als hätte er sich zu einer Sünde bekennen sollen.

„Ne, — was Sie sagen!“ entgegnete jener. „Wie? Ein Soldat — ein Soldat und keinen Stolz? Da hört ja doch die Weltgeschichte auf! Fünf Erdteile nennen uns mit Bewunderung die stolzesten Truppen, die jemals existierten, und dieser gute Mann hier behauptet, er wäre nicht stolz! Nun, ich sage Ihnen, da sind Sie gerade vor die rechte Schmiede gekommen. Morgen treten Sie noch einmal mit der Koppel an und, ich schwöre Ihnen zu, sind Sie mir dann nicht stolz, so werden Sie es doch gleich darauf sein!“

Das war die erste Nase, die Freund Schwertlein bekam. Wenn ihm jemand daheim in Dingsda so etwas sagte, so dachte er: „Mit dem hast du es verdorben, du wirfst aber auch kein Wort mehr mit ihm reden.“

Als er nun am Nachmittag dem Herrn Feldwebel begegnete, so tat er, als sähe er ihn nicht.

Starr vor Staunen blieb der Feldwebel stehen, denn Schwertlein war fast über ihn weggefallen und — hatte nicht Honneur gemacht!

„Zum Teufel, Sie! Was fällt Ihnen ein? Warum grüßen Sie nicht,“ sagte er.

„Ja, Herr Feldwebel,“ erwiderte Schwertlein, „ich dachte, wir wären noch verzärtelt mit einander.“

Na, über eine so extragute Entschuldigung muß man ja lachen.

Der Herr Feldwebel tat es auch und zwischen den Zähnen murrend: „Das ist ein Kacker!“ ließ er ihn stehen und ging davon.

Gegen Abend war Instruktion auf Nummer 9 in der Kaserne. Der instruierende Sergeant Erich war schon da, als Schwertlein erschien. Letzterer wollte jetzt zeigen, daß er wohl auch stolz sein könnte, drum trug er bei seinem Eintritt die Nase gewaltig hoch.

„Geda, Schwertlein!“ rief ihm der Sergeant zu. „Ist das Manier? Marschieren mit dem Kopfe nach den Wolken und gondeln mit den Beinen einher, als hätten Sie ein paar Flußfähne angespannt. Denken wohl an Ihre Spinnstuben-Abende daheim? Na, hören Sie — ich will Ihnen einen guten Rat geben: Heute morgen ist der Herr Hauptmann vom Urlaub zurückgekommen, lassen Sie sich ja nicht so vor ihm blicken! Oder haben Sie ihn schon gesehen?“

„Dat nich, Herr Sergeant, aber sin Pferd heww ick all sehn!“ erwiderte Schwertlein, froh, daß er etwas wußte. Sergeant Erich machte voll Bewunderung die Augen weit auf und sagte:

„Dat is veel, min Söhn! Und wenn das so fortgeht, wer weiß, was Sie da noch alles in der Welt zu sehen bekommen. Aber was ist das?“ setzte er hinzu, und über sein Gesicht suchte ein Lächeln, „der Knopf an Ihrer Mütze ist ja ganz auf der Seite festgenäht, gehen Sie sogleich zum Schneider auf Nummer 16 und lassen Sie sich das ändern!“

Schwertlein machte kehrt und ging hinaus. Nach einigen Minuten schon trat er wieder ein.

„Menschenskind, Sie haben ja den Knopf immer noch so!“ rief ihm der Sergeant entgegen.

„Ja, Herr Sergeant, de Snicker, oder Schneider, wie er hier heißt, is een beet en deuer, hei seggt, unner eene Mark könn hei dat nich dauhn un will ick nu nich so veel Geld anwenden wull“ — weiter kam Schwertlein nicht mit seiner Meldung, denn es brach von allen Seiten ein tolles Gelächter los, in das der Sergeant einstimme. Ein gewitzter und mitleidiger Kamerad rückte Schwertlein den Knopf nach vorn, so daß der Schaden geheilt war ohne eine Mark. Sergeant Erich aber sagte:

„Scheren Sie sich auf den Platz, Sie acht es Weltwunder! Die Instruktion beginnt!“

Seit diesem Tage, wo Schwertlein seinen Mutterwitz so hervorragend dokumentiert hatte, war alle Welt klar über ihn; die Kameraden lachten ihn sehr überlegt aus, die Herren Vorgesetzten aber, vom Sergeanten Erich an bis hinauf zum Chef, seufzten, wenn sie daran dachten, daß ein solcher Mann später die ganze Rekrutenvorstellung umwerfen könnte.

Man hätte deshalb meinen sollen, Schwertlein würde es bei der Kompagnie sehr schlecht gehabt haben. Bewahre! Jeder, selbst der Herr Hauptmann machte einen freundlichen Scherz mit ihm, denn man sah bald, daß das Unglückskind Böswilligkeit nicht einmal dem Namen nach kannte, ja im Grunde

die gutherzigste Seele war, die man finden konnte. Er zeigte auch allen nur möglichen Dienstfeifer, aber sich schnell in fremde Verhältnisse zu finden, bereitete ihm die größte Schwierigkeit.

Nun, die Rekrutenvorstellung ging, ein paar maliges Nachklappen bei den Griffen und ein paar schlechte Wendungen abgerechnet, glücklich ab, und Schwertlein ward in die Kompagnie eingereiht. Seiner Größe nach kam er in die erste Korporalschaft, welche schon seit anderthalb Jahren Sergeant Erich führte. Letzterer sträubte sich mit aller Macht gegen diesen Zuwachs, denn er kannte ihn ja von der Ausbildung her am besten, und noch bei der Parole an Bastion „Findnich nicht“ sagte er zum Feldwebel:

„Es scheint, in meiner Korporalschaft will sich



diesmal die ganze heilige Einfalt ein Stelldichein geben. Denken Sie doch, Herr Feldwebel, die Honigkorporalschaft — und Schwertlein!"

Die anderen Unteroffiziere lachten, und auch der Feldwebel lächelte. Jeder kennt aber die feine Diplomatie eines solchen Herrn, der selbst das Nüchlichste ins richtige Gleis bringt und dem unangenehmsten Dienst noch eine schöne Etikette zu geben weiß. So erhielt denn auch Sergeant Erich die beruhigende Antwort:

„Wir wissen ja alle, Sergeant Erich, was Sie selbst aus dem Dümmsen zu machen verstehen. Ich sagte mir gleich, Schwertlein ist bei Ihnen in den besten Händen, lassen wir ihn also in der Honigkorporalschaft!"

Auf eine so schmeichelhafte Entgegnung kann man nun nichts anderes machen als ein sehr freundliches Gesicht, in dem es nur manchmal hin- und herzieht, als hätte man auf eine bittere Mandel gebissen.

Sergeant Erich war stolz auf seine Korporalschaft mit dem süßen Namen, den sie schon seit langen Jahren infolge einer lustigen Veranlassung trug und aus einem Spitznamen zu einer Ehrenbenennung gemacht hatte. Bei Paris nämlich — doch davon ein andermal, wir müssen erst ein paar Stückchen von Freund Schwertlein erzählen, der als ein richtiger Schwerenöter seinem Führer so manche trübe Stunde machen zu wollen schien.

Allein der Mensch denkt und der Geist der Disziplin lenkt!

Es kam das Frühjahr heran, die Tage wurden warm, die Bäume in den Schießständen draußen grüntem, und nach und nach wurden unter Gesang und Scherzen Übungsmärsche mit Felddienst hinaus in die Felder und Wälder gemacht. Da lebt der Soldat, nachdem er auch die Kompagnievorstellung hinter sich hat, auf, besonders wenn er bei den Felddienstübungen das Praktische von den Exerziten des Winters einsieht, er lernt sich fühlen. Aus manchem wird da ein anderer Mensch, und so geschah es auch mit Schwertlein.

Herrgott, wie hatte sich der Kerl über Nacht verändert, nicht zum Wiedererkennen. Von Natur

besaß er eine schöne Stimme und Lust und Liebe zum Gesang, jedes Stückchen, das er hörte, behielt er sofort und konnte es nachsingen. Bald hieß es bei jedem Marsche: Schwertlein, singe mal: „Die Königsgrenadiere!“ oder Schwertlein: „Die erste Garnitur!“ und Schwertlein ließ sich nicht nötigen, er sang lustig und frisch, was das Zeug hält, unverwundlich, wenn andere vor Staub und Hitze verchmachten wollten, da jodelte er der Kompagnie voran, mit jeder Heideleerke um die Wette, und machte selbst den Verzagtesten wieder frische Beine.

Wurde draußen im Walde, zwei, drei Stunden weit entfernt, nach einem scharfen Felddienst ein kurzer Halt gemacht und warf sich jeder andere herzensfroh aufs weiche Moos, da zog Schwertlein ein Stückchen Wurstpapier hervor, und hing es an einen Baum, ergriff einen abgebrochenen Ast als Zeigestock und begann die tollste und komischste Räuber- und Mordgeschichte vorzutragen, daß selbst die Herren Offiziere näher traten und von Herzen mitlachten und der Herr Major und Oberst nie vergaßen, zu der Kompagnie zu kommen, sobald sie in der Nähe waren. Da wurde manches Fäßchen Freibier angezapft. Ein solcher Mensch ist eben eine unbezahlbare Perle für jede Truppe, er hält die Lebensgeister der



anderen allein aufrecht und läßt Schlappeheit gar nicht aufkommen. So ging er selbst fort auf dem saubersten Wege nach Hause und wenn dann der Chef zur Probe kurz vorm Tore einen Parade-marsch machen ließ, fiel er gewiß immer besser aus als bei jeder angstvollen Vorstellung vor dem General. Das machte so leicht keiner nach!

So war dem Schwertlein in der ganzen Kompagnie und noch weit darüber hinaus liebes Kind geworden, und im Laufe des Sommers und beim Manöver vermehrte sich dies wenn möglich, er fühlte sich ungeheuer wohl.

Allein auch der Glückliche ist vor den launischen Streichen des Geschicks nicht sicher, ehe es sich Schwertlein versah, hatte er einen Spitznamen weg, der ihn zeitlebens an eine arge Verlegenheit erinnern sollte.

Hatte da gegen Weihnachten die Schwester des Kameraden Born, eines Bauernsohnes, Verlobung, und schrieb ihrem Bruder, er möge ja kommen, und, wenn es ginge, ein paar gute Freunde mitbringen, Mädchen wären die Menge da, aber wenig junge Burschen. Natürlich war dies eine Nachricht, wie sie ein Soldat gern hört, da konnte man mit der blanken Uniform paradieren, den Bauernburschen gegenüber sich durch seinen Schliß und Gewandtheit hervortun und Eroberungen machen. Borns Wahl fiel sofort auf Schwertlein.

„Wenn Dich die Mädchen singen hören,“ sagte er, „hols der Kuckuck, die sind ganz weg! Also laß mich nicht im Stich, Bruder!“

„Meine Hand darauf, ich komme mit,“ entgegnete Schwertlein.

„Wo nehmen wir aber den Dritten her? denn einer muß es noch sein!“ versetzte Born.

„Weißt Du was, wir sagen es unserem Sergeanten Erich,“ erwiderte Schwertlein. „Wir stehen beide sehr gut bei ihm, er ist außer Dienst ein prächtiger Gesellschafter und obendrein macht er uns Ehre, da er ein Avancierter ist.“

Gesagt, getan, die Bitte wurde dem Herrn Sergeanten vorgetragen und mit raschem Entschluß von ihm zugesagt. Die Verlobung fand Sonntags statt, es paßte sich also sehr gut. Urlaub war bald geholt und so ging es dann am Nachmittag nach dem Dorfe hinaus, zu dem man eine halbe Stunde mit der Eisenbahn zu fahren hatte.

Es war ein frischer heller Wintertag mit Schnee auf den Fluren und Eis auf den Teichen. Unser Kleeblatt saß, in die warmen Mäntel gehüllt, behaglich im Coupee, machte Witze und rauchte zur Vorfeier eine feine Sorte als sonst. Glücklicherweise langten sie draußen an und wurden von den Eltern, von Braut und Bräutigam als höchst willkommene Gäste aufgenommen. Die jungen Mädchen und Burschen aber taten wie gewöhnlich anfangs sehr schüchtern, denn das zweierlei Tuch sah gar so schmeck und stolz aus, doch da zeigte sich sofort, wie vorteilhaft sich die drei Freunde vor den anderen auszeichneten, sie traten beherzt auf, brachten Leben in die Gesellschaft und nach einer halben Stunde war es, als kenne man sich schon lange. Das gab ein Lachen, Jauchzen und Fröhlichsein, wie es die geräumige Stube noch nicht gesehen, dazwischen wechselten Kuchenberge mit den Fleischtopfen Agyptens und allerhand Gutem zum Trinken. Der Herr Sergeant brachte mit wohlgelegten Worten ein Hoch auf das Brautpaar aus, wobei er zum allgemeinen Jubel jedem der jungen Mädchen sehr bald einen Bräutigam wünschte. Dann erschien mit dem Abend ein Harmonikaspieler. Es wurde ein flottes Tänzchen gemacht, in

dem die Soldaten obenan waren, kurz, ein jeder amüsierte sich aufs beste, und doch hatte das Kleeblatt seinen Haupttrumpf noch gar nicht ausgespielt, nämlich den Gesang von Schwertlein. Gleich nach zehn aber, als eine kleine Kaffeepause eintrat, zwinkerte Born seinem Freunde mit den Augen zu und sagte:

„Du, jetzt ist es Zeit!“

„Was denn,“ riefen die Mädchen erschrocken, „doch nicht schon zum Fortgehen? Der Zug geht ja erst um zwölf!“

„Nein, er soll uns etwas singen,“ erwiderte Born.

„Ja, das ist hübsch! Tun Sie das, Herr Schwertlein,“ rief man von allen Seiten.

„Aber was soll ich vortragen? Ich kann ja so vieles,“ entgegnete Schwertlein.

„Geben Sie uns „Die Post im Walde“ zum Besten, die kennt hier sicher noch niemand!“ schlug Sergeant Erich vor.

„Die Post im Walde“ muß man wissen, war ein Effekstück der drei Soldaten, denn während Schwertlein ganz wunderbar die Melodie auf einem Stück Papier blies, pfliegten Sergeant Erich und Born vortrefflich die begleitenden Brummstimmen zu machen, es ging jedem, der es hörte, durch Mark und Bein, und der größte Beifall fehlte niemals. Schwertlein begab sich dann gewöhnlich in einige Entfernung vom Hause, indessen die Brummstimmen im Zimmer blieben. So geschah es auch heute.

Nun lag das Haus dicht an der Dorfstraße, jenseits welcher sich ein zugefrorener, mit Bäumen umplanzter Teich befand. Schwertlein überfah sogleich, daß es, wenn er sich auf den Teich stellte, gerade so klingen würde, als ziehe eine Post auf der Straße vorbei. Er täuschte sich nicht, denn drinnen lauschte alles mit Entzücken und verhaltenem Atem den schönen, bald lustigen, bald sehnächtigen Klängen, und hatten die Soldaten bisher schon Furore gemacht, so war man jetzt begeistert für sie, und die Mädchen erst waren „ganz weg“, wie Born gesagt hatte.

So weit ging alles gut, aber es war auf dem Eise doch ein wenig frisch, und die Kälte kam Schwertlein allmählich durch die Stiefel. Er lief daher während des Blasens auf und ab.

Plötzlich hörte man drinnen einen unartikulierten Laut, dann war alles still. Man dachte gleich, Schwertlein habe einen Spas vor, von dieser Seite aus kannte man ihn ja, und wartete daher, was nun kommen sollte. Aber es kam nichts, rein gar nichts.

Was war nun draußen geschehen? Ein Spas wahrlich nicht, denn bei dem Herumtrippeln hatte

Schwertlein unvermerkt auf die nur leicht zugefrorene Bunte getreten, das Eis hatte nachgegeben und so war die Post ins Wasser gefallen. Glücklicherweise reichte dies nur bis über die Knie.

Mit selbstverständlicher Geschwindigkeit turnte Schwertlein heraus aufs Trockene und sah nun zu seinem Arger, welche komische Figur er in den tiefenden Beinleidern spielt. Konnte er sich so vor den hübschen Mädchen zeigen, denen er soeben noch durch sein properes Aussehen imponiert hatte? Unmöglich, auch hätten die jungen Burschen, die neidisch zu werden anfangen, ihn sicherlich schadenfroh ausgelacht. Während er sich so betrachtete, kam ein Mann auf ihn zu, es war der Nachtwächter.

„Bester Nachtrat, Sie kommen wie gerufen!“ rief Schwertlein. „Helfen Sie mir aus der Verlegenheit, gewiß sind Sie auch einmal Soldat gewesen.“

„Ne, das nicht!“ erwiderte der tapfere Beschützer des Dorfes. „Ich konnte kein blankes Eisen sehen, selbst meine Piefke hier habe ich einrostet lassen.“

„Na dann tun Sie es aus Christenpflicht, entgegnete Schwertlein. „Sagen Sie mir, wo kann ich meine Hose trocknen? Führen Sie mich auf eine Viertelstunde in Ihre Stube, einziger Retter, denn so kann ich mich vor niemand sehen lassen.“

Der Wächter, ein alter Junggeselle, ließ sich erweichen und humpelte voran nach seinem Häuschen. Leider aber war das Feuer in seinem Ofen ausgegangen, vom Trocknen konnte also keine Rede sein.

„Sackerlot, was machen wir nun?“ fragte Schwertlein sehr enttäuscht.

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen,“ sagte der Andere; „legen Sie sich zu Bett, ich werde die Hose zum Nachbar tragen, der noch Licht hat. Dort lassen wir sie trocknen, wenn ich meinen Rundgang gemacht habe, bringe ich sie Ihnen wieder.“

„Ja, ja,“ entgegnete Schwertlein, aber nur rasch, denn es ist verdammt kalt bei Ihnen.“

Während er nun in das Himmelbett kroch, ging der Wächter mit der Hose ab.

In der Feststube wartete man indessen eine fünf Minuten nach den andern auf die Überraschung, aber vergeblich. Endlich wurde man ungeduldig und ging hinaus, um nachzusehen. Ja, da war kein Schwertlein zu erblicken, wie sehr man auch suchte. Man lachte darüber und rief, doch niemand meldete sich. Man ging wieder in die Stube und nach einer halben Stunde ernstlich besorgt wieder hinaus, mit demselben Erfolg; Schwertlein kam nicht zum Vorschein. Jetzt zerstreute man sich durch das Dorf und schrie aus Leibeskräften nach dem Vermissten. Durch den Lärm wurden alle Hunde laut, die Kühe in den Ställen brüllten unruhig, die Leute wurden aus den Häusern, und die schon Schlafenden aus den Betten gelockt, mit Schrecken vernahmen sie das Unglück und beteiligten sich an dem Suchen. Das ganze Dorf war in größter Aufregung. So verging eine Stunde und Sergeant Erich sagte:

„Bereits ist es elf durch und bald wird es Zeit sein, daß wir uns auf den Bahnhof begeben, nachdem wir auch noch eine Viertelstunde zu gehen haben. Was nur geschehen sein mag? Ein Scherz kann dies von Schwertlein nicht sein, denn das wäre zu grob. Hätte ich mir träumen lassen, daß „Die Post im Walde“ einen solchen Ausgang nähme, ich



hätte sie niemals vorgeschlagen.“

Man suchte ihn zu beruhigen und schaute nur um so eifriger in jedem Winkel, in jeden Torweg und hinter jeden Zaun oder andere Orte geheimer.

In diesem Augenblick kam jemand und brachte ein Paar Soldatenhosen.

„Das sind die von Schwertlein! Um Gotteswillen, sagen Sie, wie Sie zu ihnen gekommen sind!“ rief Erich.

„Mir hat sie vor einer Stunde der Nachtwächter gebracht!“ war die Antwort.

„Was? Der Nachtwächter?“ riefen alle, als sollte nun Licht in ein entsetzliches Geheimnis kommen.

„Jawohl!“ rief der Angeredete. „Ich habe mich auch gewundert, wie er dazu kam. Er schien mir überhaupt so merkwürdig, wollte nicht mit der Sprache heraus, machte Ausflüchte und hatte

einen ganz seltsamen Blick. Als er mir die Hose gab, war sie durch und durch naß, möglich, daß auch Blut daran war, abends kann man das nicht so sehen.“

Man stelle sich das Entsetzen vor, welches dieser unheimliche Bericht erregte.

„Wo ist der Nachtwächter?“ rief alles durcheinander.

„Zu Hause ist er nicht, denn da ist es finster und die Tür verschlossen,“ sagte jemand.

Jetzt ging die Jagd nach dem Nachtwächter los.

„Am Ende steckt der Saufaus wieder in der Schenke,“ warf einer hin.

„Gehen wir nach der Schenke! Aufklärung müssen wir haben,“ tönte es einmütig.

Bald war diese erreicht, obwohl sie am anderen Ende des Dorfes lag, man blickte zum Fenster

herein und richtig, da saß der Missetäter und ließ in der Mitte von zwei lustigen Brüdern, die sich den Spaß machten ihn freizubalten, immer abwechselnd Bier und Brammwein in seine Kehle gleiten, so daß sein Geist längst der Gegenwart entrückt war. Gefolgt von fünfzig bis sechzig Leuten stürmte Sergeant Erich in die Gaststube und packte mit starkem Griff den Wächter am Genick.

„Schurke, wo hast Du unseren Kameraden?“

„Der Galunte, da sitzt er und vertrinkt sich die Gedanken an seine schwarze Tat, gewiß für das geraubte Geld,“ riefen empört die anderen und kräftige Fäuste drohten ihm, während man das junge, unschuldige Blut bedauerte.

Der Wächter war vor Schrecken nüchtern geworden, er kam zum Bewußtsein, daß er verleitet von zwei Nachtschwärmern und von der Neigung zu blinkenden Spirituosen, in sträflicher Weise Amt, Zeit und Versprechen vergessen hatte.

„Herrgott, lassen Sie mich los. Sie erwürgen mich!“ rief er, ich will ja alles gestehen.“

Alle Anwesenden überließ es eiskalt. Also lag wirklich ein Verbrechen vor!

„Num wird's bald?“ schüttelte ihn Erich. „Wo haben Sie unsern Kameraden?“

„Zu Hause!“ ächzte der Unselige.

„Zu Hause?“ tönte es von allen Seiten „Narisch, hin mit ihm! Er soll uns zeigen, was er mit dem Armen gemacht hat. Seit ewigen Zeiten ist in unserem Dorfe kein Mord vorgekommen, muß dieser alte Sünder sich dazu verleiten lassen, wegen ein paar Pfennigen Geld, denn was kann ein Soldat viel bei sich haben?“

Der Nachtwächter, der ja in doppelter Hinsicht ein böses Gewissen hatte, wußte in der Tat nicht, wie ihm geschah. Er sah aufgeregte Menschen um sich, hörte drohende, wilde Reden und fühlte sich zur Tür hinausgestoßen; das raubte ihm sehr fein bischen Überlegung, und so ließ er sich denn mechanisch fortschleppen. Sein Haus aufschließen konnte er vor Zittern nicht, daher tat es Sergeant Erich für ihn. Allen voran eilte dieser in die Stube, wer konnte, trat mit ein, aber viele mußten

im Hausflur und auf der Straße stehen bleiben. Da drangen durch das Dunkel schnarrende Töne zu den Ohren der Eintretenden, man konnte glauben, es töhele sich jemand zu Tode.

„Schwertlein!“ — schrie Erich, während andere Licht anzündeten. In diesem Moment taten sich die Vorhänge des Himmelbettes auseinander und hervor schaute mit erhauntem Gesicht der Vermißte und fragte, was denn los sei. Doch kaum hatte er das

erste Wort gesprochen und man erkannte, daß er noch am Leben sei, so fühlte er sich stürmisch von allen Seiten umarmt, und ein Jubel erhob sich wie ihn nur sechzig Menschen, beides, Männlein und Weiblein, vollführen können, ja, einige, die Schwertlein nicht umarmen konnten, taten es mit dem Nachtwächter, der jetzt, nachdem sich die Sache schnell aufgeklärt, glänzend gerechtfertigt dastand. Man verzieh es ihm sogar, daß er, seiner stillen Liebe für geistige Getränke folgend, die Gedanken an Schwertlein und die Beinkleider umnebelt und vergessen hatte.

Schwertlein selbst wußte kaum, wie ihn der Schlaf übermannt hatte. Vielleicht war der Punsch schuld gewesen, vielleicht auch das kalte Bad, kurz, er fühlte in dem warmen Bett eine so behagliche Schläfrigkeit über sich kommen, daß er einge-



klammern
fogar m
hier hatt
im
lungshar
Scher
den Wä
mag ein
nien de
Bahnhof
mlangte
Kod
Sorgen
Schwert
allgeme

S
Sie ab
einem
— m
Verlauf
sich a

mir
ten,
Gala
dant

schlummert und im ersten festen Schlafe sogar nicht den Lärm aus dem Dorje gehört hatte.

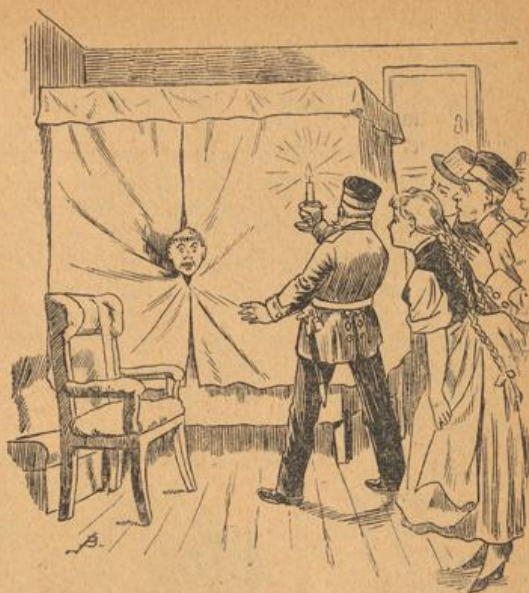
Im Triumph ward er in das Verlohnungshaus geführt, wo man sich auf den Schreck mit einem tüchtigen Punsch stärkte.

Indessen waren draußen die Pferde vor den Wagen gespannt worden, das Kleeblatt stieg ein, und begleitet von dem Hurra-rufen der Dorfbewohner ging es nach dem Bahnhofe, wo man noch zur richtigen Zeit anlangte.

Noch lange lachten die Drei aus vollem Herzen im Koupee über das Abenteuer; Schwertlein aber hieß von dem Tage an allgemein: „Die Post im Wasser.“

Humoristisches.

Vor Gericht. Richter: „Erzählen Sie also den Hergang! — Angeklagter: „An einem Freitage hat sich die Sache zutragen — meine Schwiegermutter war gerade zu Besuch da.“ — Richter: „Aha, Sie befanden sich also in gereizter Stimmung.“



Wie wir uns fanden.

Von C. v. Eynatten.



s fällt mein Geburtstag auf den Weihnachtsabend und als ich diesen für mich hochwichtigen Tag zum achtzehnten Male feierte, da harrte meiner unter dem glitzernden Lichterbaum eine große, eine freudige Ueberraschung. — Als nämlich das den Gabentisch verhüllende Tuch entfernt worden war und ich voller Erwartung an den Platz trat, an welchem man mir gewöhnlich bescheerte, fiel mein Blick auf ein paar reizende Stiefelchen, sogenannte Stöckelschuhe, deren Absätze so zierlich geschweift waren und in eine so kühne Spitze aus-

liefen, wie es sich eine Stöckelschuh-Enthusiastin nur wünschen konnte.

Ehe ich mir nur noch Zeit genommen, die mir sonst zu Teil gewordenen Gaben zu betrachten, flog ich schon meiner guten Mutter an den Hals, um ihr für die große, große Freude zu danken, die sie mir bereitet. — Stöckelschuhe! ach,

wie lange hatte ich mich vergeblich nach ihnen gesehnt, wie viele spöttische oder bemitleidende Bemerkungen hatte ich nicht von meinen Freundinnen anhören müssen, weil ich die Einzige unter ihnen war, die sich mit kaum fingerhohen Absätzen begnügen mußte.

„Da der heutige Tag ein doppeltes Fest für Dich bedeutet, wollte ich Dir ein recht großes Vergnügen mit meinen Gaben bereiten, ob ich aber gut getan, Dir diese Stiefelchen zu geben, weiß ich doch nicht,“ erwiderte die Mutter auf meine Danksgungen.

Ich konnte nicht müde werden, die reizenden Ridstiefeletten zu betrachten und ihr elegantes Aussehen zu bewundern und mir war gerade so zu Mute, als ob mir ein wirkliches Glück wiederfahren wäre. — Natürlich wurden sie gleich am andern Morgen zum Kirchgange angezogen und stolz verließ ich das Haus, ohne viel der mütterlichen Ermahnungen zur Vorsicht zu gedenken. Meine Schuhe sollten mir dieselben jedoch bald ins Gedächtnis zurückrufen, denn ich kippte beinahe bei jedem zweiten Schritte um. — Nun, das würde mit der Zeit schon aufhören, diese Unsicherheit würde nur die Folge mangelnder Übung sein, tröstete ich mich und wirklich ging es bald besser.

Nach einigen Tagen fühlte ich mich in meinen Stöckelschuhen schon ganz heimisch und als ich am Neujahrstage eine weit außerhalb der Stadt wohnende Freundin besuchte, verursachte mir der lange Weg nicht die geringste Ermüdung. Wie triumphierte ich da.

Als sich die ersten Schatten der beginnenden Dämmerung bemerkbar machten, trat ich den Heimweg an. Wie hatte sich aber inzwischen das Wetter verändert! Den früher hellen Himmel bedeckten nunmehr schmutzfarbige Dunstballen, es wehte ein scharfer Wind und nachdem ich etwa ein halbes Viertelstündchen gegangen war, begann ein feiner Sprühregen herabzurieseln, der mich zu noch größerer Eile anspornte. Ich mußte jedoch meine Schritte bald wieder verlangsamen, die Fußwege wurden nämlich mit einem Male so schlüpfrig und ringsum zeigte der Erdboden ein unheimliches Glimmern. Himmel, es gab Glatteis — und dazu meine Stöckelschuhe!

Indessen hieß es tapfer ausharren und so glitt und schwankte ich weiter, so gut es ging, doch wurde mir bald kalt, bald heiß, umsomehr als ich mich vor denen schämte, die mir begegneten und die nicht selten über meine übergroße Angsthäufigkeit lächelten. Mir Beistand anzubieten, fiel aber niemanden ein. Endlich mußte ich den Fahrweg kreuzen, der aber infolge der zahlreichen, kreuz und quer laufenden Wagengeleise noch um vieles glatter war, dennoch hatte ich schon glücklich die Mitte erreicht, da schien plötzlich der Boden unter meinen Füßen zu fliehen und ich stürzte der vollen Länge nach nieder.

Als ich mich erheben wollte, fand ich es aber unmöglich; ich mußte mich im Fall mit dem rechten Fuße in die Kleider verwickelt haben. Mir wurde angst und bang, zumal ich das sich rasch nähernde Rollen eines Wagens vernahm.

„Geben Sie mir die Hand, dann wird es wohl gehen,“ sagte da jemand zu mir und gleichzeitig bemerkte ich zwei Hände, die sich mir hilfsbereit entgegenstreckten.

Es war jedoch vergebens, ich konnte den Fuß einmal nicht frei bekommen und wie ich im Begriffe stand einen letzten verzweifelten Versuch da-

zu zu machen, fühlte ich mich emporgehoben, wie wenn ich nur ein Federchen gewesen wäre, und eine Minute später stand ich wohl geborgen drüben an der andern Seite und sah mit Entsetzen, wie die Krause meines schönen neuen Kleides mindestens einen halben Meter weit losgerissen war und niederhing.

„Das kommt von den Stöckelschuhen!“ sagte da mein Retter, ein junger Mann, in einem Tone, der mir scherzhaft spöttisch klang und für den Augenblick alles Dankgefühl aus meinem Herzen scheuchte.

Dennoch mußte gedankt werden und ich gab mir alle Mühe dieser Pflicht in einer ebenso höflichen wie würdevollen Weise zu genügen, worauf ich mich anschickte, meine Gleitpartie mutig fortzusetzen. Ich hatte aber kaum einen Schritt vorwärts getan, als mein Unbekannter mich beim Arme nahm

und ihn ohne alle Umstände unter den feinigsten schob, wobei er lächelnd sagte:

„Verzeihung, mein Fräulein, wenn ich Ihnen meine Begleitung aufdringe, ich kam jedoch nicht zugeben, daß Sie sich der Gefahr aussetzen, Hals und Beine zu brechen und mit diesen Schuhen kämen Sie nicht einmal bis an das Ende der Straße, ohne einen abermaligen Fall zu tun.“

Diese wiederholte spöttische Erwähnung meiner Schuhe raubte mir alle Ruhe und so erwiderte ich in einem Tone, der

meine törichte Empfindlichkeit nur zu deutlich offenbarte:

„Ich habe schon mehr als einen Herrn stürzen sehen und die tragen doch gewiß weder hohe noch spitze Absätze!“

„O, auch ohne solche kann einem bei Glatteis ein Unglück passieren, das ist richtig,“ lachte mein Begleiter, den meine Entrüstung zu belustigen schien, „nur sinken die Ausichten, mit heiler Haut nach Hause zu kommen, bei Stöckelschuhen ganz bedeutend; besonders wenn man an dieselben noch wenig gewöhnt, ist, wie dies Ihr Fall zu sein scheint. Ich habe Sie nämlich schon vorher beobachtet, Fräulein, aber nicht gewagt, Ihnen als Unbekannter meinen Schutz anzubieten.“

„Daran haben Sie auch sehr recht getan!“ gab ich den Kopf hintenüberwerfend zurück.



Er mochte nun doch einsehen, daß er zu weit gegangen war, denn er brachte das Gespräch auf andere, auf harmlose Dinge, doch mußte ich lügen, wenn ich sagen wollte, was er sprach, denn ich hatte viel zu viel mit mir selbst zu tun, als daß ich darauf geachtet hätte, denn obschon er nur Schritt vor Schritt ging und meinen Arm fest an sich gepreßt hielt, glitt ich doch fortwährend aus und zwar wuchs meine Unsicherheit in demselben Maße, in welchem sich meine Aufregung erhöhte.

Endlich gelangten wir an einen Droschkenstandplatz, der trotz des ungünstigen Wetters nicht ganz leer war, und ich war nahe daran, einen Freundschaftsrei auszustossen.

„Ich will Sie nicht weiter bemühen, mein Herr, und werde nach Hause fahren,“ sagte ich kalt.

Er half mir in den Wagen, empfahl dem Kutscher vorsichtig zu fahren und mir beim Aussteigen behütlich zu sein, dann aber wandte er sich, den Hut lästend, zu mir und sagte:

„Wenn ich Sie erzürnt habe und nun nochmals erzürnen muß, mein Fräulein, so bitte ich um Vergebung — ich rate Ihnen nämlich dringend, die Stöckelschuhe sofort in den Ruhestand zu versetzen.“

Nach diesen Abschiedsworten schloß er den Schlag und die Droschke rumpelte und wankte die spiegelglatte Straße entlang, während ich in lautes Schluchzen ausbrach. Scham und Zorn über mein klägliches Abenteuer machten mich so unglücklich wie ich mich noch nie gefühlt hatte. War das ein Neujahrstag gewesen!

Als meine gute Mutter mein Erlebnis erfuhr, ließ sie zwar keinen Vorwurf laut werden, ja sie lächelte sogar ein wenig, aber am folgenden Morgen waren die Stöckelschuhe aus meinem Zimmer verschwunden und man kündigte mir an, ich würde sie erst wieder erhalten, bis Eis und Schnee den Dingen der Vergangenheit zugezählt werden dürfen.

Dieser mütterliche Nachspruch war mir eigentlich höchst willkommen, denn ich besaß an den Stöckelschuhen doch keine rechte Freude mehr, seit sie mich in eine solche Verlegenheit gebracht, die sich den ersten besten Tag wiederholen konnte, aber

ich würde sie trotzdem in Gebrauch behalten haben, schon meinem „Netter“ zum Troste. Welcher Triumph für ihn, wenn er gewußt hätte, daß ich seinen Rat nun notgedrungen befolgen mußte! — Doch ich wollte an diesen unangenehmen Menschen lieber gar nicht mehr denken! Trotz dieses vernünftigen Entschlusses brannte ich doch förmlich vor Verlangen, mich meiner liebsten Pensionsfreundin, der Luise Bayer, anzuvertrauen, bei welcher an diesem Abend die Mitglieder unsres Lesekränzchens ihre allwöchentliche Zusammenkunft abhielten.

Ich machte mich diesmal zeitiger auf den Weg als sonst, da ich als Erste eintreffen und so mir ein vertrauliches Plauderstündchen erobern wollte, denn mein Abenteuer vor der ganzen Kränzchengesellschaft preiszugeben, das fiel mir nicht ein; niemand sollte es erfahren, als meine Luise, bei der ich gewiß sein konnte, Mitgefühl zu finden.

Es dunkelte schon sehr stark, als ich bei Bayer's anlangte und trat auf die Weisung des Dienstmädchens hin ohne weiteres in die gute Stube. Diese aber war leer und noch in vollständiges Dunkel gehüllt, doch vernahm ich Luises Stimme in dem nebenan befindlichen Wohnzimmer, dessen Tür geschlossen war. Wie ich nun auf dieselbe zuschritt, stieß ich an einen im Wege stehenden Stuhl, der polternd umfiel und mich veranlaßte, die



Freundin herbeizurufen.

Nun ging die Türe auch wirklich auf und ich hörte, wie Luise, ebenfalls noch im Dunkeln sitzend, fragte:

„Bist Du es, Rätchen!“

„Ja, ich bin es. Aber sag' doch, Liebste, ist das ein Einfall, nirgends ein Licht aufzustellen, wenn man Gäste erwartet!“ und ich reckte mich in die Höhe um meine, um vieles größere Freundin mit einem herzhaften Kuß zu begrüßen.

Im selben Augenblicke jedoch fuhr ich mit einem Aufschrei zurück — mir war es, wie wenn eine Schnurrbartspitze meine Wange berührt hätte, gerade so wie dann, wenn ich meinem großen Bruder, dem Studenten, einen Kuß gab.

„Luise!“ rief ich entsetzt.

„Das Unglück ist nicht groß, Käthchen, es ist nur mein Vetter Eduard, der statt meiner die Türe aufmachte. Hast Du denn das nicht gesehen?“ lachte sie in tollem Übermute.

Als ob man da überhaupt etwas hätte sehen können in den stockdunkeln Zimmern! — Nun aber machte Luise am andern Ende des Zimmers Licht und ich sah — ach, mein Himmel! — ich hatte meinen „Retter“ geküßt.

An allen Gliedern zitternd, wie wenn ich mich des größten Verbrechens schuldig gemacht hätte, stand ich da — auch er hatte mich erkannt, sein verhaltenes Lachen bewies es nur zu deutlich.

„Mein Vetter Eduard Bayer, der Arzt, von dem ich Dir schon oft erzählt habe — Käthchen Weber, eine Pensionsfreundin und Kranzdamme,“ sagte Luise, die Mühe hatte, ernst zu bleiben.

Anstatt mir jedoch die vorschriftsmäßige Verbeugung zu machen, hielt mir Dr. Bayer die Hand entgegen und frug dabei lächelnd:

„Wie wäre es, Fräulein Käthchen, wenn wir den Kuß, den ich einem Irrtum zu danken habe, als Veröhnungskuß gelten lassen wollten?“

„Was soll das heißen — Ihr kennt Euch?“ rief Luise, die sich vor Erstaunen nicht zu fassen wußte.

„Fräulein Weber ist meine Dame mit den — Stöckelschuhen!“

Die boshafte Betsung, die er auf das Wort Stöckelschuhe zu legen verstand! Und das Gelächter, in welches Luise ausbrach!

„Was — Du — Du bist diese Dame? — Ei ja, seit wann trägst Du denn Stöckelschuhe? — Nein, der Einfall sie bei glattem Wetter anzulegen, wenn man nicht darin zu gehen weiß! — O, Du armes kleines Ding, Du!“

Nun war es aber vorbei mit meiner Kraft und Würde, nur daß ich anstatt mitzulachen, mich in einen Stuhl warf und bitterlich zu weinen begann wie ein rechtes Kind, das ich damals ja auch noch war. Der Anblick meiner Tränen machte Luise jedoch nur lauter lachen, wodurch sie sich ein verweisendes: „Sei doch still!“ des Doktors zuzog, das, so leise es auch gesprochen wurde, doch den Weg bis zu meinem Ohr fand.

„Beruhigen Sie sich, Fräulein Käthchen, ein Unglück kann ja jeden treffen, die Sache ist gar nicht schlimm,“ wandte er sich dann in einem so gutmütigen Tone zu mir, wie ich ihn aus diesem Munde nimmer erwartet hätte.

„Nun, wenn Sie das einsehen, so begreife ich gar nicht, warum Sie sich über mich lustig machen, Herr Doktor!“ stieß ich so bitterböse hervor, daß Luise's Lachlust von neuem angeregt ward.

„Vom Lustigmachen ist keine Rede, Fräulein Käthchen, einer solchen Ungezogenheit würde ich mich niemals schuldig machen, und hätte ich ahnen können, daß Sie einen harmlosen Scherz so böse aufnehmen. —“

„Geschwind, Kleine, mach' uns ein gutes Gesicht, diese finsternen Mienen stehen Dir gar nicht hübsch!“ schmeichelte Luise.

„Soll ich einen Fußfall tun?“ frug der Doktor, wieder in den gewohnten scherzhaften Ton zurückfallend.

„Nein, Herr Doktor, lassen Sie das lieber. Die Zeiten, wo es Sitte war, daß man knieend die Vergebung der beleidigten Dame ersuchte, sind längst vorüber, in solchen Fällen macht eine Ausnahme von der Regel eher einen — komischen als rührenden Eindruck. — Höre Luise, ich bin eigentlich nur gekommen, um mich zu entschuldigen, es ist mir nämlich unmöglich, der

Kranzengesellschaft heute beizuwohnen. —“

Im Augenblick wo ich diese Ausrede vorbrachte, hielt mir Luise meinen Arbeitsbeutel unter die Augen, den ich an einer Schnur am Arm trug, ohne mich dessen in der Aufregung zu erinnern.

„Laß das Lügen, Herzchen!“ lachte sie.

„Ich —“

„Ja, ta, wenn Du nicht bleiben könntest, würdest Du den Beutel nicht mitgebracht haben, der so schnöde zum Verräter an Dir geworden ist.“

„Um meinethwillen müssen Sie nicht die Flucht ergreifen, Fräulein; ich habe keinen Zutritt in Ihrer Gesellschaft,“ setzte der Doktor hinzu.

Natürlich blieb ich, ich hatte ja keine Wahl und der Abend verlief sogar noch leidlich angenehm,



obwohl ich nicht meine gewohnte Heiterkeit zu finden vermochte.

„Du darfst uns nicht böse sein, wir lachen gern, aber wir meinen es nicht schlimm, von mir weißt Du das übrigens. Und wenn Du den Vetter erst näher kennst, wirst Du Dich auch freuen, einen so angenehmen Gesellschafter in ihm zu finden,“ sagte Luise zum Abschied.

„Bleibt er denn lange hier?“

„Er will sich in der Stadt niederlassen.“

Wie ich mit unserem Mädchen an die Straßenecke gelangte, hörte ich plötzliche hastige Schritte hinter mir und gleich darnach trat Dr. Bayer an meine Seite.

„Ich habe auf Sie gewartet, Fräulein, um Sie heimbegleiten zu können. —“

„Das ist sehr liebenswürdig, Herr Doktor, aber Sie sehen, ich habe das Mädchen bei mir, es ist heute nicht glatt und — ich habe sie, die Unheilstifter gar nicht an!“

„Wirklich nicht?“

„Auf mein Wort! — Doch wissen Sie warum? — Weil meine Mutter sie weggeschlossen hat!“

„Das war recht!“

„Und im Frühjahr kommen sie wieder zu Gnaden!“

„Dann können sie Ihnen wenigstens nicht mehr so gefährlich werden. — Aber lassen wir das und sagen Sie mir lieber, daß Sie mir der Arger, den ich Ihnen bereitet habe, vergeben wollen?“

„Wenn Ihnen an der Verggebung soviel gelegen ist, so will ich sie Ihnen nicht vorenthalten. Ehe man aber die Absolution erhält muß man beichten. Haben Sie mich absichtlich geärgert?“

„Im Anfange nicht, später ja, denn ich sah, daß Sie nur heimfahren wollten, um mich los zu werden und das verdiente Strafe. — Aber ich bereue und will Buße tun, wenn es sein muß.“

„Ich bin großmütig und erlasse die Buße.“

„Vergebe und vergesse aber trotzdem alles mir zugefügte Böse und verpflichte mich obendrein noch in Zukunft mit Doktor Eduard Bayer ehrliche, treue Freundschaft zu halten. — Nicht wahr, Fräulein Käthchen?“

„Meinetwegen!“

Mit diesem lachenden Ausrufe schlüpfte ich in unser Haus, dessen Türe das Dienstmädchen schon aufgeschlossen hatte.

Ob schon meine Mutter ein ziemlich bedenkliches Gesicht machte, als ich mein Kusabenteuer berichtete, empfing sie den Doktor doch sehr freundlich, als er zwei Tage nachher seinen ersten Besuch bei uns machte und von diesem Tage an zählte er zu unseren fleißigsten Besuchern, zumal auch mein Vater Gefallen an ihm fand und ihn häufiger als

jeden andern mit Einladungen bedachte. Auch bei meiner Freundin trafen wir uns oft und zuweilen auch noch in andern Häusern, und bald konnte ich bemerken, daß die zwischen uns vertragsmäßig bestehende Freundschaft, die wir beide sehr ernstnahmen, die Aufmerksamkeit unserer Umgebung erregte, ohne daß ihr jedoch von dieser Seite ein Hindernis in den Weg gelegt wurde. —

Die Zeit verflog mir wie ein schöner Traum und ich konnte gar nicht begreifen, daß wir uns schon am Ausgange des Märzmonates befanden.

Da, eben in den letzten Tagen dieses Monats, kam ich wieder einmal etwa eine Stunde früher als nötig gewesen wäre zu meiner Luise, bei welcher sich an jenem Abend die Kranzgesellschaft zum letzten Male in dieser Saison zusammenfand und traf daselbst, wie gewöhnlich, ihren Vetter. Nachdem wir einige Worte gewechselt hatten, ging Luise, unter dem Vorwande, sie habe einige Anordnungen zu treffen, aus dem Zimmer und der Doktor begann ohne weiteres:

„Ich habe Luise gebeten uns einige Minuten allein zu lassen, denn wir haben eine für uns hochwichtige Frage zu erörtern. — Sagen Sie, liebes Käthchen, wie wäre es, wenn wir unseren, wie ich jeden Tag deutlicher erkenne, ganz unzulänglichen Freundschaftsvertrag auflösen und zur Schließung eines engeren Bündnisses schreiten wollten, welches vom Standesbeamten und Pfarrer zu bestätigen wäre?“ — Einverstanden, ja!

Daß ich schon manches Mal an die Möglichkeit eines derartigen Vorschlages gedacht habe, darf ich nicht leugnen, wie er nun aber wirklich erfolgte, war ich trotzdem nicht nur so glücklich, sondern auch so überrascht, daß ich dem ungenügsamen Doktor keinen Widerstand entgegenzusetzen vermochte, als er sich das „Einverstanden!“ welches die Vertragsumgestaltung zum unwiderruflichen Beschluß erhob, von meinen Lippen wegholte.

Acht Monate später wurde das neue Bündnis regelrecht abgeschlossen und bisher haben wir — eigentlich dürfte ich nur von mir reden — noch keinen Augenblick bereut, es eingegangen zu sein.

Humoristisches.

D n k e l: „Also Geschichtsstunde habt ihr auch schon in der Schule; wann begann denn der dreißigjährige Krieg?“ — **F r i t z c h e n:** „D, daran kommen wir noch lange nicht, wir sind erst an siebenjährigen.“

S c h m e i c h e l h a f t. „Ich würde mich glücklich schätzen, gnädiges Fräulein, wenn ich in Ihren Träumen eine Rolle spielte.“ — „Das ist schon möglich — ich träume immer so dummes Zeug.“

List und Überlistung.

Schlaferte und Lauferle waren zwei Studenten, „studierten“ in derselben Stadt, wohnten sogar in ein und demselben Hause.

Schlaferte war, milde gesagt, korpulent; wenn er in Ferien kam, dann sagten die Leute: „Aber Herr Schlaferte, Sie sind ja bei jedem Wiedersehen dicker!“ und jener antwortete mit Würde: „Ja, das kommt vom Arbeiten; wissen Sie, das viele Stillsitzen, die Stubenluft, kurz: der beschränkte Stoffwechsel — das setzt Fett an.“

Lauferle war, gelinde ausgedrückt, mager; im Kreise seiner Vertrauten hieß man ihn Klapperdür. Kam er in seine Heimatstadt, dann meinten wohl die Leute: „Nein, Herr Lauferle, Ihnen bekommt das Studentenleben nicht, Sie werden ja immer schlanker!“ Dann erwiderte Lauferle ernsthaft: „Nun, glauben Sie mir, das macht das Dohsen; bedenken Sie doch: Wenig Bewegung, der Mangel an frischer Luft — wie soll man da kräftig werden?“

Also, wie gesagt, die beiden wohnten in ein und demselben Hause. Schlaferte natürlich parterre; er erstieg überhaupt fast nie mehr eine Treppe; ja Leute, welche dies ohne weitere Beschwerde tun konnten, waren ihm von vornherein unhympatisch, und nun schon gar Lauferle, der direkt über ihm wohnte und stets mehrere Stufen auf einmal nahm.

Aber noch unhympatischer, ja geradezu unerträglich wurde Lauferle seinem unter ihm wohnenden Komilitonen durch einen Umstand, der im Folgenden erzählt werden soll.

Schlaferte nämlich war gewohnt, sich nach dem Frühstück und dem Mittagessen, dem er regelmäßig fleißig zusprach, in seiner Wohnung auf's

Kanapee zu werfen, eine Zigarre anzustecken und ein Buch aus der Leihbibliothek zu lesen. Das war bei ihm zur Lebensregel geworden. „Jedes Vieh läßt sich nieder, wenn's gefressen hat, also muß sich auch der Mensch nach der Mahlzeit legen,“ behauptete er.

Lauferles Gewohnheit war es, nachdem er Frühstück und Mittagessen hinter sich hatte, nach seiner Wohnung zu eilen, ein Buch aus der Leihbibliothek hervor zu holen und nun im strammen Schritt, lesend, seine nicht allzu große Behausung durchzustreifen. „Nach dem Essen muß man stehn, oder tausend Schritte gehn,“ war sein Grundsatz und nach diesem handelte er so eifrig, daß schon nach Verlauf von acht Tagen eine vollkommene deutliche Spur seiner bestimmt bemessenen Schritte auf dem (frisch gestrichenen) Fußboden zu bemerken war.

Dieses Marschieren nun war es, was in dem Schlaferte jenes Gefühl des Widerwillens gegen Lauferle erregte. In den ersten Tagen des Beieinanderwohnens fluchte und wetterte er laut über diese seine Siesta störende Unruhe, dann fraß er den Ärger in sich hinein, wälzte sich stöhnend auf seinem in allen Fugen krachenden Kanapee und ließ ingrimmig Buch und Zigarre liegen. Er verstopfte sich die Ohren mit mächtigen Wattepolstern — es half nichts; er heuchelte die ärgste Gleichgiltigkeit gegen die Störung, er nahm sich vor, absolut nicht mehr auf die Schritte seines Hausgenossen zu hören — ja Kuchen! Es ging nicht; er wurde vielmehr immer nervöser. Mit einem Gefühl gespanntester Todesverachtung hörte er auf das ihn quälende Geräusch, er mußte jede Bewe-



gang sein
doch leben
ernannte
Stimmtrieb
in der Ge
radia, im
enlich
Nun
hätte sein
hüte, u
doch das e
Aber mit
über sein
losigkeit
gegenüber
Stolz er
sollte jen
bitten, s
so viel
müssen,
dessen b
jezt ich
Nun t
lettmer
es ihm
mitlich
wohlge
schle
ver
gewöh
Schlan
Jram
Nolme
mußte
feiner
war er
schuldi
wie n
fluchte
Durca
A
verflie
wöhn
tisch,
einer
Woh
hagen
er tr
Nater
vor f
einer,
Ersch
So f
im H
die Z

gung seines Peinigers mit unfreiwilliger und doch lebendigster Aufmerksamkeit verfolgen, ja, er ertappte sich oft dabei, wie er die Schritte des Störenfriedes zählte: „Eins zwei, eins zwei . . . in der Ecke kehrt!“ dann wieder: „Rechts, links; rechts, links; Halt! Kehrt!“ und so fort ins Unendliche; er hätte Tränen der Wut weinen können.

Nun wäre es ja das Einfachste gewesen, er hätte seinem Quälgeist gesagt: „So und so, und

bitte, unterlassen Sie doch das ewige Rennen!“ Aber mit dem Grimme über seine eigene Hilflosigkeit jener Störung gegenüber war auch sein Stolz erwacht. Wie, er sollte jenen um Schonung bitten, nachdem er schon so viel hatte ausstehen müssen, jenen Menschen, dessen bloßer Anblick ihm jetzt schon die Galle ins Blut trieb, jenen „Stelletmenschen“, der wie es ihm schien, immer so mitleidsvoll nach seinem wohlgenährten Körper schielte! Aber ihm das verd . . . Gerenne abgewöhnen, mit List, mit Chikane, mit beißender Ironie, mit tränkendem Hohne abgewöhnen, das mußte er, das war er seiner Gesundheit, das war er seiner Reputation schuldig. Aber wie nur, wie nur? Er sann, er fluchte, er sann — endlich! Hurrah! so muß es gehen.

Am nächsten Tag verließ er früher als gewöhnlich den Mittagstisch, holte aus irgend einer Ecke seiner Behausung seine lang verschmähte Violine hervor, die er in früherer Zeit mit Behagen und Genuß gespielt hatte, desgleichen förderte er irgendwoher einen mächtigen Stoß eingestaubter Noten zu Tage und legte dies alles schmunzelnd vor sich auf den Tisch bereit, freudig erregt wie einer, der sich unmittelbar vor der unzweifelhaften Erfüllung eines lange gehegten Wunsches sieht. So saß er erwartungsvoll bis schnelle Schritte im Haus ertönten, bis jemand mit eiligen Säßen die Treppe emporstürmte und in die Wohnung

über ihn stürzte. Kein Zweifel „Er“ war's; jetzt mochte er sein Buch hervorholen, vielleicht den Hausrock anziehen und jetzt, richtig; „Eins, zwei — eins, zwei“, jetzt begann Lauserle seinen Bedauungsmarsch. Mit malitiösem Lächeln griff Schläferle nach dem bereit gehaltenen Saiteninstrument und in flottem Zweivierteltakt klang es: „Vorwärts mit frischem Mut“, genau in dem Tempo, das Lauserle oben für seinen Marsch gewählt hatte. Dieser stutzte, als er die ungewohnten Seitentöne vernahm: „Nanu, ich hätte gedacht, der schläft —, überdies spielt er menschant, jetzt zum Beispiel —“; er blieb stehen; sofort schwieg die Musik unten; er nahm seinen Spaziergang wieder auf — sogleich fiel das Spiel unten wieder ein, diesmal war es der Voccacio-Marsch. „Donnerwetter, das verd . . . Spielen, man muß unwillkürlich Schritt halten danach!“ stieß Lauserle hervor und beschleunigte sein Tempo — Schläferle tat unten genau dasselbe. Lauserle machte jetzt „langsamen Schritt“, daß ihm die Waden schmerzten — Schläferle spielte unverdrossen im Trauermarschtempo.

Jetzt spürte Lauserle Absicht. „Um, der will mich ugen; offenbar paßt es ihm nicht, wenn ich auf und ab gehe, und er denkt mir meine Stuben-Promenade abzugewöhnen dadurch, daß ich sozusagen nach seiner Pfeife tanzen müßte; also: aufhören zu laufen geht nicht, im Gegenteil, er hat mich provoziert, ich muß immer toller laufen; der soll seine Finger spüren!“

So lief er umher wie ein Barbier, der seine Kunden besucht. — „Gut, also allegretto“, murmelte unten Schläferle, und spielte wie ein Zigeunerhauptmann, der sein Bravourstück zum Besten gibt.

Aber die lange nicht geübte Bewegung er-



müdete seine wohlgepflegten Finger und den ungelungen Arm. „Der Kerl hört nicht auf, du lieber Himmel“, stöhnte er; „vielleicht, wenn ich einen Tanz spiele, darauf wird er doch nicht reagieren —“ und „So wie du“ winselte es unten, „so lieblich und so schön.“ Aber Lauferle ging noch darauf ein; „Zimmer spiel Du zu, wir — wollen doch sehen — wer's länger — aushält —“ keuchte er und walzte, zwar mit Anstrengung, jedoch ohne einen Takt auszusetzen. Schlaferle, dem der Fiedelbogen schon nicht mehr parierte, sondern unwillig auf den Saiten herumspwang, versuchte es mit einem Galopp als dem äußersten Mittel. „Der macht ihn vollends warm und vielleicht gar kalt“, dachte er, und mit letzter Kraft spielte er die ausgelassene Galoppade „Je toller, je besser.“ bis ihm zwei Saiten sprangen und er erschöpft in die Rissen seines Kanapees sank. Aber Lauferle hatte wirklich auch genug; als unten das Spiel plötzlich abbrach, fiel er ermattet auf den nächsten Stuhl, daß er aussah wie ein lebensmüder Frosch. Um jetzt noch lesen oder gar schlafen zu können, waren beide Teile natürlich viel zu aufgeregt, und erst der Vesperschoppen stellte in ihnen das seelische Gleichgewicht wieder her.

Am nächsten Tag wiederholte sich natürlich dasselbe Schauspiel. Lauferle begann nach dem Essen seine gewohnte Wanderung und Schlaferle begleitete dieselbe zunächst mit dem Marsch aus „Carmen“: „Auf in den Kampf“, den Schluß bildete diesmal eine Francaise. Am dritten Tage war die gegenseitige Erbitterung am größten; hatte die ganze Geschichte anfangs einen freilich nur sehr geringen Anflug von Belustigung gehabt, so hatten sich jetzt die beiden Teile in die Durchführung ihrer Aufgabe geradezu verbissen. Schlaferle

hatte sich zwei Finger an den Saiten wundgedrückt und sein fetter Hals war von der fortwährenden Berührung mit der Violine ganz rot gerieben. Lauferle hatte Hühneraugen bekommen und ging auf der Straße fußeinwärts und auf den Zehen, aber doch wollte keiner nachlassen. Schlaferle begann am dritten Tage sogleich mit dem munteren Galopp: „Freie Bahn“; er wollte seinen Gegner von vornherein tot machen. Aber dieser setzte um-

her wie ein Wiesel, war allerdings auch dabei zwei Stühle um und zerbrach die Wasserflasche.

Nachdem der letzte Schritt und der letzte Ton verhallt war, fühlte Schlaferle sowohl wie Lauferle, daß es am folgenden Tage „nicht mehr gehen“ würde und beide sammelten auf einen Ausweg; denn dem andern nachgeben, wollte keiner von Beiden.

Am nächsten Morgen also rief Schlaferle seinen Stiefelpuher zu sich: „Gottlieb!“ — „Herr Doktor?“ — Gottlieb machte eins seiner unschuldigsten Gesichter — denn er hatte jenem einen noch brauch- und rauchbaren Zigarrenstummel weggeraucht. Wie erstaunt war er nun, als jener ihm dies nicht nur verzieh, sondern sich in vertraulichem, ja liebevollem Tone nach diesem und jenem erkundigte, bis er schließlich fragte: „Gottlieb, kannst Du Geige spielen?“ —

„Freilich könnte ich's, ich spiele ja Sonntags Tanzmusik, zwar bloß zweite Geige, aber ich könnte auch erste, Schulze, was der Kapellmeister wäre, ließ mich bloß nicht“ usw. „So, hier hast Du zwei Zigarren und dieser Fünfpfenniger ist Dein, wenn Du heute nach dem Essen auf meiner Wohnung hier allerhand Märsche und Tänze spielst, manchmal wie Du willst, manchmal so, wie einer da oben marschirt oder tanzt“ usw. „Ich komme erst später, ich mag das Getrappel da oben nicht mit anhören. Aber



daß Du keinem Menschen was davon erzählst!“ Fast zu derselben Zeit wisperte es oben: „Also begriffen, August?“ (August war der Wächser Lauferle). „Du ziehst Dir meine Kanonen an und dann immer stramm: Galopp, Walzer oder einen Marsch, entweder wie Du gerade willst oder wie der unten gerade auf seiner Fiedel spielt. Ich komme später auch her, ich kann das verfluchte Fiedeln nicht lange aushalten. Aber daß Du nicht etwa Gottlieben was sagst!“

Es war nach der Mittagszeit. Wie Schlaferle so an den Häusern entlang schlich, hätte man leicht bemerken können, daß er in fidelester Stimmung sein mußte; um seine Lippen spielte ein zufriedenes Lächeln, und behaglich murmelte er: „das ist ein Kapital Spaß, das ist wirklich eine Idee von mir — jetzt muß ich aber zusehen, wie der Musjöh da oben rumtanzt — ich geh' durch's Hinterhaus, da hört mich keiner die Treppe hinaufgehen.“ Sprach's und tat's, und so kam's, daß er nicht von Lauferle bemerkt wurde, der mit verschmiztem Gesicht das Vorderhaus betrat. „Donnerwetter, kein übles Späßchen, wirklich nicht — der kann schon nicht mehr spielen — wie das krazt —.“ Vorsichtig, ganz behutsam näherten sich beide dem Schlüßelloch — „leise — ganz leise —.“ Aber wie prallten beide zurück —! Jener strebsame Jüngling, der seinerzeit jenes merkwürdige Bild von Sais entschleierte, von dem selbst Schiller nicht wußte, was es darstellen sollte, jener Jüng-

ling konnte kaum heftiger erschrocken sein über den heiß ersehnten Anblick als es Schlaferle und Lauferle nach ihrem Blick durch's Schlüßelloch waren. „Donnerwetter — Gottlieb“ stöhnte unten Lauferle und machte ein Gesicht so lang — Schlaferle oben war ganz fassungslös, er bekam über und über eine Gänsehaut und konnte sich vorläufig überhaupt nicht rühren. Plötzlich kam Leben in ihm, voller Wut stürzte er die Treppe



hinunter — ach! Du mein Schreck! — da stand ganz urplötzlich sein Feind Lauferle vor ihm, so schnell, so unerwartet, wie in dem bekantem Kinder-spielzeug ein scheußlicher Teufel aus einer Schachtel herauspringt, wenn man dieselbe harmlos öffnet. Wenn man jetzt die Beiden moment photographiert hätte, dann hätte die Welt vielleicht die beiden dümmsten Gesichter auf dem Papier verewigt erhalten, die waren so dumm, so dämlich, daß schließlich einer über den andern laut anlachen mußte: „Aber Herr Kollege —“

Und die Folge? Abends saßen beide friedfertig und pitschvergnügt beim Bier. Und am nächsten Nachmittag, da schlich Lauferle auf mächtigen Filzschuhen seinen Verdauungsgang; und daß er seinen Freund und Hausgenossen Schlaferle nicht störte, das bewies dessen engelruhiges Antlitz und das herzliche Schnarchen, das man sogar oben hören konnte. So dünn sind heutzutage die Wände und Fußböden in den neuen Häusern!

Humoristisches.

Der Reidhammel. A.: „Zuerst machte ich Bankrott und dann ging mir meine Frau durch.“ — B.: „Ach ja, mancher Mensch hat rechtes Glück!“

Gute Ausrede. Frau: „Wann kamst du denn eigentlich gestern nach Hause, lieber Mann?“ — Mann: „Ich weiß es wirklich nicht, meine Liebe, ich war so verlegen, weil es so spät

war, daß ich der Uhr nicht ins Gesicht zu sehen wagte.“

Je weiter — je lieber. Er: „Mein süßes Herz, wenn ich nun weit, weit von dir entfernt wäre, würdest du mich da immer noch so lieb behalten?“ — Sie: „Aber Leopold, welche Frage! Je weiter du von mir weg wärest, desto mehr würde ich dich natürlich lieben!“

Der Geisterjäger.

Eine Geschichte aus dem Paganon von Franz Wichmann.

I.

Der letzte Strahl der milden Frühlingssonne fiel mit warmem Glanze in das geräumige Gastzimmer des „Löwen“ zu Kappl. Von den in Gold und Blau gemalten Pfosten der hellbraunen Holztüren zog sich das goldene Gezitter des Lichts über das matte Gelb der zirbenholz-getäfelten Wände hin, spielte um die roten Rosen, welche die Mitte der buntfarbigen Deckbalken zierten, und glitt endlich auf ein rotblondes Mädchenhaupt herab, das in dem flüchtigen Schein wie ein geheimnisvolles Feuer aufleuchtete.

Zugleich mit dem Sonnenstrahl trafen auch die Blicke Martls das seine blaße Gesicht der Ballumer Burgl, die am unteren Ende des langen, dichtbesetzten Tisches leicht vorgebeugt den Kopf auf die Hand stützte und in träumerischer Versunkenheit dem Zitherspiel lauschte.

Der Lanfer Martl hatte eine Pause gemacht. Jetzt griff er von Neuem in die Saiten, um diesmal das Spiel mit seiner tiefen, klangvollen Stimme zu begleiten:

„A so liebe Dirndln
Wie's im Tal herin sein,
Die magst wohl recht suchen,
Aber finden kannst kein.“

Die Burschen und Mädchen rückten näher zusammen, doch mit dem Wohlgefallen, das auf allen Mienen lag, mischte sich zugleich ein scheues Staunen.

Musik und Lieder waren im stillen, abgelegenen Paganontal nicht häufig zu hören, die Kirche hielt das fleißige, bedürfnislose Volk in strenger Zucht und die Ermüdung nach schwerer Tagesarbeit ließ auch selten eine laute Freude aufkommen.

Beim Lanfer Martl freilich war das anders, er taugte nicht zu seßhaften Bauern und war der unstillen Natur seiner Eltern treu geblieben, die als arme Korbmachersleute das Land durchzogen und eines Tages beim Eintritt ins Paganon in der grausig engen Gfällschlucht unter einer stürzenden Lawine ihr Ende gefunden hatten. Den schmucken sechsjährigen Martl, der, dem elterlichen Karren eine Strecke vorausgelaufen, damals allein dem Verderben entronnen war, hatte der kinderlose Kronenwirt von See um Gotteslohn in sein Haus

genommen und aufgezogen. So lange der Pflegevater lebte, tat der groß und stark herangewachsene Bursche willig alle Arbeit, als aber nach dessen Tode das Haus in andere Hände überging, da warf der Verwaiste sein bisheriges Leben wie eine lästige Fessel von sich, griff zur Büchse und zog in die unwirklichen Bergeshöhen hinauf, um dem scheuen Murmentel nachzujagen, dessen Pelz und Fett er von Zeit zu Zeit um gutes Geld in der Stadt verkaufte. Die Talbewohner wollten ihn seither noch weniger denn früher als einen der Ihrigen anerkennen, er erschien ihnen stets als Fremdling und heimatloser Zigeuner, über dessen Tun und Treiben allherd dunkle Gerüchte gingen, und so wohlgefällig auch die Blicke der Dirnen ihm folgten, ein Paganauer würde schwerlich ihm jemals sein Kind zum Weibe vertraut haben.

Doch aus alledem machte sich der Jäger-Martl nicht viel. So oft er zu Tal stieg, ließ er es sich nicht nehmen, im Wirtshaus seine frohe Kunst zu üben und dann pflegte es ihm an Sonntagen wie heute nie an stammenden Zuhörern zu fehlen.

Ein Geraune und Getuschel ging im Kreise um, als Martl ans Fenster getreten war, um eine neue Saite aufzuziehen. Das Lob, das man dem Zitherspieler von allen Seiten sollte, schien den Flori zu verdrießen.

„Ich weiß, was ich weiß“, meinte zuckend, geheimnisvoll: „der Martl fürchtet Gott und Teufel nicht und dem Bösen hat er's abgetroßt in der heiligen Nacht.“

Die Dirnen überließ ein Schauder, aber neugierig beugten sie sich über den Tisch: „Erzähle Flori, erzähle!“

Der Bursche dämpfte seine Stimme.

„Vom alten Mefner zu Langesthei hab' ich's erfahren. Der hat den Martl gesehen, wie er unter'm Schreckleuten sich auf den Kreuzweg vor der Kirche gestellt und seine Zither gespielt hat. Da sind allerlei dunkle Gestalten des Wegs gekommen, auch des Martl tote Eltern darunter, und haben ihn angesprochen. Da hat er sich nicht gerührt, bis zuletzt aus dem schwarzen Zuge der



Die Eltern hatten unter der Lawine ihr Ende gefunden, nur ihr sechsjähriger Martl war dem Verderben entronnen.

Teufel getreten ist und ihm die Krallen blutig in die Seite gedrückt hat."

Loisl Mathoner schüttelte den Kopf. „Weiber-geschwätz, dummer; da hat der Meßner eins über den Durst getrunken, ich glaub' nicht dran.“

Doch Burgl hatte dem Erzähler mit heimlichem Entsetzen gelauscht. Lichter Glaube und dunkler Aberglaube mischten sich wunderbar in ihrer Seele. „Und wenn sich einer nicht umwend't und keinen Schrei tut“, nickte sie bestätigend, „so kam er nachher seine Zither schöner als alle Anderen spielen. Von dem Klimmer-Toni hat mir die Mutter selig auch —“ sie verstummte, leicht erblaffend, da eben Martl wieder am Ende des Tisches Platz nahm. Der hoch und stattlich gewachsene Bursche mit den wettergebräunten Zügen und der scharf gebogenen Nase ließ seine frischen Augen den Tisch entlang gleiten, dann den grünen Lodenhut mit dem kecken Spielhahnstoß übermütig zur Seite rückend, begann er von Neuem:

„Zum Himmel seh i gern,
Der Glanz tut mir taugen;
Die aller schönsten Stern'
San doch deine Augen.“

Die Burgl schien den Blick, der sie wiederum traf, zu fühlen, obwohl sie den Sänger nicht ansah. Eine geheime Angst schauerte durch ihre Brust. Und daran war doch nur der Traum schuld, der seltsame graufige Traum, der sie in der Neujahrsnacht geängstigt. Da hatte sie es hoch droben am Bezimerispiz krachen und donnern hören, der finstere Tannenwald brach auseinander und durch die splitternden Stämme schoß der weiße Gisch einer Lawine, hochaufgebäumt, gleich dem furchtbaren Leib der Riesenschlange, grade auf sie nieder. Mit eiskalten Armen umschlang es sie und preßte ihre Brust zusammen, daß sie schier zu sterben meinte. Weit öffneten sich in Todesangst ihre Augen. Das war nicht mehr der frostige Schnee, der auf ihr lag, ein Mann mit leichenfahlem Gesicht und düster blinkenden Augen hielt sie umklammert. „Loisl, zu Hilfe!“ stöhnte sie, während der Schreckliche zähneknirschend sie nur noch fester an sich zu reißen suchte.

Da leuchtete plötzlich wie der Feuerschein eines Schusses ein wunderbares Licht auf und in seinem Glanze sah sie eine zweite Erscheinung. Aber das war nicht der Verlobte, den sie zu Hilfe gerufen, das war der Jäger-Martl, der drohend den Arm gegen ihren Bedränger hob. Der entsetzliche Druck auf ihrer Brust löste sich, aber wie das Todesgespenst in einer schwarz aufqualmenden Rauchwolke verschwand, schien es ihr plötzlich die Züge Loisl's zu tragen. Da bebte sie zurück, schrie auf und erwachte, aber der Traum mit

seinen Rätseln wollte nicht mehr aus ihrer Seele weichen.

Seit jener Stunde fürchtete sie den hübschen, übermütigen Burschen, den sie sonst immer gern gesehen hatte, wie eine geheimnisvolle Schicksalsmacht, die sich zwischen sie und ihren Verlobten drängen wollte.

Wieder glitten des Jägers Hände über die Saiten und seine Stimme nahm einen herausfordernden Klang an:

„Nu, wer weiß, was no wird,
Ob dei Herz si net irrt!
Übers Jahr um die Zeit
Hast an Andern gefreit.“

Burgl fuhr leicht zusammen und warf die langen, schweren Flechten mit unmutiger Bewegung über die zierliche Achsel zurück. War das auf sie gemünzt? — Aber was fürchtete sie denn. Saß nicht ihr Verlobter, der Loisl an ihrer Seite und neben ihm Flori, sein Zwillingbruder, der jeder ihrer Bewegungen mit den Augen folgte, sie überall schützte und bewachte, als sei er selbst ihr Geliebter!

Ahnlicher und verschiedener zugleich konnten wohl nicht zwei Menschen gefunden werden, als es des Schrosenbauers Mathoner von Simsen Söhne waren. Im Äußeren, der mittelgroßen, untersehten Gestalt, dem starknochigen, scharf geschnittenen Gesicht mit den dichten dunklen Brauen und dem starken, tiefbraunen Bart- und Kopshaar sahen sich die Zwillingbrüder zum Verwechseln gleich. Um so mehr stach die Verschiedenheit ihrer Charaktere von einander ab. Loisl liebte es nicht, viele Worte zu machen, aber wenn sein Wesen auch ein wenig rauh und derb war, so löste es in seiner biederen Ehrlichkeit doch unbedingtes Vertrauen ein. Flori dagegen war redegewandt, und wenn er einen Zweck verfolgte, von aufdringlicher Freundlichkeit, die den weniger scharfen Beobachter leicht über sein Inneres täuschte. Nur wenn er sich unbeobachtet glaubte, nahmen seine Blicke häufig einen gehässigen Ausdruck an und in seiner ganzen Haltung lag etwas Lauerndes.

In ihrer Jugend waren der Schrosenbauer und Burgls Vater, der Balluner Lenzl von Kappl, die besten und treuesten Freunde gewesen. In Schlachtensturm und grimmiger Todesnot hatte sich ihr Freundschaftsbund bewährt und die schönste Weihe erhalten. Als im schwülen Sommer 1859 der Kaiser zu den Fahnen rief und die Tiroler Jäger nach dem Süden rückten, da standen die beiden Paznauner im gleichen Glied und an der blutüberströmten Brücke von Bessalora war es gewesen, wo der junge Mathoner den verwundet in den Fluß gestürzten Freund im dichtesten Kugel-

regen den rauschenden Fluten und dem sicheren Tode entrissen hatte. Als sie nach dem Friedensschluß glücklich in die Heimat zurückkehrten und am gleichen Tage ihr Liebstes heimführten, da beschloßen sie, daß ihr treuer Freundschaftsbund auch auf ihre Kinder forterben solle, und gelobten, wenn es der Himmel so füge, daß des Einen erstgeborener Sohn in Zukunft des Anderen erstgeborene Tochter zum Weib nehmen müsse.

Ein Jahr darauf war dem Schrofensbauer ein Zwillingsspaar, der Loisl und Flori, die ihrer Mutter das Leben kosteten, geboren worden. Dem Lenzl aber schenkte erst vier Jahre später sein Weib eine Tochter, die Burgl, die sein einziges Kind blieb. Jetzt lag er schon lange in der Erde, und der alte Schrofensbauer, der sich zu keiner zweiten Ehe mehr entschließen konnte und dem eine ältere Schwester das Hauswesen führte, war ein wortfarger, finsterner Mann geworden.

Der Schwur, den einst die Väter getan, war bald im ganzen Tale bekannt geworden und ehe noch Loisl und Burgl etwas davon verstanden, mußten sie schon, daß sie einst Mann und Frau werden würden. So war es, als die Kindheit hinter ihnen lag, nie zu einem eigentlichen Liebesgeständnis zwischen ihnen gekommen. Ohne heftigere Leidenschaft war Loisl der Burgl gut, und das stille, sinnige Mädchen, das sonst, seinem frommen Glauben folgend, am liebsten in ein Kloster getreten wäre, fand sich ebenfalls in das Unabwendbare.

Der kleine Hof des Schrofensbauern war mit den Jahren verschuldet und es ließ sich voraus sehen, daß er über kurz oder lang auf die Gant kommen würde. Darum hatte der alte Mathoner seine Söhne gleich vielen anderen Baznaunern nebenher zugleich das Maurerhandwerk erlernen lassen. In der Fremde bot sich guter Verdienst, und ohne einige Baarmittel war vorläufig an Loisl's Verheiratung nicht zu denken. So hatte sich dieser selbst entschlossen, im Frühjahr mit dem Bruder nach der Schweiz hinüberzuwandern, um Lohnende Arbeit zu suchen. Wenn er in zwei Jahren genug erworben hatte, wollte er zurückkehren, um Burgl die Hand zu reichen und wenn noch möglich, dem väterlichen Anwesen wieder aufzuhelfen. Am andern Tage sollte es in der Frühe fortgehen, und zugleich mit den Brüdern

hatte sich eine Anzahl junger Burschen, die ebenfalls den Wanderstab ergreifen wollten, mit ihren Dirnen zu einem Abschiedstrunk im „Löwen“ eingefunden.

Flori war der unwillige Ausdruck in Burgl's Mienen nicht entgangen, seine Augen ruhten mit seltsam düsterem Feuer auf den weichen, runden und vollen Formen der schlanken Mädchengestalt. Plötzlich langte er mit rascher Bewegung über den Tisch nach der Zither:

„Laß mich auch eins spielen, Jäger-Martl. Versteh' zwar die Kunst nicht wie Du. Aber wenn ich ein Dirndl wär', wollt' ich Dir schon die rechte Antwort geben:

„Mei Schatz is a Jaga,
A gar a verdrahta,
Hat a guate, neue Bir,
Aba treffa tuat er nig!“

Seine Stimme klang rauh und heiser, von heftiger innerer Erregung bebend, und während seine Finger hastig und ungeschickt über die Saiten fuhren, schoß aus seinen dunklen Augen ein höhnischer Blitz zu dem Jäger hinüber.

Eine schwüle Stille entstand. Aller Augen richteten sich auf den Martl, denn jedes hatte den versteckten Spott verstanden.

Der Jäger biß sich auf die Unterlippe, dann schoß die Röte des Hornes in seine Wangen, ein finsterner Groll und tödliche Feindschaft leuchteten in dem Blicke auf, den er fest auf den

Herausforderer gerichtet hielt, und ohne die Zither zurückzunehmen, antwortete er trozig:

„Wenn d' ebba raus'n willst,
Komm, hol Dir die Bir, —
Da bin i glei dabei,
Da seit si nig!“

Seine Finger drehten in nervöser Hast den feck aufgestäubten Schnurrbart. Dann sprang er auf und streifte mit nicht mißzuverstehender Geberde die Ärmel von den sehnigen Armen zurück.

Mit tödlichem Schrecken sah Burgl, wie die Hand des schwächeren Flori zur Verteidigung nach dem Messergriff zuckte. Mußte denn immer dieser es sein, der für sie eintrat, dieser, vor dem sie schon als Kind einen unwillkürlichen Widerwillen empfunden hatte und den sie jeder schlimmen Tat für fähig hielt!

„Halt, Jäger-Martl“, rief sie mit ihrer wohl-lautenden, klangvollen Stimme, „das ist bei uns



Loisl hatte sich entschlossen, nach der Schweiz hinüberzuwandern.

nicht der Brauch. Wer Spaß machen will, der soll auch Spaß verstehen. Vergesst, was der Flori da gesungen, tut's mir zu lieb!"

Der Druck ihrer leichten Hand, die sie abwehrend auf seine Schulter gelegt, durchzitterte seinen Körper, der Liebreiz ihrer Jugend, der angstvolle Blick aus ihren braunen Kehhaugen entwaffneten den Föhnigen und sein erhobener Arm sank herab. „Dir zu Lieb mag's sein — aber dem da begegn' ich noch ein ander Mal!"

Mit einem finster drohenden Blick auf Flori verließ er ohne Gruß das Zimmer und vor dem Fenster hörte man ihn halb ärgerlich, halb lustig ein Lied pfeifen. Seine Schritte waren noch nicht auf der engen Dorfstraße verhallt, als sich Floris Hand mit eisernem Drucke um Burgls Handgelenk legte.

„Niemand, hörst Du's", knirschte er, „Niemand soll Dir etwas zu lieb tun, außer —"

Das Mädchen ward blutrot und warf den Kopf auf, mit energischer Bewegung ihre Hand befreiend. „Loisl — willst Du sagen", unterbrach sie ihn nun scharf, „ist er mein Verlobter oder Du?"

Floris Stirn fürchte sich, ein gellendes wildes Aufschlachen brach von seinen Lippen. Dann wandte er sich ab, da der Bruder, der aus Fenster getreten war, durch Burgls laute Worte

aufmerksam gemacht, an ihren Stuhl trat und den Arm um ihre Schulter legte. „Was ist Dir, Burgl, was wollte der Flori?"

„D nichts", erwiderte sie, und dann den Kopf an sein Ohr neigend, flüsterte sie: „Ach, Loisl, erst wenn ich Dein Weib bin, werde ich aufhören, mich zu fürchten."

„Zu fürchten?" fragte er befremdet, „vor was?"

„Ich weiß es selbst nicht, aber seit Wochen liegt eine dunkle Angst auf meiner Seele. Nur in Deiner Nähe fühle ich mich sicher. O, daß Du auch fort mußt!"

„Geschieht es nicht um unseres künftigen Glückes Willen", tröstete er, „die Zeit wird rasch vergehen."

„Rasch? Zwei Jahre soll ich Dich nicht sehen!"

Er sann einen Augenblick nach.

„Doch, Burgl, wir wollen uns wiedersehen, diesen Sommer noch. Wenn Du wirklich nach Einsiedeln wallfahrten willst —"

„Zu Mariä Himmelfahrt, ja; ich hab' ein Gelübde getan."

„Gut, wo ich auch bin, ich werde Dir Nachricht zukommen lassen, und wenn Du über das Joch nach Compatsch oder Spieß hinabsteigst, will ich Dich nächst der Grenze in irgend einem Orte erwarten."

„Wirklich", rief Burgl, „das wolltest Du? O, wie freue ich mich auf den Tag! Die heilige Mutter Gottes möge uns beide schützen, daß wir ein frohes Wiedersehen haben!"

„Das wollen wir, Burgl." Ehe sie es hindern konnte, hatte er ihr sanftes Blumen Gesicht an seine Brust gezogen und einen Kuß auf ihre schmalen, blassen Lippen gedrückt.

Die Burschen und Dirnen, die schon an der Tür standen, um den Heimweg anzutreten, beachteten sie nicht. Nur Flori, der noch am Tische saß und haltig seinen nachbestellten Wein hinunterstürzte, zuckte zusammen, als habe ein glühendes Eisen seinen Leib berührt. Seine Augen funkelten in wildem Entschlusse auf.

„Ich sehe Dich wieder, Burgl, und dann —"

Die Hölle, die seine Brust durchloderte, erstikte Wort und Gedanken. —

II.

Der trübe Augusttag neigte sich rasch seinem Ende zu; es dunkelte früher als Burgl gerechnet. So zeitig sie auch von ihrer Semnhütte am Gribellensee aufgebrochen, der rauhe Weg zog sich endlos fort und sie mußte eilen, um noch zur rechten Stunde bei dem kleinen Kirchlein von Hochleiten einzutreffen, das Loisl zum Stelldichein bestimmt hatte.

Zu Anfang Juli hatte er aus Chur, wo er zunächst Arbeit gefunden, geschrieben. Man hatte dort für den nächsten Monat Paurer nach Hochleiten gesucht, wo ein großer Bauernhof zu bauen war, und Loisl sich sogleich gemeldet. So bot



Der Druck ihrer leichten Hand, die sie abwehrend auf seine Schulter gelegt, durchzitterte seinen Körper.

sich die Gelegenheit zu einem Wiedersehen leichter und besser als sie gedacht. Den kleinen schweizerischen Ort konnte Burgl bei ihrem Niederstieg ins Oberinntal mit geringem Umweg erreichen und Loisl verlor dabei weder Zeit noch Arbeit. Auch dem Bruder, der nach Glarus weitergewandert war, hatte dieser Nachricht gegeben und ihn aufgefordert, ebenfalls nach Hochleiten zu kommen. Doch wie er Burgl geschrieben, war darauf keine Antwort gekommen. Flori mochte sich wohl inzwischen anderswohin gewendet und den Brief nicht mehr erhalten haben. Das Mädchen war froh darüber, denn eine Begegnung mit Loisl's Bruder, dessen feltames Benehmen an jenem Abschiedstage in Kappl sie nicht hatte vergessen können, wäre ihr nur peinlich gewesen.

Die Sonne brach mit einem lezten bleichen Strahl durch das graue Wolfengeschiebe und umspielte die wie steinerne Wogen übereinander getürmten Bergriesen mit geisterhaftem Lichte. Das Mädchen atmete erleichtert auf, als sie endlich, tief zu ihren Füßen noch, eine grüne Kirchturmspitze glänzen sah. Schlag auch ihr Herz nicht in stürmischer Leidenschaft dem Verlobten entgegen, so freute sie sich doch auf das Wiedersehen. Ein Gewirr von Alpenrosen überzog zu ihren Füßen wie ein blühendes Lächeln das starre Antlitz des Felsens. Ehe sie die Höhe verließ, beugte sie sich nieder, um für Loisl einen Strauß zu brechen.

Die Nacht warf schon ihre dämmernden Schleier über die Bergwelt, als sie das Tal erreichte. Je näher sie dem Kirchlein kam, desto langsamer und zögernder wurde ihr eben noch so eiliger Schritt. Eine unheimlich brütende Stille lag in der reglosen Luft. Burgl wußte nicht, warum ihr Herz so heftig klopfte, aber sie hörte sein leises Hämmern durch das lange Schweigen. In den weit hinter der Kirche zurüdliegenden, verstreuten Häusern des Dries blinkte bisweilen ein mattes Licht auf, schwankte und schwand wieder, einer ruhelosen Seele gleich. Vom nahen, schwarzen Fichtenwald herüber schrillte der Angstschrei eines aus Traum und Schlaf aufgeschreckten Vögleins, und ihr zur Seite fiel ein unsichtbar fickerndes Wasser in kurzen dumpfen

Pausen auf den Stein, daß es wie das Tropfen rinnenden Blutes klang.

Burgl schauderte, bleischwer bestete es sich an ihre Sohlen. Loisl war ein Mann von Wort; wenn er nicht gekommen war, so mußte ihm ein Unglück zugestoßen sein. Angstvoll glitten ihre Blicke die Kirchenwand entlang, sie bog um den Turm, spähte auf die andere Seite hin, — nirgends war der Gesuchte.

Endlich hob ein Atemzug der Erleichterung ihre Brust. Dort hinter der Felswand, hart neben dem Wege, den sie herabgekommen, regte es sich und aus der schwarz zusammengeballten Finsternis löste sich ein dunkles Etwas, das die Gestalt eines



Dort hinter der Felswand löste sich ein gewisses Etwas, das die Gestalt eines Mannes annahm.

Mannes annahm. Sie wollte dem langsam näher Kommenden entgegenseilen, doch eine unerklärliche Angst schnürte ihr die Brust zusammen und die Füße versagten den Dienst. Wie feltam das war! Trotz der Todesstille klangen seine Schritte nicht! Auf lautlosen Sohlen, dem Raubtier gleich, das in beutelisterner Gier die Nacht durchstreift, kam er daher.

Endlich wich die Erstarrung. Jetzt stand er ja vor ihr, streckte die Arme aus und sie erkannte ihn.

„Loisl!“

„Grüß Dich Gott, Burgl, und Dank, daß Du Wort gehalten!“

„Konntest Du zweifeln? Aber warum hast Du nicht an der Kirche gewartet, wie ich geschrieben?“

„Ich wollte Dir entgegen gehen und verfehlte dort am Felsen im Dunkeln den Weg.“

Er hatte den Arm um ihre Hüfte gelegt und sie fühlte, daß er wie ein Fiebernder zitterte.

„Den blühenden Buschen da hab' ich Dir mitgebracht, Loisl.“

Er riß den Strauß mit hastiger Bewegung an sich und vergrub sein Gesicht darin. Hart an der Friedhofmauer stand ein armseliges, verwittertes Häuschen, aus dessen Fenster ein mattes Licht schimmerte. Sein Schein fiel auf des Burschen Gesicht.

„Wie blaß Du aussiehst!“ rief plötzlich Burgl erschreckt. „Du bist doch nicht krank?“

„Ich, o nein —“ er drückte den Hut noch

tiefer ins Gesicht, als wollte er damit das fahle Grau seiner Wangen verdecken.

„Loisl, ich kenne Dich gar nicht wieder. So still und schweigend bist Du. Warst es wohl sonst vor anderen Leuten, doch nicht vor mir. Auch Deine Stimme klingt unsicher und anders als sonst. Verbirgst Du mir etwas, drückt Dich eine Schuld?“

„Eine Schuld?“ Es war, als ob ein Schauder seine Gestalt durchbeute. „Wer hätte keine! — Ich hab' zuvor im Kirchlein dort gebetet und meinen Rosenkranz vergessen. Ich find' ihn leicht, auch im Dunkeln. Warte hier an der Pforte.“

„Aber eile Dich, ich fürchte mich so allein.“

Ohne zu antworten eilte er mit seinen gedämpften Schritten zwischen den Gräbern dahin der Kirchentür zu. Kreisend drehte sie sich in den Angeln und fiel von selbst dumpf dröhnend hinter ihm ins Schloß zurück. Dann verhallte jedes Geräusch und ein Todeschweigen herrschte. Aufgeregt und seltsam beklommen schritt Burgl am Eingang des Gottesackers auf und nieder. Wie lange er blieb! Waren nicht schon Minuten verstrichen, seit er sie verlassen? — Vielleicht konnte sie ihm suchen helfen. Aber kaum hatte sie die Pforte durchschritten, ihm in die Kirche zu folgen, da stockte schon wieder ihr Fuß. Warum hörte sie kein Geräusch in der Kirche? Ein sonderbarer Gedanke bohrte sich in ihr Hirn: Sollte er nur einen Vorwand gebraucht haben, um ihr zu entfliehen, — vielleicht weil — weil — sie wunderte sich selbst, wie ruhig sie das denken konnte, — weil er eine andere lieb gewonnen? —

Doch nein, das durfte nicht sein, — das Gelübde ihrer Väter war ein heiliges Erbe, dessen frevelhafter Bruch den Fluch nach sich ziehen mußte, und mit solcher Absicht wäre er ja nicht zum Stelldehner gekommen! Eine halbe Stunde mußte bereits verflossen sein, seit er die Kirche betreten. Warum kam er nicht zurück? Es gab nur eine Möglichkeit; er mußte da drinnen der Nacht böser Geister verfallen sein, ruheloser, schuldbeladener Seelen, die hier zur Nacht den Gräbern entstiegen, um einsame nächtliche Wanderer zu schrecken. Sie mußte ihm helfen, den Unglücklichen retten durch die Kraft des Gebetes. Entschlossen eilte sie vorwärts und hatte fast die Kirche erreicht, als sie mit einem lauten Aufschrei des Entsetzens zurückfuhr. Der Mond war durch die Wolken gebrochen und von der Wand der kleinen weißen Totenkapelle, über der ein nacktes, blutgrotes Kreuz hoch in die Luft ragte, sah sie das mit wenigen Farbensprüngen hingeworfene finstere Skelet des Todes mit Stundenglas und Sense drohend an. Unter dem Bilde aber grinsten ihr, sorgfältig aufgeschichtet,

ein fürchterliches memento mori, die blanken Schädel längst Verstorbener mit weißen Zähnen entgegen. Ein Schauer der Vernichtung schüttelte sie, Entsetzen lähmte ihren Fuß. Sie konnte dort nicht vorüber! Und während im auffrischenden Wind die Ketten und Zierate an den metallenen Grabkreuzen schauerlich wie das stöhnende Winseln Sterbender erklangen, floh sie schreckensvoll bebend von der Ruhestätte der Toten hinweg. Das Grauen dieser stillen, schwarzen Nacht tötete sie, sie mußte Menschen sehen und sprechen, bei ihnen Rat und Hilfe suchen.

Da fiel ihr das kleine Häuschen mit dem matten Lichtschein wieder ins Auge. Mit wankenden Knien schleppte sie sich die Mauer entlang und pochte mit zitterndem Finger an die Scheibe. Es dauerte eine Weile, bis sich drinnen Lebendiges regte. Von der Ofenbank her tastete sich eine lange, hagere Gestalt und öffnete vorsichtig das Fenster.

„Wer seid Ihr da draußen, was wollt Ihr?“

„Fürchtet Euch nicht, ich bin —“

Ein hohles Lachen unterbrach sie.

„Wem der Tod gut Freund ist, der fürchtet keine Lebenden. Aber da draußen ist in der Nacht kein Platz für Euch. Geht herein, Dirnlein, wenn Ihr meine Hilfe braucht.“ Er streckte sein von breiten Runzeln durchzogenes, von schwarzen Haarstoppeln übersätes Gesicht neugierig noch weiter durch die Öffnung, ohne in der Finsternis die draußen Stehende recht erkennen zu können. „Ist einer im Dorf gestorben oder woher kommt Ihr sonst?“

„Warum soll einer gestorben sein, — ich komme von der Gribellen-Alp.“

Wieder klang das dumpfe Lachen aus dem zahnlosen Munde des Alten. „Von den Bergen kommt Ihr — aus dem Tirol? Da hat der Totengräber von Hochleiten nichts zu schaffen.“

„Der Totengräber seid Ihr?“ fragte Burgl mit gepreßtem Atem. „D, da werdet Ihr Euch nicht fürchten, mit mir über den Friedhof zum Kirchlein zu gehen.“

Des Totengräbers Stirn legte sich in noch tiefere Falten. „Zu solcher Stunde ist's nicht glückselig dort. Was wollt Ihr drinnen?“

„Ich suche einen, den Loisl von Simsen, drüben im Paznaun; er ist versprochen mit mir, und da wir uns hier am Friedhof trafen, ist er ins Kirchlein gegangen und nicht mehr herausgekommen. Helft mir doch, ihn suchen; ich fürchte mich allein.“

Der Alte schlug das Kreuz über Brust und Gesicht. „Den Geistern, die im Grab nicht Ruhe finden, soll ein ehrlicher Christenmensch aus dem Wege gehen.“

Der Burgl rann es kalt über den Rücken hinab.

„Den Geistern? Was redet Ihr da! Mein Loisl ist doch —“

„Wie ist Eures Liebsten Geschlecht?“

„Mois Mathoner — vielleicht kennt Ihr ihn,“ stieß das Mädchen hastig heraus, „er ist ja im Ort hier in Arbeit gestanden.“

„Mathoner?“ das düstere Gesicht des Alten verfinsterte sich noch mehr, „hab' mir's gleich denkt, daß die Sache nicht richtig ist. Mois Mathoner, dem Paznauner“, fuhr er dumpf und langsam fort, „dem hab' ich selbst vor acht Tagen das Grab gegraben.“

Burgl taumelte leichenbläß mit ersticktem Schrei zurück, sie mußte sich an der Mauer des Hauses halten. „Was sagt Ihr — eingegraben — tot — der Loisl — und ich hab' doch mit ihm geredet!“

„Fast Euch, Dirndl“, sagte der Alte mitleidig, indem er vom Fenster zurücktrat und die Haustür öffnete. „Der, mit dem Ihr geredet habt, war sein Geist. Den Loisl hat man am Sonntag mit zertrümmertem Schädel im Mühlbach gefunden. Er muß wohl beim Edelweißpflücken von der Schiefer Wand abgestürzt sein, denn grad' drunter ist er gelegen.“

„Edelweiß“, stöhnte Burgl, „das hat er für mich gesucht zum Willkomm, er weiß, es ist meine Lieblingsblum“ —

„Der Gemeindevorstand hat schon ein Schreiben ins Osterreichische geschickt —“ fuhr der Alte fort, „aber die Kunde mag wohl noch nicht zu Euch gekommen sein.“

Burgls zuckende Lippen rangen nach Worten: „Er hat Wort gehalten! Da den Leib die Erde hielt, ist seine Seele gekommen.“

„Ist nicht der erste Fall das“, meinte heimlich voll der Totengräber, „und nicht immer ist's so gut ausgegangen. Dankt Gott, daß Ihr so davongekommen! Aber sicher seit Ihr drum noch nicht, Dirndl. Ist schon einmal einer ergangen wie Dir. Aber die ist auf des Sigrists Rat schnell wieder auf den Friedhof zurück, hat ihren Unterrock fallen und liegen lassen und ist hastig davon. Am anderen Morgen aber hat man die Fäden des zerrissenen Kleides an den Totenkreuzen hängend gefunden. Wäre ihr selbst das Gleiche geschehen, wenn der Geist Gewalt über sie behalten. Drum, wenn ich Euch raten soll, Dirndl, macht's wie

die, sonst könnte es Euch noch übel ergehen, und —“

Er hielt plötzlich inne, da er bemerkte, daß das Mädchen ihn nicht mehr hörte. Eine furchtbare Vorstellung, die sie nicht mehr losließ, krampfte ihr die Brust zusammen. „Seine Seele ist mit mir gegangen“, küßte sie und glitt mit erdbahlem Gesicht langsam an der Mauer nieder.

Der Totengräber fing sie auf und rief seine Frau, die eben aus dem Dorfe zurückkam. „Sie hat den blaffen Geliebten gesehen“, raunte er, in abergläubischer Scheu sich befreuzend, ihr zu.

Die Frau starrte ihn erschreckt an. „Jesus, Maria und Joseph, da müssen wir zum Pfarrer gehen, daß er die arme Seel, wenn sie sich wieder zeigt, erlöse!“

Und von Mitleid erfüllt, trugen die beiden das bewußtlose Mädchen in ihr ärmliches Haus. — —

III.

Die silberglänzigen Schärferwolken, die der Südwestwind in rascher Bewegung über den amethystfarbenen Himmel trieb, hatten dem Jäger-Martl schon am Morgen nicht gefallen. Und bald nach Mittag begam es sich zu zeigen, wie recht die schlimmen Wetterpropheten gehabt hatten. Frühzeitiger als sonst hatte der Bursche seine Tätigkeit an den grasigen Steilhängen des Gribellenskopfs abbrechen müssen, um noch den Pfad ins wilde Bisnigtal und nach Kappl zurückzufinden.

Die Jagd war heute wenig ergiebig gewesen, das scheue

Wild hatte sich rascher als der Jäger erwiesen. Denn dem stand heute ein schlankes Mädchenbild hartnäckig vor den Augen und blendete ihn so, daß er die schnellen Murrentel immer erst sah, wenn sie bereits den gellenden Warnungspfeiff ertönen ließen.

Eine alte Frau, die ihm vor der Jagd begegnet, bringt dem Jäger immer Unglück. Daß es auch grade Burgls Mutter hatte sein müssen, die seinen Weg kreuzte! Ganz traurig und niedergeschlagen war sie von der Sennhütte, die sie während des Mädchens Abwesenheit bezogen hatte, zurückgekehrt. Die Burgl, die ihre Wallfahrt nicht hatte ausführen können und ein paar Tage in Hochleiten bei barmherzigen Leuten krank gelegen, war nun wieder am Gribellensee und hatte der Mutter die



„Fast Euch, Dirndl“, sagte der Alte mitleidig.

jezt auch bereits im Tal bekant gewordene Kunde von Loisl's Tod gebracht. Ganz verstört sei das Mädcl zurückgekommen und gar nicht mehr zum Rennen — hatte die Alte geklagt und gezammert, die ernstlich für den Geisteszustand der Tochter zu fürchten schien.

Der Martl hatte sich nie überzeugen können, daß die Burgl eine tiefe leidenschaftliche Liebe zu dem Loisl hege und gestand sich im Stillen ehrlich ein, daß er eine geheime Freude und Hoffnung empfand, seit die Hand des Mädchens durch den unerwarteten Unglücksfall wieder frei geworden. Um so stuziger hatten ihn nun der alten Ballmerin Mittheilungen über Burgls trostlosen Seelenzustand gemacht. Mit Thränen in den Augen hatte sie ihn zuletzt gebeten, doch dem armen Mädchen, wenn er es sehe, ernstlich zur Bernunft zu reden, denn er hatte es gern versprochen. Aber heute ging es nicht mehr. Das drohende Aussehen des Himmels mahnte zu schleunigem Abstieg ins Tal.

Um die trotzig aufragenden Bergspitzen hatte sich schon vor Stunden ein leichtes weißes Geflöck gelegt, finstere Wolkenschichten begannen sich in den Talgründen hin- und herzuschieben und leckten mit feuchten Zungen an den Hängen herauf. Die blinzelnde Sonne verblich in dem immer dichter sich spinnenden Nebelschleier zu einer farblos bleichen Scheibe und düstere Schatten streiften über die bleigrauen Fenster.

Als der Jäger auf dem westlich vom Joche ziehenden Grat sich dem Hintergrund des Visniztals näherte, frohen die zähen Gewölke immer höher durch die Schluchten herauf und schwammen zu einem weißen Meere zusammen, aus dem bald nur noch wie eine titanenhafte Insel der gewaltige Felsenbau des Gribellensfopfes ragte. Gleich riesigen Rauchwolken qualmte der Dunst zu Martls Füßen empor und nach wenigen Minuten war alles umher in undurchdringlichen Nebel gehüllt.

Pfadlos schritt der einsame Wanderer in der Richtung, die er für die richtige hielt, weiter, doch Stunde um Stunde verging, ohne daß er die Sohle des Tals erreichte, und schon nahm der weißliche Nebel eine düstere nächtliche Färbung an. Da wußte der Jäger, daß er sich auf Ir-

wegen befand und heute das Paznaun nicht mehr erreichen konnte.

Eine kühlere Luftströmung zerriß für einen Augenblick die feuchten Schleier, eine Reihe von Nebel umrauchter Felsböcker wurde sichtbar, die an einer zahnigen Schneide endete. Martl kannte sie, ihre Ausläufer führten zum Gribellensee hinab. Burgls Sennhütte, die er noch vor völligem Einbruch der Nacht erreichen konnte, war heute seine letzte Zuflucht. Nachdem er eine Weile zwischen finster drohenden schauerlichen Felsentürmen und Zinnen hindurchgeflettert war, vernahm er das Rauschen fließenden Wassers; es war der Bach, der zum Gribellensee hinabströmte. Wenige Schritte noch über die rötlich bemoosten Steinstufen — da tauchte vor ihm die schmale, schwarzblaue Fläche des kleinen Hochsees auf und er stand vor der grauen, ärmlichen Alphütte.

Um das Mädchen nicht zu erschrecken, wenn er plötzlich die Thür öffnete, rief er zuvor ihren Namen.

Das bleiche Gesicht Burgls erschien mit großen starren Augen an dem winzigen Fenster. Sie schien enttäuscht und einen anderen Gast zu haben. „Das ist ein Lebender“, murmelte sie. Dann trat sie in die Thür. „Ihr seid es, Jäger-Martl! Woher so spät?“

„Hab' mich verirrt, und finde nimmer den Weg zu Tal. Ihr müßt mir zu Nacht ein Lager gönnen, Burgl.“

„In meiner Hütten?“ Das Mädchen wurde rot bis unter die Stirnhaare. „Hab' nur eine

Liegerstatt — und hier herin könnt' Ihr nicht bleiben.“

„Warum nicht — wenn ich mich auf die Bank da leg' —“

„Es kann nicht sein“, meinte die Burgl verschämt nach der Thür blickend, „die Kammer hat keinen Kiegel, aber in der Heuhütten drüben wär' Platz genug —“

„Ist mir auch recht“, sagte der Jäger rasch. Er war mißtrauisch geworden und das mit dem Kiegel schien ihm nur eine Ausrede. Erwartete sie einen Anderen, einen Senner oder Pascher, die nächtlich übers Gebirge stiegen? Ein flammendes Gefühl der Eifersucht entzündete sich in seiner Brust. So lange der Loisl lebte, hatte er ver-



Wenige Schritte noch, und er stand vor der ärmlichen Alphütte.

zichten müssen, aber nun sie wieder frei war, fühlte er erst, wie er sie liebte — und kein Anderer sollte sie erringen.

„Aber Hunger werdet's haben, Jäger-Martl?“ begann das Mädchen von Neuem, um das peinliche Schweigen zu unterbrechen. Die Verlegenheit, die aus ihrer Stimme klang, bestärkte seinen Verdacht. Aber er wollte sich nichts merken lassen, ehe er nicht Gewißheit hatte, und bejahte ihre Frage.

„Für einen Trunk Milch und ein wenig Brot wär' ich Euch schon dankbar!“

Sie wick dem dunklen Blick seiner Augen, der mit tiefer Leidenschaft auf ihr ruhte, aus und erhob sich rasch, um auf dem Herde ein hell loderndes Feuer anzufachen. „Es ist noch Mehl da und die Mutter hat Eier und Schmalz gebracht; ich will einen Schmarrn machen.“

Als das leckere Gericht auf dem Tische stand, setzte sie sich zu dem Jäger, rührte aber selbst nur wenig von dem Essen an. Bisweilen traf verstohlen ein warmer Blick den Gast, dem es trefflich zu schmecken schien, dann aber zuckte sie wieder wie über sich selbst erschrocken zusammen und starrte in schweigendes Brüten versunken vor sich hin. War es dennoch Schmerz um Loisl?

— Martl mochte nicht nach dem Vermöglichten fragen, da sie selbst seinen Namen nicht nannte, und sprach von gleichgültigen Dingen. Sie hörte ihm nur mit halbem Ohre zu, ihre Gedanken schienen ganz wo anders zu weilen und bisweilen seufzte sie leise. Als Martl sein Essen verzehrt hatte, räumte sie hastig ab und er begriff, daß es Zeit für ihn war, sein Heulager aufzusuchen.

„Gott behüt' Dich zur Nacht, Burgl“, sagte er mit seltsamem Tone und reichte ihr die Hand. Sie ließ einen Augenblick die ihre leicht erbebend darin ruhen. Dann wandte sie sich ab:

„Ich will drum beten, Martl, für ihn und all' uns arme Sünder, auch für Dich —“

Daß sie auch für ihn beten wollte, das ließ den Martl in seiner Heuhütte lange Zeit nicht schlafen; der Ton, mit dem sie diese Worte gesprochen, erfüllte ihn mit stiller seliger Hoffnung.

Endlich hatte er doch eine Weile geschlafen. als er plötzlich verwundert aufsprang. Lagte es schon, daß es so hell um ihn war? So hatte er auch

die Stimmen, die er eben vernommen, wirklich und nicht nur im Traume gehört! Burgl mußte schon wach sein und mit dem Hütterbuben gesprochen haben. Aber nein, der war ja ins Tal hinab, um Salz zu holen. Mit wem konnte sie sonst geredet haben? War schon ein früher Gast auf der Alm erschienen? — Neugierig und argwöhnisch schlich er an einen der schmalen Spalte, die, um das Heu besser zu trocknen, der Luft freien Durchzug gewährten. Draußen lag über der Bergwelt eine seltsam bläuliche Helle, der Nebel hatte sich verzogen und alles schien wie in Silberglanz gehüllt.

Der Jäger schlug sich vor die Stirn. Was für ein Narr er gewesen! Es war ja der Mond, der am Himmel stand und seine Hütte erhellte. Kaum konnte Mitternacht vorüber sein. Die tiefste Stille herrschte in der furchtbaren Einsamkeit, nur in seinem Ohre war immer noch etwas wie ein Geflüster von Stimmen und jetzt glaubte er leise eine Tür oder einen Laden schließen zu hören. Noch einmal späte er hinaus, aber er vermochte Burgls Semnhütte, die zur Seite gegen den Felsen lag, nicht zu sehen, und nichts regte sich mehr.

Ärgerlich über sich selbst und das törichte Zeug, das er geträumt, wollte er sich wieder auf dem duftigen Heu ausstrecken. Da besiel ihn jäh ein stauendes Erschrecken. Durch das bleiche Licht, das den Raum erfüllte, streifte plötzlich etwas wie ein dunkler körperloser Schatten.

Und diesmal täuschte er sich nicht, draußen tönten leise schleichende Tritte. An der Spalte vorüber mußte ein Mensch gegangen sein, der einen Augenblick den Schein des Mondes aufgefangen und die Hütte verdunkelt hatte.

Mit einem kühnen Sprunge schnellte Martl auf und stand wieder an der Öffnung. So krampfhaft suchte er das ungewisse Zwielficht zu durchdringen, daß die Augen ihn schmerzten. Aber sie trugen ihn nicht. Dort an der Felswand, die zum Flathal hinüberführte, kamm ein Mann, in einen langen, dunklen Mantel gehüllt, mit kagenartiger Gewandtheit empor. Des Jägers Fäuste ballten sich, seine Zähne knirschten einen Fluch. O, Burgl hatte sich schnell getröstet! Nur um ihn zu täuschen, war sie am Abend so freundlich gewesen! Das



Dort an der Felswand kamm ein Mann, in einen langen dunklen Mantel gehüllt.

Blut sang ihm in den Schläfen. Noch einmal blickte er durch den Spalt. Da sah er im Schatten des Herrenkopfs, der seinen nackten Felsenleib bleich wie ein Totengerippe ins blaue Mondlicht rechte, den geheimnisvollen Fremden hinter einem Zaden verschwinden. Fiebernd, mit schmerzdem Kopfe taumelte er auf das Heulager zurück.

IV.

Kein Schlaf war mehr über Martls Augen gekommen, als er am Morgen den Heustadel verließ und zu Burgls Hütte hinüberschritt. Zuerst hatte er gehen wollen ohne Gruß und Abschied, um sie nie mehr zu sehen. Aber er besann sich eines anderen. Aus ihrem eigenen Munde mußte

er das Geständnis hören, daß nicht Alles ein wüster Traum der Nacht, eine Ausgeburt seines fiebernden Hirns gewesen sei.

Das Mädchen stand am offenen Feuer und bereitete den Morgentrank. Der grelle Schein der roten Flamme übergieß ihre nackten, wohlgeformten Füße wie mit Blut und machte das noch wirr und ungeordnet über den Nacken wallende Haar gleich einer Sonne leuchten.

Der Jäger war einen Augenblick von ihr rührenden Schönheit geblendet, dann aber faßte ihn die Wut, er packte den Arm der jäh Erschrockenen und sah ihr mit finsternen Augen ins Gesicht.

„Ihr wollt schon fort, Jäger-Martl?“ stammelte sie, vor Furcht erblässend und am ganzen Leibe zitternd, „wartet doch, bis ich das Frühstück!“

„Teile es mit dem Andern, der Dir ein lieberer Gast ist als ich“, stieß er wild heraus, „ich gehe, ehe Dein nächstlicher Besucher zurückkommt!“

Der Blick ihrer Augen taumelte entsetzt zu ihm auf.

„Martl, was redet Ihr da — Ihr wißt — Ihr habt ihn auch gesehen?“

„Wie er aus Deiner Hütte schlich“, lachte er grell auf, „aber was kümmert es mich. Sieh, Burgl, gestern noch war es anders, ich hatte Mitleid mit Dir und wollte Dich trösten, wie Deine Mutter mich gebeten. Aber nun brauchts das

nimmer. Hast rasch einen neuen Liebsten gefunden und — der Martl —“ er stockte, es klang wie ein ersticktes Schluchzen aus seiner Brust, „der Martl, der Dich all' seine Tage gern gehabt, der läge am liebsten da, wo der Loisl liegt!“

„Martl!“ schrie sie auf und ihre Arme sanken schlaff herab, „ist es denn möglich, was Du da sagst! Wäre ich frei gewesen, ich hätte es Dir längst gestanden, was ich fühlte und doch nicht sagen durfte; zuletzt fürchtete ich Dich, weil ich Dich liebte und Dir doch niemals gehören durfte, niemals gehören darf!“ Sie konnte nicht weiter, ihre Wangen glühten in heißer Röte.

Wie von Stimmen starrte der Jäger sie an.

„Burgl — das sagst Du nun, da es zu spät ist, da ein Anderer mir zuvorgekommen, der in dieser Nacht —“

Sie brach stöhnend auf die Bank nieder und schlug die Hände vor das Gesicht.

„Ich wußte es, daß er wiederkommen würde. Ich gehöre ja ihm für Zeit und Ewigkeit und darf ihm meine Schwelle nicht verschließen.“

Er riß ihre Hände fort, seine Augen bohrten sich mit furchtbarer Frage in die ihren. „Burgl, wer war bei Dir?“

„Sein Geist.“

„Geist — welsch' ein Geist? — Bist Du von Sinnen!“

„D, daß ich es wäre! Aber er hat an den Ladden gepocht und ist verhüllten Gesichts vor mir

am Fenster gestanden, der tote, unselige Loisl, der nicht Ruhe findet im Grabe. Ohne Beicht und Absolution hat er dahin gehen müssen, und nur eine reine Jungfrau, die nie ein anderer Mann geküßt als er, nur ich, die ich ihm gehöre, kann ihn retten von ewiger Pein.“

„So sagte er?“ Martl sank schwer auf die Bank an ihrer Seite nieder. „Und Du?“

„Ich hab's ihm geschworen, daß ich Alles opfern will für seine Ruh'. Er kann es fordern. Sein Vater rettete des meinen Leben, so muß ich seines Sohne Seele retten. Noch heut' verlob' ich mich der heiligen Jungfrau drunten in der Kapelle im Bisniztal und weihe mich für ihn dem Himmel.“



Der Jäger packte den Arm der jäh Erschrockenen und sah ihr mit finsternen Augen ins Gesicht.

„Das wirst Du nicht tun, Burgl,“ fuhr er auf, „wenn es Geister gibt, so war es ein höllischer, der Dich betörte!“

Mit heißgeröteten Augen blickte sie zu ihm auf: „Hast Du nicht selbst ihn gesehen?“

„Ich sah einen Menschen, kein Gespenst. Ein schändlicher Betrüger war bei Dir!“

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Nein, Martl, Deine Leidenschaft verblendet Dich, aber mein Auge sieht klar und mein Herz darf nicht mehr der Welt gehören, das irdische Glück liegt unter ihm. Du sollst mich nicht irre machen.“

Martls Stirne fürchte sich. „Heute noch?“ fragte er dumpf.

„Heute noch“, erwiderte sie leise, doch fest.

Er starrte in finsternem Schweigen vor sich nieder. Ein Entschluß schien in seiner Seele zu reifen. „Gut“, sagte er plötzlich, „auch mein Weg führt durch das Wisnigtal, ich werde Dich begleiten zur Kapelle, vielleicht daß Gott ein Wunder tut, ehe es zu spät ist.“

Als eine Stunde später der Hütterbube zurückkam, brachen sie auf. Aber kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt, nur ihr Atem ging hastig und laut, während sie durch das Gewirr von Felsstrümmern hinabkletterten.

Von Zeit zu Zeit blickte der Jäger besorgt nach dem Himmel. Das Firmament, von dem über Nacht Wolken und Nebel eingefogen schienen, hatte unter stehender Sonne einen unheimlich fahlen Glanz angenommen. Ein kurzer, stoßweiser Wind kam bald von dieser, bald von jener Seite und durch die blendend flimmernde Luft ließ sich von Zeit zu Zeit der eintönig dumpfe Ruf des Koltraben vernehmen. Der Wettersturz mußte ein jäher werden und auf das vernichtende Gewitter, das sich in schwülen Schweigen der Natur zusammenbraute, konnte der südlich brennenden Sonne in wenigen Stunden ein eifriger Schneesturm folgen.

Plötzlich blieb Martl wie angewurzelt stehen. Zwischen dem heiseren Krak, Krak der Raben glaubte er einen andern Ton vernommen zu haben, der ihn mit Argwohn und Verdacht erfüllte. „Hörst Du es auch, Burgl?“

Das Mädchen erhob den gesenkten Kopf. „Was meinst Du?“ Sie hatte in der Tat auf nichts

geachtet, was sie umgab; ihre Gedanken weilten bei dem Toten.

„Ein paar Mal schon war mir's, als hörte ich Schritte hinter, neben oder über uns. Und jetzt, da wir stehen bleiben, ist es auch still.“

Burgl schauderte, ein tiefes Seufzen schwellte ihre Brust: „Er ist es, er folgt uns unsichtbar, der Unglückliche, der die Stunde seiner Erlösung nicht erwarten kann. — Jesus Maria, was tust Du“, schrie sie schreckensbleich auf und fiel Martl in den Arm, daß die erhobene Büchse klirrend zurückfiel, „Du willst doch nicht schießen!“

„Geister sind lautlos und gehen bei Tag nicht um, dort oben aber regte sich was.“

„Du mußt Dich geirrt haben, Du —“ sie verstummte, denn wirklich ließ sich ein leises Geräusch vernehmen und einige kleine Steine rieselten an der Felswand herab.

Doch ehe der Jäger die Büchse wieder erheben konnte, rauschte es über ihnen dunkel und schwer empor, und flügel Schlagend ließ ein mächtiger Steinadler das Geklüft, in dem er sich verborgen, unter sich. Martl biß sich ärgerlich auf die Lippe. War auch seine Täuschung offenkundig, so ließ er es sich doch nicht nehmen, daß er vorhin etwas Anderes gehört, und beschloß, auf der Hut zu sein.

Jetzt lag, von einigen Fichten düster überschattet, auf einem Felsenvorsprung die kleine Kapelle vor ihnen. Jäh und stoßig stieg über derselben in bemooften Stufen die Bergwand empor, oben von dichtem Latschengestrüpp umkränzt, das jeden weiteren Ausblick wehre.

Der stahlshimmernde Himmel hatte sich mit unheimlicher Schnelligkeit in ein tief blauschwarzes Dunstmeer verwandelt, in dem die Sonne mit bleichem Glanze ertrank. Finsterner Nebelrauch senkte sich massig und lastend von den Gipfeln herab, während ein seltsames Summen und Knistern der Luft die ganze Atmosphäre mit Elektrizität geladen erscheinen ließ. Schauerlich weiß hob sich das kleine Gotteshaus mit seinem grünen Glockentürmchen von dem schwarzen, blitzschwangeren Gewölk ab, das wie ein lauernes Untier durch das Hochtal her gegen den Hexenkopf hinankroch.

Burgl faltete die Hände und blickte zum Ein-



Flügel Schlagend ließ ein mächtiger Steinadler das Geklüft unter sich.

gang der Kapelle empor, über dem die ergreifend schlichten Worte standen:

„Geh nicht vorüber, verweile doch hier,
Grüß Gottes Mutter, sprich Ave Marie!“

Die Thür stand geöffnet. Drinnen zwischen den goldenen Säulen des Altars sah man die Figur der heiligen Jungfrau in weißem blaubelegtem Kleide tronen, den schneeigen Schleier von grünem Laub und roten Rosenguirlanden umwunden. Das liebliche Haupt schien zu bitten, zu winken und zu rufen.

Der Martl stand abseits und rang mit seinem Entschluß, der ihm jetzt im Angesicht der Heiligen frevelhaft und ungeheuerlich erschien. Und dennoch gab es nichts Anderes. Er mußte sie bewahren vor dem Schritt, der kein Zurück mehr kannte, und kostete es die eigene Seligkeit!

Das Mädchen tat einen schweren Seufzer und Atemzug. Ehe sie die Schwelle überschritt, wandte sie sich noch einmal um. Hingebung und Schmerz, Trauer und Entsagung zugleich lagen in dem Blick der schönen braunen Augen, mit dem sie Abschied von dem Jäger nahm. Da hielt er sich nicht mehr. Ehe sie zur Besinnung kam, hatte er sich auf sie gestürzt, sie mit beiden Armen umschlungen, und ihren Kopf zurückbeugend, preßte er seinen Mund mit glühender Gewalt auf ihre Lippen. „Ich leid' es nicht! Du sollst den Toten nicht gehören, Burgl, ich reiße Dich aus ihrer Nacht zurück zum Leben! Jetzt gehörst Du ihnen nimmer und bist nicht mehr rein vor der Heiligen dort, denn ein anderer Mann hat Deine Lippen geküßt!“

Das Mädchen wehrte sich nicht, die raube Gewalt des Mannes hatte ihr jede Kraft geraubt und einen Augenblick war es ihr wunderbar warm um's Herz geworden. Dann aber kam ihr das Geschehene zu vollem Bewußtsein und in einen Strom von Tränen ausbrechend jammerte sie: „Martl, Entfesslicher, was hast Du getan! Du hast seine Seele betrogen um ihr Heil! Nun kann ich ihn nicht mehr erlösen.“

Sie wollte, die Hände ringend, in die Kniee sinken, als sie auf einmal bis ins innerste Mark erschauernd mit grauem Blick des Entsetzens nach der Felswand starrte. Ein grauenvoller Schrei der Angst löste sich von ihrem Munde:

„All' ihr heiligen Nothelfer, schützt mich und ihn! Da ist er selbst!“

„Der Loisl, der Geist!“ zitterte es zugleich über des Jägers bleiche Lippen. Auch dem unerschrockenen Manne gerann das Blut in den Adern.

Ohne daß sie es in ihrer Erregung wahrgenommen, war die Schreckensgestalt im dunklen Mantel aus dem Gebüsch getaucht und die stufige Wand herabgeglitten. Nur wenige Schritte noch

reunten sie von dem furchterstarrten Paare. Ein fahler Schimmer wie von glimmendem Phosphor leuchtete um die gespenstische Erscheinung, bläulichweiße Lichter schossen in gleißenden Büscheln und Graben von Hut und Haar des Schrecklichen auf und metallisch leuchtende Strahlen brachen aus seinen Fingern. (Die im Hochgebirge seltene Erscheinung des St. Elmsfeuers äußert sich unmittelbar vor dem Ausbruch schwerer Gewitter bisweilen in der geschilderten Weise.) Doch ebenso schnell wie er entstanden, löste sich der elektrische Geisterspuk, und während ein gezackter greller Feuerschein den schwarzen Dunst zerriß, stand unter dem grauenvollen Krachen des Donners ein lebender Mensch da, dessen finstere Züge sich in grimmiger Wut verzerrten.

„Das sollst Du mir büßen, Hund von einem Jäger!“

Und ehe der erschrockene Martl sich von seinem Entsetzen erholt hatte, riß er ein blinkendes Dolchmesser heraus und stürzte mit hochgezückter Klinge in wutgeschwelltem Sprunge vor.

„Loisl, Barmherzigkeit, töte ihn nicht, nimm mich für ihn!“ schrie Burgl auf und brach bewußtlos zusammen.

Noch hatte der Wütende seinen Feind nicht erreicht, da faßte sich der Jäger und riß blickschnell die Büchse an die Wange. Eine wilde Entschlossenheit funkelte in seinen Augen auf. „Wenn Du ein Geist bist“, stieß er keuchend hervor, „so bist Du der Böse selbst. Schütze Dich, wenn Du kannst, mit höllischem Zauber!“

Im Feuerschein, der aus der Mündung der Büchse flammte, brach das Gespenst zusammen. Der Knall des Schusses, der gelbe, schauerliche Schrei des Betroffenen weckten Burgl aus ihrer Ohnmacht.

Dem Jäger war vor Schrecken über seine Tat die Waffe entglitten.

Der vermeintliche Geist hatte Fleisch und Bein und aus einer tiefen Brustwunde rann purpurquellend warmes Menschenblut. Stöhnend preßte er die Hand auf das runde Kugelloch.

„Loisl“, jammerte das Mädchen verzweifelt und warf sich über ihn, „Du warst nicht tot — ein gräßlicher Irrtum —“

Doch mit letzter Kraft stieß der Sterbende sie zurück: „Falsche Schlange, geh' zu ihm, um den Du mich verraten! Ich bin der Loisl nicht, bin einer, der Dich heißer, wilder liebte als er, als alle — der um Dich zum Mörder ward, um Dich des Bruders Blut vergoß —“ er wandt sich in Todesnot und grimmen Schmerzen, „wie das brennt, die Hölle flammt in mir! Beichten muß ich, beichten. — Ruft einen Priester!“

Eine Flut entsetzlicher Gedanken wirbelte durch Burgs Haupt. Aus Eifersucht hatte der Glende den Bruder erschlagen und, auf die Ähnlichkeit vertrauend, durch schändlichen Betrug und Gaukelspiel sie in seine Gewalt bringen wollen, die anders nie die seine geworden wäre. Mit eisigem Schauder sagte sie sich, daß nur Martls Dazwischenkunft sie vor dem Entsetzlichen bewahrt hatte.

Die furchtbare Entdeckung hatte den Jäger wie das Mädchen für einen Augenblick sprachlos gemacht. Jetzt schrien sie wie aus einem Munde auf:

„Der Flori!“

„Der Flori, ja“, stöhnte der Berruchte, der Flori, der eine Minute später zur Welt kam als sein Bruder und darum enterbt sein sollte von allem Glück. Ich hab' ihn gehaßt wie der Satan den Engel Gottes — und an der Spießwand, da er Blumen brach Dich, ihn hinterrücks hinabgestürzt in den Abgrund. Du mußtest mein werden, bei allen Martern der Hölle hatte ich es mir geschworen und bin Dir nachgeschlichen von Hochleiten auf Schritt und Tritt — bis hier — nun ist's zu spät — die blinde Wut, der Haß, die Eifersucht auf diesen da — sie haben mich um den Lohn gebracht — sonst, heute Nacht noch — in Deiner Hütte — das Blut brach in breitem Strome aus der Wunde, er bäumte

sich im Todeskampfe auf und suchte die Arme nach dem Mädchen auszustrecken, das von Grauen erstarrt an der Mauer der Kapelle lehnte.

„Gott hat Dich gerichtet, Flori, und der Himmel Deine Beichte gehört. Blut um Blut ist sein furchtbares Gesetz. Bete zum Heiland, daß er den Brudermörder nicht ewiger Verdammnis überantworte.“

Der Klang ihrer Stimme schien sein Ohr noch zu erreichen. Die Augen traten ihm weit aus den Höhlen, ein krampfiger Schauer durchschütterte seine Brust.

„Nicht sterben — nicht — ster — ben — ich — kann — ja — nicht — beten — der — mit — dem zerfahretten Haupt — hebt sich blutend aus dem Grund — und — greift — nach —“ Die letzten Worte ersticken in einem Blutstrom, der aus seinem Munde schoß, der Körper streckte und krümmte sich und der Todesfeuzer des Brudermörders erstarb im krachenden Donnern des entsetzten Wettersturms, der Regensfluten, Eisstücke und Schneeflocken zugleich über das Hochtal niederstosfen ließ, als wollte er das Blut des Sünders von der Erde tilgen. — —

Das Gericht sprach den Jäger-Martl, der nur in Notwehr gehandelt habe, von jeder Schuld frei.

Aber trotz alledem, was bei dieser Verhandlung über Loisl's Ermordung sowohl, wie über seines Zwillingbruders schauerliches Ende zu Tage kam, ließen es sich die Paznauner nicht nehmen, daß bei der ganzen Sache Geisterpfuf im Werke gewesen und die Seele des toten Loisl noch immer unerlöst im Wisniz-Tale umgehe.

Nur die Burgl hat ihren Aberglauben verloren, seit sie dem Jäger in Liebe und Dankbarkeit die Hand gereicht. Und der Martl macht sich wenig daraus, daß ihn die Talbewohner noch heute mit einer Art heimlicher Scheu den Geisterjäger heißen.

Wenn das Geschwäg jedoch zu dumm wird, schaut er glücklich in die braunen, treuen Augen seines voll und kräftig erblühten Weibes, und drinnen sieht er all' die guten Geister lachen, die er aus finsternen Banden erlöst hat.



Er bäumte sich im Todeskampfe auf und suchte die Arme nach dem Mädchen auszustrecken.

Mit Bettfedern, Daunen und Betten

wird man, meiner Ueberzeugung nach, nirgends besser und reeller bedient als bei Ihnen. — Vor siebenzehn Jahren bezogenes Daunen-Doppelbett hat sich bis heute gut bewährt. — Füllkraft und Reinheit gesandter Bettfedern sind großartig, ein Zeichen Ihrer vollen Geschäftsführung. — So und ähnlich lauten die Anerkennungen, welche seit langen Jahren dem bekannten

Spezial-Geschäfte von Pecher & Co. in Herford M

Nr. 200 in Westfalen zu vielen Tausenden gelegentlich von Nachbestellungen zugegangen sind. Man brachte die **ausführliche Anzeige** im Anzeigenteil und verlange **kostenfrei die reichhaltige Preisliste sowie Proben** von Bettfedern, Bett-Inlett-Stoffen, Bettbarghend u. fertigen Betten. — Nur bewährte, vieltausendfach erprobte Qualitäten!

Weltbegebenheiten.

Kurz vor dem der „Bettler“ sich anordnete, mit einem neuen Jahrgange seine alten Freunde zu beglücken, erschütterte eine gewaltige **Unwetterkatastrophe im badischen Frankenlande** die Gemüter des engeren und weiteren Vaterlandes. Ein furchtbares Hagelwetter mit Wolkenbrüchen hat am 30. Mai in einer halben Stunde eine ganze Gegend vernichtet und unter Wasser gesetzt. Auf über 8 Millionen Mark wird der Schaden berechnet. Ganz zu schweigen von den zahlreichen und unbezahlbaren Menschenopfern, welche die entseesselten Elemente gefordert haben. Die Verwundungen, Verletzungen und Beinbrüche an den armen Bauersleuten, die sich gestern noch in der Hoffnung auf eine volle und reichliche Ernte wiegen, sprechen Bände. Da düngen, pflügen und säen sie im Schweiß ihres Angesichts, unter ihrer Obfarge treibt es Knospen und Blüten, es sprießt die Saat hervor — und plötzlich kommt ein Unwetter und stürzt die ganze Jahresrechnung über den Haufen. Das ist der Bauernstand, der auf Wetter und Sonnenschein angewiesen ist, auf Arbeits- und Produktionsbedingungen, die er nicht wie der Handwerker, Gewerbetreibende und Kaufmann in der Hand hat und regulieren kann, denen er vielmehr preisgegeben ist und deren Laune er nicht entrinnen kann. Wie mit einem Blitzlicht wird wieder einmal durch diese Katastrophe die verhältnismäßig prekäre Lage des kleinen Bauernstandes beleuchtet! Das Unglück, das über manche kleine Bauern-Christen gekommen ist, kann durch Menschenhilfe vielleicht nur in etwa ausgeglichen, nicht aber vollkommen ausgewetzt werden. Da redet man davon, daß es der Landwirt eigentlich gut habe, da ja die Natur ihm als freundliches Heinzelmännchen alles leistet. Aber wie wenig Richtigkeit verraten solche Ansichten! Die schönen Naturspenden: Licht, Wärme und Niederschläge, welche die wesentlichen Voraussetzungen für den Pflanzenwuchs sind, hängen nicht vom Landwirte ab. Wenn er auch noch so reichliche Arbeit und Geldmittel für seinen Boden verwendet, so kann durch die Ungunst der Witterung, durch große Trockenheit und übermäßige Feuchtigkeit, durch Hagelschlag und Überschwemmung aller Aufwand und alle Mühe vernichtet werden. Damit aber wird die sichere und stetige Rentabilität der Landwirtschaft sehr in Frage gestellt. Um wie viel besser sind dagegen alle diejenigen daran, welche Sommer und Winter unter dem schützenden Dache arbeiten und von der Natur nicht abhängig sind! Wolle man das doch nie ver-

gessen bei Beurteilung der Lage der Landwirtschaft!

Das verflossene Jahr ist für die innerpolitische Entwicklung zu charakterisieren als eine Zeit der Nachwirkung und der Vorbereitung. Die durch den Zusammenbruch der Bülow'schen Blockpolitik bewirkte parteipolitische Orientierung erfuhr keine Veränderung. Die Parteien, welche die Finanzreform zur Durchführung gebracht hatten, blieben nach wie vor der geschlossenen Gegnerschaft der liberalen Parteien ausgesetzt, und diese Gegnerschaft nahm eine wachsende feindselig gehässige Form an. Bestimmend war dafür die Rücksicht auf die bevorstehenden allgemeinen Neuwahlen zum Reichstage. Der Liberalismus, der den oppositionellen Wind für sein Parteischifflein benutzen will, war dadurch gezwungen, die agitatorische Heße gegen die Reichsfinanzreform fortzusetzen. Den Nutzen davon hat allerdings bis jetzt nicht er selbst, sondern die Sozialdemokratie gehabt, die natürlich von der Entfesselung der oppositionellen und radikalen Instinkte stets den größten Vorteil haben muß. Die Reichstagsersatzwahlen lieferten den offenkundigen Beweis.

Die Regierung verblieb gegenüber dem Streite der Parteien zunächst in ihrer früheren Reserve. Das Werk der Reichsfinanzreform, dessen Bedeutung für das Reich sowohl wie für das Wirtschaftsleben immer klarer zu Tage trat und überall, wo nicht die parteipolitischen Rücksichten das Urteil verwirrten, steigende Anerkennung fand, erfuhr seitens der Reichsregierung eine offizielle Anerkennung erst in der **Statsrede** des Reichschatzsekretärs Wermuths am 9. Dezember zur Einführung des Stats für 1911.

In dieser Statsrede des Reichskanzlers war als bedeutsames Moment noch die scharfe Kampfsage gegen die Sozialdemokratie. Die Sozialdemokratie hat vielleicht noch nie ein so günstiges Jahr gehabt wie das nun verflossene. Die unverantwortliche Heße des Liberalismus gegen die Reichsfinanzreform hat ihre Erfolge vorbereitet. Eine rastlose, agitatorische Tätigkeit mußte die Gunst der Stunde aus. Der Kampf um die preußische Wahlrechtsreform gab ihr willkommenen Gelegenheit, durch öffentliches Massenaufgebot ihre Stärke zu zeigen. Das Scheitern der Wahlrechtsreform gab Anlaß zu neuer agitatorischer Verhezung. Die außerordentlichen Wahlerfolge steigerten das Machtgefühl der Sozialdemokratie. Der Parteitag, der am 18. September in Magdeburg zusammen-

trat, proklamierte das Bekenntnis zur Republik als die Parole für den bevorstehenden Wahlkampf. Der Disziplinbruch der badischen Genossen, die entgegen den Beschlüssen des Parteitages zur Durchführung ihrer Großblockpolitik das Budget bewilligt hatten, fand eine unschädliche Verurteilung; eine grundsätzliche Auseinandersetzung, die den Streit zwischen Radikalen und Revisionisten zum Austrag hätte bringen können, wurde ängstlich vermieden. Auch hier galt als oberster Grundsatz die Parole, daß für die bevorstehenden Wahlen die Einigkeit

Die antimonarchische Propaganda der Sozialdemokratie, die in der Verherrlichung der portugiesischen Revolution ein dankbares Feld der Betätigung fand, suchte auch die Reden, die Kaiser Wilhelm am 25. und 29. August in Königsberg und Marienburg gehalten hat, und in denen er sein Bekenntnis zum Gottesgnadentum verkündete, für ihre Zwecke auszubenten, leider auch bei dieser Gelegenheit unter bereitester Hilfeleistung des Linksliberalismus, der sogenannten bürgerlichen Demokratie. Der Versuch, auch den Reichstag



Zur Heimkehr des deutschen Kronprinzen: Der Kronprinz (X) mit seinem Gefolge in Kalkutta, von wo aus er die Heimreise angetreten hat.

Der Kronprinz hat mit Rücksicht auf die Pestgefahr in China die Reise nach dem fernem Osten Ostens aufgeben müssen und von Kalkutta, der Hauptstadt des Britisch-Ostindischen Reiches, aus die Heimreise angetreten. Die Reise war ursprünglich als eine Studien- und Informationsreise gedacht und sollte von Indien nach Siam, Japan, und China weiterführen.

am ersten Not tue. Die revolutionäre Verheerung der Massen äußerte alsbald ihre Wirkung in blutigen Straßenkrawallen in Berlin in den Stadtteilen Moabit und Wedding, und in anderen Städten. Angesichts dieser Erscheinungen sah sich der Reichskanzler veranlaßt, zur Verteidigung des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft die bürgerlichen Parteien zusammenzurufen. Daß er dabei die Forderung, diesen Kampf durch Ausnahme-gesetze zu führen, strikte ablehnte, war nach den bisher mit Ausnahme-gesetzen gemachten Erfahrungen nur natürlich.

durch eine Interpellation, welche am 26. November zur Verhandlung kam, zur Fortsetzung des freien Spiels zu benutzen, erlitt ein klägliches Fiasko. Das offenerzige Bekenntnis des Interpellanten, des Abg. Ledebour, zur Republik, trug dankenswerterweise dazu bei, das wahre Ziel der Aktion zu enthüllen.

Das Wirtschaftsleben nahm, nicht ohne Verdienst der durch die Reichsfinanzreform bewirkten Regelung der Reichsfinanzen, einen günstigen Aufschwung. Der Sommer brachte eine allgemeine Fleischnot, deren Ursachen im ein-

zeln noch nicht geklärt sind. Der Reichstag hat sich kurz nach seinem Wiederauftritt in dreitägiger Debatte mit der Frage beschäftigt, ohne daß indes irgend ein neues Moment zu Tage gefördert worden wäre. Die Regierung bestand sich in Übereinstimmung mit der Mehrheit des Reichstages darin, daß an den bestehenden Schutzmaßnahmen für die inländische Landwirtschaft nichts geändert werden dürfe. Der Gegensatz zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern erfuhr keine Milderung. Zwei Lohnkämpfe von außerordentlichem Umfange, die Bauarbeiterausperrung und die am 11. August erfolgte Ausperrung der Werftarbeiter, wurden schließlich im Wege friedlichen Übereinkommens zu Ende gebracht, jedoch nicht ohne das Übergewicht der gewerkschaftlichen Organisationen zu erweisen.

In der äußeren Politik bewährte sich das neue Regime mit gutem Erfolg. Staatssekretär v. Schoen, der am 28. Juni zum Botschafter in Paris ernannt wurde, erhielt einen Nachfolger in dem Bukarester Gesandten v. Kiderlen-Wächter. Der Abschluß des türkischen Anleihevertrags am 9. November bedeutete einen großen Erfolg des neuen Leiters unserer auswärtigen Politik.

Die Beziehungen zwischen den Dreibundmächten wurden im Laufe des verflossenen Jahres womöglich noch inniger. Zahlreiche persönliche Aussprachen zwischen den leitenden Ministern verbürgten die Einnahme der Dreibundmächte in den großen politischen Fragen.

Am 27. Juli trafen sich Herr v. Kiderlen-Wächter und Graf Lehrenthal in Marienbad. Am 20. September traf Kaiser Wilhelm am kaiserlichen Hofe in Wien zu einem längeren Besuch ein. Die Wiener Bürgerschaft bereitete ihm einen enthusiastischen Empfang. Am 10. Oktober wurde Herr v. Kiderlen-Wächter von Kaiser Franz Joseph in längerer Audienz empfangen. Die Beziehungen zu Rußland nahmen, insbesondere nach dem Fortgang Iswolskis von Petersburg, eine bessere Gestalt an. Am 4. November fand in Potsdam eine Zusammenkunft zwischen Kaiser Wilhelm und Zar Nikolaus statt, der am 6. November eine Besprechung des neuen russischen Ministers des auswärtigen Sazonow mit dem Reichskanzler folgte. Als das Resultat der Verhandlungen kommt dieser am 10. Dezember mitteilen, daß betreffs Persien eine völlige Übereinstimmung zwischen Deutschland und Rußland erfolgt ist und daß die Bürgschaft bestehe, daß keinerlei gegen Deutschland gerichtete Bündnisse die russische Regierung verpflichteten. Das Verhältnis des deutschen Reiches zu England erfuhr eine kleine Besserung. Wenn von englischer Seite der „deutschen Gefahr“ etwas weniger Auf-

merksamkeit geschenkt wurde, so beruhte das allerdings nicht so sehr auf einer besseren Einsicht als vielmehr auf der Tatsache, daß die Engländer mit inneren Angelegenheiten übergemüht zu tun hatten. Am 4. September kam eine englische Sondergesandtschaft unter Führung des bekannten Karl Roberts zur Notifizierung der Thronbesteigung des Königs Georgs Georg nach Berlin. Die Verhaftung zweier englischer Marineoffiziere, die am 22. August in Borkum auf Spionage ertappt wurden, rief keine große Beunruhigung hervor. Die beiden Spione wurden am 22. Dezember vom Reichsgericht zu 3 Jahren Festungshaft verurteilt.

In **Oesterreich** wollte es auch im vergangenen Jahre zu keiner rechten Einigung zwischen den einander widerstrebenden Nationalitäten kommen. Die Tschechen bekämpften die Deutschen und diese erwiderten die Obstruktion der Slawen mit gleicher Handlungsweise. So kam es im Parlament häufig zu ganz unerquicklichen Tumultszenen. Nur die Christlich-Sozialen waren gewissermaßen der einzige ruhende Pol in der Erscheinungen. Flucht und sie suchten in positiver Arbeitsleistung ihr Ziel. Eine Zeit lang schien es, als ob es dem ruhigen und besonnenen Vorgehen des Ministerpräsidenten Bienenrth gelingen sollte, eine Einigung zwischen den Deutschen und Tschechen herbeizuführen. Plötzlich aber brach eine Kabinettskrisis herein, und Baron Bienenrth mußte den Polen weichen. Der Kaiser nahm zwar die Demission des Kabinetts an, beauftragte aber den bisherigen Ministerpräsidenten sofort mit der Neubildung, die dieser auch in kurzer Zeit zu Wege brachte.

Rußland hat sich im vergangenen Jahre wieder seinem Nachbarreiche Oesterreich genähert, nachdem infolge der Annexion Bosniens und der Herzegowina durch Oesterreich eine bedrohliche Spannung eingetreten war. Die Russifizierung Finnlands ist mit aller Energie betrieben worden, sodaß Finnland, das früher besondere Vorrechte besaß, jetzt nur noch als russische Provinz betrachtet werden kann.

Auch **Frankreich** hat im vergangenen Jahre viel unter wirtschaftlichen Kämpfen zu leiden gehabt. An den Ausstand der Arbeiter in Marseille, der Erd- und Hafnarbeiter und der Bauhandwerker schloß sich der Streik der Eisenbahnarbeiter an, der viele Monate hindurch anhielt, zeitweilig erloschen schien, aber dann immer mit neuer Gewalt hervorbrach, sodaß zeitweise der Verkehr im Inlande und mit dem Auslande völlig unterbrochen war. Aufgestachelt von Sozialisten und Anarchisten ließen zuletzt die Arbeiter und Angestellten der Eisenbahnen zu Sabotage-Handlungen, zu mutwilliger Zerstörung von Material

und Maschinen hintreiben, wodurch häufig die Reisenden in große Lebensgefahr gebracht wurden. Dies veranlaßte den Ministerpräsidenten Briand, der aus den Kammerwahlen im Mai als Sieger hervorgegangen war, ein Sabotagegesetz in der Kammer einzubringen, nach welchem die Sabotage als Verbrechen bestraft und den Eisenbahnern das Streikrecht abgesprochen wird. Schwere Anfeindungen hat der Ministerpräsident, der früher der radikalen Partei angehörte, von Seiten seiner früheren Parteifreunde über sich ergehen lassen müssen. Er blieb aber fest in der Überzeugung, daß er als der verantwortliche Ministerpräsident zunächst für die Ordnung im Staat sorgen müsse. Aus diesem Anlaß kam es innerhalb des Ministeriums zu einer Krise; die sozialistischen Minister Millerand und Viviani, die sich mit den Plänen Briands nicht einverstanden erklären konnten, schieden aus dem Ministerium

aus, in das sich der Ministerpräsident Personen seines Vertrauens zog. Bei verschiedenen Anlässen, so zuletzt noch bei der Beratung eines sozialistischen Antrags, den anlässlich des Eisenbahnerstreiks entlassenen Eisenbahnern volle Amnestie zu gewähren, und sie wieder anzustellen, erhielt Briand, der sich dem Antrage mit aller Energie widersetzte, ein Vertrauensvotum seitens der Kammer. Doch das Vertrauensvotum hielt nicht lange an; denn anfangs März hatte Frankreich eine Kabinettskrisis zu bestehen, welche ein neues Kabinett unter Führung von Monis zeitigte. Was für unsere internationale Politik besondere Bedenken erregt, ist die Tatsache, daß der für den europäischen Frieden einst so gefährliche und deshalb abgefägte Minister des Außern, Delcassé, wieder ins neue Ministerium eingewandert ist. Auch andere traurige Erfahrungen mußte das Land durchmachen. Der Skandal des Liquidators Duez, der die Güter der Klöster, aus denen nach Combes'schem Rezept die Ordensleute vertrieben waren, verwalten sollte, statt dessen aber durch Verkauf der Güter Millionen in seinen und seiner Freunde Taschen verschwinden ließ, wirbelte ungemein viel Staub auf. Auch ein Winzeraufstand in der Champagne hat viel Aufsehen gemacht, und die Blut der aufgeregten Winzer kühlt immer noch unter den Gesetzestrümmern der ohnmächtigen Regierung fort.

In der Türkei waren die Jungtürken eifrig bestrebt, ihre Reformen durchzusetzen. Hierbei fanden sie heftigen Widerstand bei den Albanesen, jenem kriegerischen Hirtenvolke, das durch früher ihm von den türkischen Herrschern verliehene zahlreiche Vorrechte eine Sonderstellung eingenommen, und dadurch verwöhnt war. Nach langen, schweren Kämpfen in den unzugänglichen Gebirgsgegenden gelang es endlich der türkischen Regierung, den Aufstand niederzuschlagen. Durch die Verfolgung ihrer reformatorischen Ziele geriet sie aber bald in Geldverlegenheit und suchte bei anderen Mächten eine Anleihe aufzunehmen. England und Frankreich waren hierzu bereit, nur machten sie den Fehler, daß sie diese rein finanzielle Frage mit der Politik verquickten und Forderungen an die Türkei stellten, die diese nicht erfüllen konnte, sodaß schließlich die Anleiheverhandlungen scheiterten.

Da sprang Deutschland in die Bresche, und nach kurzer Zeit war der Türkei die gewünschte Anleihe von dieser Seite garantiert.

Portugal hat in diesem Jahre eine schwere Krisis durchgemacht. König Manuel ist einer Revolution zum Opfer gefallen. Schon seit längerer Zeit hatten sich revolutionäre Strömungen bemerkbar gemacht, der König aber hatte diesen Sturmzeichen keine Beachtung geschenkt, bis das Unglück mit elementarer Gewalt über ihn hereinbrach, und er mit seiner Mutter und Großmutter außer Landes flüchten mußte. Daß

die Revolution von langer Hand seitens der Freimaurer und anderer kirchenfeindlicher Elemente vorbereitet war und daß das hauptsächlichste treibende Moment für die Umwälzung die Abneigung gegen die Klöster war, steht außer allem Zweifel. Zu bedauern bleibt nur, daß gegen unschuldige Geistliche und Ordensfrauen von Seiten der Aufrührer in geradezu unmenschlicher Weise vorgegangen wurde. Die neue republikanische Regierung machte denn auch nach französischem Muster sofort reinen Tisch. Der König mitsamt seinem ganzen Hause wurde für immer aus dem Lande verbannt, die Adelstitel wurden beseitigt, die Ordensleute vertrieben und ihre Güter vom Staat eingezogen. Doch bald machte sich eine heftige Strömung gegen die neuen Gewalthaber bemerkbar, weil sie ihre Versprechungen nicht innehielten, die sie dem Volke gegeben hatten, so daß man auf die weitere Entwicklung der Dinge in Portugal gespannt sein kann.



Der neue französische Marineminister Delcassé.

Wir machen unsere geehrten Leser auf das Inserat des Apothekers Josef Schneider in Reschitz (Süd-Ungarn) aufmerksam und empfehlen den Bezug der annonzierten Präparate von der genannten Firma, indem sich diese Artikel, welche in Handel gebracht werden, in der Tat nicht nur in Oesterreich-Ungarn, sondern auch auf dem ganzen Kontinent und selbst in England und Amerika des besten Rufes erfreuen. Jeder Landwirt kennt „Schneider's Kräutergeist“ und es gibt heute kaum einen Landwirt in Deutschland, in dessen Haus sich „Schneider's Kräutergeist“ nicht eingebürgert hätte. Die Firma Josef Schneider in Reschitz (Süd-Ungarn) versendet auf Verlangen ihren hübsch illustrierten Preis-katalog gratis und franko.

Prämiiert mit allerhöchsten Auszeichnungen u. A. der Königlich Sächsischen Staatsmedaille sind die Fabrikate der Bogtländischen Musikinstrumenten-fabrik **Hermann Dölling jr.**, in Marktneutirchen, deren Inserat die verehrten Leser im Inseratenteil finden. Daß demzufolge jeder Besteller in bester Weise zufrieden gestellt wird, bedarf hier keiner besonderen Erwähnung, bezeugen doch die Tausende freiwillig eingegangenen Dank- und Anerkennungs-schreiben, wie unübertroffen gut alle zum Versand gekommenen Instrumente sind.

Wir können deshalb bei vorkommendem Bedarf obenge-nannte Fabrik nicht genug empfehlen. Katalogsendung mit Vorzugsrabatt-schein erfolgt gratis und portofrei. Aber Zieh-harmonikas bitte Spezialkatalog zu verlangen.

Krampfadern, Hämorrhoiden, Flechten.

Zur Behandlung offener Krampfadern, Hämorrhoiden, sowie jeder wunden Stelle, Hautausschläge usw., leistet der „**St. Jakobsbalsom**“ (von Apotheker C. Trautmann, Basel) vorzügliche Dienste. Es ist kein Geheimmittel, sondern ein nach wissenschaftlichen Grundsätzen hergestelltes Erzeug-nis, zuverlässig in der Wirkung und unschädlich im Gebrauch und wird auch vielfach von Ärzten verordnet. Prospekte zu Diensten.

Humor und Laune, Gesang und Tanz, überall ist gute Musik willkommen, sei es im Konzert- oder Tanzlokal. Daß der weitaus größte Teil der im Gebrauch befindlichen Musikinstrumente aus Marktneutirchen bezogen wird, ist bereits so allgemein bekannt, daß kein Wort mehr darüber zu verlieren ist. Als eine der besten Bezugsquellen nennen wir Ihnen die Firma: Wilhelm Kruse, Marktneutirchen Nr. 575. Katalog wird unentgeltlich versandt.

Seit 100 Jahren werden in Klingenthal (Sach-s.) und Umgebung Musikinstru-mente aller Art verfertigt und nach allen Weltteilen ver- sandt. Diese Tatsache ist ein Beweis von der Vorzüglichkeit der Klingenthaler Fabrikate. Die Firma **Wolf & Comp.** in **Klingenthal** führt in ihrem neuen Hauptkatalog für 1910 „300 Sorten Ziehharmonikas“ und außerdem eine enorme Auswahl in allen übrigen Musikinstrumenten. Der genannten Firma gehen alljährlich Tausende Anerkennungen zu, welche das beste Zeugnis ablegen, daß gerade diese Firma nur in jeder Hinsicht vorzügliche Waren führt. Wer darum Bedarf hat in Zieh- und Mundharmonikas, Geigen, Zithern, Gitarren, Konzertinas, Bandonions u. c. d. der wende sich vertrauensvoll an Wolf und Comp., Klingenthal.

Influenza und Tuberkulose. Daß die Influenza, welche nunmehr schon seit mehr als einem Jahrzehnt ein ständiger Gast bei uns ist, durchaus nicht den harmlosen Charakter zeigt, den man ihr ursprünglich beigelegt hat, dürfte fast jeder erfahren haben, der von der Krankheit einmal befallen wurde. Vor allem gefährdet sind die Nach-krankheiten, welche auf Konto der Influenza gesetzt werden müssen und unter denen die Tuberkulose obenan steht. Die Influenza verschlimmert nicht nur eine bereits bestehende Lungen-schwindsucht, sondern trägt wahrscheinlich auch häufig zur Entstehung der Tuberkulose bei. Der Kampf gegen die Tuberkelbazillen muß deshalb bei Auftreten von Influenza ganz besonders nachdrücklich geführt werden. Unser Kalender enthält eine Anzeige der Stadt-Apothek in Götting, S.-A., mit einigen ärztlichen Gutachten, deren Beachtung bei Erkrankungen der Atmungsorgane sich empfiehlt.

Eine Million Harmonikas und Tausende und Aber-tausende andere Musikinstrumente werden alljährlich in Klingenthal und Umgebung verfertigt. Wer deshalb Bedarf in Zugharmonikas, Bandonions, Violinen, Zithern, Gitarren u. c. hat und selbe direkt vom Fabrikations-ort laufen will, dem ist dringend zu empfehlen, sich an die bekannte Firma Meinel u. Herold in Klingenthal i. S. zu wenden. Genannte Firma ist im Besitz von über 8000 notariell beglaubigter, freiwillig eingesandter Dank- und An-erkennungs-schreiben, welche ein sicherer Beweis sind, daß trotz der äußerst niedrigen Preise nur wirklich gebiegene und brauchbare Waren zum Versand kommen. Niemand veräume daher vor Ankauf eines Instruments den neuen Katalog mit vielen Abbildungen umsonst zu verlangen, derselbe wird an Jedermann portofrei versandt. Aufträge von 10 Mk. an führt diese Firma innerhalb Deutschlands portofrei aus.

Den besten Broterwerb bietet

die vielfach patentierte **Gloriosa-Strickmaschine** für alle Personen, die einen Erwerb oder Nebenverdienst im Hause suchen, besonders für alleinstehende Frauen oder Mädchen.

■ Täglicher Erwerb 3—5 Mk. ■
— Anlernen gratis. —
Katalog und Offerten gratis und franko.



Jos. Kopp,
Herbolzheim
i. BREISGAU.

+ Damenbart

und sonstiger unliebsame Haarwuchs kann einzig und allein nur durch mein sensationelles Verfahren, amerikanische Methode, radikal u. für immer durch Absterben der Wurzeln beseitigt werden. Deutsches Reichs-Patent Nr. 196 617. Prämiert Goldene Medaille Paris, Antwerpen 1908. Sofortige Wirkung durch einfache Selbst-anwendung. Besser als Elektrolyse! Unbedingter Erfolg u. Unschädlichkeit garantiert, sonst Geld zurück. Vor wertlosen Nachahmung, wird gewarnt, da meine Anzeigen häufig imitiert werden. Preis M. 5.— geg. Nachnahme. Nur echt durch den Patentinhaber und alleinigen Fabrikanten **Herm. Wagner, Köln 361,** Blumenthalstraße 99.

Schw (Suchto) Lauterburg 28/3 4/6 22/10 sämtl
 Jahr* Lemberg 19/2* 27/5* 2/9* 18/11* Kägel-
 heim 13/5 7/10 beide Jahr* Hertel Marfolsheim
 Am 2. Mittw. jed. Mon. * Schw (Suchto) Maurs-
 müster 1/9 Jahr* 8/9 Zwiebel Rolsheim 30/4
 Jahr* Rindö B. Neben 1. u. 3. Mont. im Monat
 Schw Müstig 24/9 Jahr* Schw Suchto Keweller
 7/5* 29/10* Bad Niederbrunn 16/7 Jahr* Ge-
 schirt 22/10 Jahr* Kraut Niederhaslach 23/6
 6/11 beide 2) Jahr* Niederrüben 12/8* Ober-
 brunn 21/5 26/11 beide Jahr* Lberuhheim 19/8
 Jahr* Rindö Schw Biegen Schaf Pfaffenhofen
 13/2 14/5 9/7 5/11 sämtl* Schw Reichshofen
 30/4 Jahr* Enten Gänge 8/10 24/12 beide
 Jahr* Rheinan 11/3 Jahr* 14/10 2/12 beide
 Jahr* Röschwoog 19/3 2/9 2/12 sämtl Jahr*
 Rösheim 19/3 10/9 beide Jahr* Suchto Schw Saal-
 tes 1. 3. u. 5. Montag im Monat * Rindö Schw
 Suchto Biegen Saarunion 29/4 5/8 2/12 sämtl
 Jahr* St. Blaise Jed. 2. u. 4. Mont. im Monat
 * Rindö Schw Suchto Schirmed Neben 1. Mittw.
 i Mon. B. Suchto Schw Schlettstadt Ende Mai o. Anf.
 Juni Rindö Zelz 4/3* 26/8* 13/11* Zieweller 27/5
 Jahr* Ströburg 11/3 Suchto Rindö B 10/8 26/12
 Schallbaum Schmid Epicho Konditoro Zuffenheim
 11/3 12/8 14/10 16/12 Jahr* Reiberdt Ost Zwiebel
 Sulz u. B 11/3 2/9 beide Suchto Schlacht 19. 3 5/6
 11/9 4/12 sämtl Jahr* Sundhausen Jed. 1. Mont.
 im Mon. Suchto Hertel Wassenheim 18/3 Jahr*
 23/8 Jahr* Rindö B Suchto Schlacht Weller 7/2
 27/3 15/5 14/8 30/10 4/12 sämtl Jahr* Rindö Schw
 Biegen Weisenburg 29/2 30/5 19/9 19/12 sämtl
 Jahr* Wörth a/E. 23/2 25/5 17/8 14/12 sämtl
 Jahr* Zabern 8/9(3) Jahr* 12/9 15/9 beide
 Zwiebel

Bestel Vorbringen.

Maringen 30/6(3)* 7/12(2)* Altdorf 10/1 24/1
 14/2 28/2 13/3 27/3 10/4 24/4 8/5 23/5 12/6 26/3
 10/7 24/7 14/8 28/8 11/9 25/9 9/10 23/10 13/11
 27/11 11/12 sämtl Hertel Wingen 26/2 24/5 beide
 Rindö Wisch 5/8* 14/5* 27/8* 29/10* Wischen
 5/2 11/3 6/5 8/7 2/9 11/11 sämtl Rindö B Schw
 6/8(3) R. Aufendorf 13/5* 14/9* Göttrich Salins
 11/1 25/1 8/2 22/2 14/3 28/3 2/4 25/4 9/5 23/5
 13/6 27/6 11/7 25/7 8/8 22/8 3/9 26/9 10/10
 24/10 14/11 28/11 12/12 27/12 sämtl Hertel 23/8
 (3)* Diedenhofen 15/1 19/2 18/3 15/4 20/5 17/8
 15/7 19/8 16/9 21/10 18/11 16/12 sämtl B Schw
 Horn Schaf Biegen Böde 14/9(14) R. Diene 23/7
 (3)* Hattenberg 22/1* 27/5* 23/9* Feutisch 1/4
 1/10 beide Suchto Hertel Forbach 13/2* 14/5*
 13/8* 12/11* Freisdorf 30/9* Schw Gorze 1/7
 Glen- u. Epicho Groß-Rohreure 8/4 5/5
 Hertel 15/9(3)* Gilderfich 26/7* Salingen
 30/4 27/8 beide Schw Hertel Ludw. Hilfrich 6/5
 Epicho Hattenhofen 7/10* Rindö Hertel Lemberg
 27/5* 1/10(2)* Neu 7/3 31/10 beide Rindö im Mai
 (14) R. Mardingingen Am 1. u. 3. Mittw. jed. Mon.
 Schw Müstler 9/5* 6/12* Pfalzburg 18/8(2)*
 Püttlingen 8/1 12/2 11/3 15/4 13/5 10/6 8/7
 12/8 9/9 14/10 11/11 9/12 sämtl Rindö B 11/1
 25/1 8/2 29/2 14/3 28/3 11/4 25/4 9/5 30/5 13/6
 27/6 11/7 25/7 8/8 29/8 12/9 26/9 10/10 31/10
 14/11 28/11 12/12 24/12 sämtl Schw Weidens-
 berg 1/7* Wähe Schw Rohrbach 24/6* 2/10*
 Saaralben 8/4* 3/6* 18/11* Saarburg 27/5(3)*
 1/9(3)* Saargemünd 3/1 7/2 6/3 10/4 1/5 5/6
 3/7 7/8 4/9 9/10 6/11 4/12 sämtl Rindö B 15/3*
 29/9* 10/12* St. Nignau (We. Gdn) 15/6*
 St. Wold 18/3* 25/8* St. Luitin 16/5* Eierd
 2/1 3/6 7/11 sämtl Hertel 9/4 9/9 beide(3)* Hertel
 Sic 25/7(2)* Jed. 1. Freitag im Monat Hertel
 Waldwiefe 14/3* 4/7*

Es tut mir leid, dass ich Ihre Firma nicht
 gelernt habe, da ich schon sehr viel Geld ge-
 spart hätte und trotzdem einen guten Tabak
 hätte rauchen können; denn der von Ihrer Firma
 bezogene Rauchtabak war sehr gut. Meine
 Freunde waren überrascht, dass man für so wenig
 Gold einen so guten Rauchtabak haben kann und
 dazu noch eine so elegante Tabakpfeife umsonst.
 Dies schreibt Herr P. Adam bei Neu bestellung
 einer Sendung Tabak an die bekannte Firma
Emil Köller in Bruchsal in Baden.

Feder Tabakraucher
 mache, bitte, einen Versuch.
 Die Bedienung dieser hochgeachteten
 Firma ist tadellos reell und gut.

Es kosten 9 Pfd. meines berühmten
Förstertabak frei g. Nachn 4 25 M.
 9 Pfd. meines berühmten
Pastorentabak fr. g. Nachn. 5 — M.
 9 Pfd. meines berühmten
Jagd-Kanaster fr. g. Nachn 6.50 M.
 9 Pfd meines berühmten
Holl. Kanaster fr. g. Nachn 7.50 M.
 9 Pfd meines berühmten
Frankfurt-Kanaster frei gegen
 Nachn. 10. — M.



Zu je 9 Pfund eine lange
 Pfeife, oder kurze, Holz- od.
 Porzellanpfeife gratis.
E. Köller, Bruchsal
 Fabrik Weltruf (Baden)

VON JEDERMANN SOFORT ZU SPIELEN!

Nur 6 Mark



25
 49 53 9.75
 6 67 12.—
 kostet eine feine Gitarreither 50 cm
 lang, 5 Akkorde, 41 Saiten: nach
 unterlegbaren Noten spielbar. Diefelbe
 Zither aber mit 6 Akkorden und
 49 Saiten kostet nur Mark 9.—
 Gitarre-Harfenithern mit Säule
 und Harfenkopf, wie Abbildung
 5 Akkorde, 41 Saiten, 55 cm lg. M. 8.75
 Gitarre-Harfenithern wie Ab-
 bildung mit verdrückten Akkorden
 5 Akkorde, 56 Saiten nur M. 11.—
 Verpackung wird nicht berechnet.

Meinel & Herold
 Musikinstrumentenfabrik
 KLINGENTHAL (Sachs) Nr. 851

Andere Musikwaren sehr billig.
 Garantie: Zurücknahme. Hauptkatalog an Jedermann frei.
 Aufträge v. 10 Mfr. an führen wir innerhalb Deutschland portofrei aus.

EOS Bilder-
 Beleuchtungs-
 Apparat
 D. R. G. M 432419
 ist die sensationellste
 Neuheit zur Belebung
 farbiger Bilder,
 Preis Mk. 3.50, 8.50, 16.—
 Durch Kunst- und Buchhandlungen
 u. bei Papeteriegeschäften zu be-
 ziehen. — Broschüre g. gratis.
 Vereinigte Kunstankalten H.-G.
 München 31.

Die verehrten Leser und Leserinnen werden
 gebeten, bei Einkäufen den Inseratenanhang des
 Kalenders fleissig zu benützen und sich bei Be-
 zug immer auf den „Vetter vom Rhein“ beziehen
 zu wollen.

Großmutter als Lebensretter.

Eine wahre Geschichte aus dem Leben. — Erzählt von J. Klein aus Zernya. Nachdruck verboten.



Der kleine Friß: Liebe Großmutter! Wieviel Flaschen Kräutergeist soll ich bestellen?

Großmutter: 4 Duzend bestelle, mein Kind, weil mir 3 Duzend Deinem Vater nach Amerika schickte; nur verfehlte die richtige Adresse nicht.

Meine lieben Kinder, Enkel und Freunde!

Der größte Schatz auf Erden ist die Gesundheit. Ohne Gesundheit ist das Leben keinen Heller wert. Nur der gesunde Mensch kann arbeiten und erwerben. Leider findet zumeist der Kranke nie die richtige Arznei gegen sein Leiden.

Auch ich war fünf Jahre hindurch krank und habe vergeblich allerei Arzneien versucht. Endlich las ich in einem Kalender von Josef Schneider's Kräutergeist, der allein nur in Reichiya erzeugt wird und den sie von dort in die ganze Welt — sogar nach Amerika — versenden. Na, dachte ich mir, dieses ausgezeichnete Mittel will auch ich probieren. Ich bestellte ein Duzend Flaschen Schneider's Kräutergeist zur Probe. Fünf bis sechs Jahre hindurch konnte ich weder gehen noch schlafen, derart plagte mich die Gicht und das Reißen in den Beinen. Nach sechs Tagen Einreibungen mit Schneider's Kräutergeist merkte ich schon die wohlthätige Einwirkung. Der Ruf dieses ausgezeichneten Mittels verbreitete sich rasch im ganzen Dorfe und im ganzen Kreise. Ich habe daher neuerdings bestellt.

Mein Nachbar Stefan, der an Hiken, Fieber und Schmerzen in Händen, Füßen und dem Rücken litt, eilte zu mir. Er wendet jetzt ebenfalls den Kräutergeist an und fühlt ebenfalls die Linderung.

Auch Better Johann kam aus der Meierei, um Kräutergeist zu verlangen, da seine Frau hustete und arges Seitenstechen hatte. Nun denkt Euch, meine Freunde, es half ebenfalls.

Gerade am Georgstage kam die Hebamme aus dem Nachbarorte zu mir und erzählte, daß sich ihr Kind fortwährend erbrechen, Krämpfe habe und unausgesetzt weine; sie wisse sich schon nimmer zu helfen. Das Kind hat schon eine ganze Apotheke eingenommen, auch die alten Weiber haben viel probiert, meistens vergeblich. Ich durchschaute schnell die Gebrauchsanweisung, die dem Kräutergeist beigegeben ist, um zu sehen, ob dieser dem Kinde nicht helfen könne. Zehn Tropfen Schneider's Kräutergeist in Milch genommen und der Bauch des Kindes eingerieben, lindert sofort. Ich gab daher der Frau eine Flasche Kräutergeist und sagte: Trösten Sie sich, mein Herz, was in dieser Beschreibung steht, ist reine Wahrheit. Eines aber merken Sie sich, wenn Sie echten Kräutergeist wollen, schreiben Sie deutlich:

Josef Schneider,

Apotheker

Resicza, Hauptgasse 371 (Südungarn).

Dieses Mittel ist sehr billig; auch Porto und Packung wird nicht berechnet.

Am Kirchweihfeste sprachen alle im großen Wirtshause von den Wirkungen des Schneider'schen Kräutergeistes. Dem einen Kind hat es bei Zittern geholfen, einem andern beim Fieber.

Kurz, es ist gut bei vielen Krankheiten, die plötzlich auftreten und durch dieses Mittel jedenfalls rasch gelindert werden.

Ich kann Euch sagen, meine guten Leute, dies ist ein vorzügliches Mittel, das bei vielen Krankheiten Linderung schafft. Wenn Ihr es echt bekommen wollt, schreibt genau folgende Adresse:

Josef Schneider, Apotheker, Resicza Nr. 371 (Südungarn).

Ich wünsche, daß es jedem Besteller so gut diene wie mir. Gott mit Euch!

Der **echte Schneider'sche Kräutergeist** (wohlriechender Kräutergeist) ist nur dann **echt**, wenn jede Flasche mit der **Kräutergeist-Schuhmarke** versehen ist.

Ein Duzend (12 Flaschen) oder 6 Doppelflaschen kosten samt Post Mk. 5.—; 24 Flaschen oder 12 Doppelflaschen Mk. 8.60; 36 Flaschen Mk. 12.40; 48 Flaschen Mk. 16.— franko per Nachnahme oder vorherige Einzahlung des Betrages.

Der das zweite Mal bestellt, bekommt nach jedem Duzend eine Flasche unentgeltlich.

Bestandteile: Mentholi, Olei, aetherei compos. aa 1.00, Spir. vini dil: 100.0.

Keine Geheimmittel! Bestandteile sind hier überall angegeben!

Millionen Menschen leiden an Bandwurm und Magen-Leiden.

Zum Trost und zur Hilfe für die leidende Menschheit,
welche an Bandwurm und Magenweh leidet.



Schutzmarke.

Bandwurm oder Kettenwurm samt Kopf

wird unter Garantie durch die **Granat-Kapseln*** schmerzlos in kurzer Zeit (binnen 6 Minuten) vollkommen abgetrieben. Allein echt zu haben beim

Apotheker Josef Schneider in Keszica, Hauptgasse 371 (Südungarn).

Für den schmerzlosen, raschen und sicheren Erfolg dieses ausgezeichneten Mittels wird garantiert. Schadet nicht, wenn Bandwurm auch nicht vorhanden ist. — Alter ist anzugeben. Gelegentlich geschüttelt. Eine Original-Schachtel samt genauer Gebrauchsanweisung kostet für das In- und Ausland **8 Mk.** per Postnachnahme oder vorherige Einfindung des obigen Betrages.

Die Symptome des Bandwurmes sind:

Blässe des Gesichts, matter Blick, blaue Augenringe, Abmagerung, Verschleimung, belegte Zunge, Verdauungs- und Appetitlosigkeit abwechselnd mit Heißhunger, Übelkeiten und gar Ohnmachten und Schwindel, namentlich bei nüchternem Magen, Aufsteigen eines Knäuels bis zum Halse, Speichelansammlung, Anschwellung des Leibes, Magensäuren, Sobrennen, häufiges Aufstoßen, Kolik, Kollern, wellenförmige Bewegungen, stehende Schmerzen und Stiche in den Gedärmen, Herzklopfen, Unregelmäßigkeiten bei Blutzirkulation, namentlich bei Frauen, öfterer unvermüdet eintretender Kopfschmerz, Hang zur Melancholie, Lebensüberdruß und Todeswünsche.

Allein echt zu haben bei **J. Schneider, Apoth., Keszica, Hauptgasse 371 (Südungarn).**

Viele Menschen wurden schon geheilt.

* Granat-Kapseln enthalten: 20 gr. Farnkraut-Extrakt, in 20 Teile geteilt, in Gelatine-Kapseln umhüllt.

Trunksucht

heilbar durch das in so zahlreichen Fällen mit glänzendem Erfolge angewandte „**Anbeten**“). Dieses Mittel, da es keinen Geschmack hat, kann dem Trunksüchtigen auch ohne dessen Wissen in jedem Getränk beigebracht werden.

1 Dose Mk. 4.40, 1 Doppeldose, bei hartnäckigem Leiden erforderlich, Mk. 8.80. Viele Unglückliche, die von dieser Leidenschaft behaftet waren, sind ihrer Familie und der Gesellschaft zurückgegeben worden, mit einem Worte, sehr viele Menschen sind geheilt worden von dieser schrecklich grausamen Krankheit. Zahlreiche Dankbriefe stehen zur Verfügung. Man hüte sich vor Nachahmungen und überhaupt dieses ausgezeichnete Mittel auf anderen Plätzen einzukaufen, da die alle nachgeahmt sind und keine Wirkung haben. Dies Mittel ist nur einzig und allein in der Apotheke **Josef Schneider in Keszica, Hauptgasse 371 (Südungarn)**, zu bekommen. In andern Apotheken bekommt man dieses Mittel nicht. Der Versand geschieht unter Geheimhaltung.

* Bestandteile: Tinct. Chinae compos (Chinatinktur, gemischt) 200 gr.



Schutzmarke.

Gegen Schwäche und jede Art Ausflüsse Schneider's Santal-Kapseln.

Ein vorzügliches Mittel, ohne Verursachung, für Männer und Frauen, frische und veraltete Harnröhrenflüsse, gewisse Schwäche, weißen und anderen Fluß, Blasenkatarrh, Kreuzweh, Nervenleiden, Gebärmutterleiden etc. (Diese Santal-Kapseln sind an Wirkung unübertrefflich.)

1 Schachtel kostet **5 Mark**, für altes hartnäckiges Leiden kostet eine große Schachtel **8 Mark** franko per Post. Man hüte sich vor Nachahmungen und Fälschungen.

Beim Einkauf werde man sich an Apotheker

Josef Schneider in Keszica 371 (Südungarn).

Bei Voreinsendung des Betrages franko.

Bestandteile: 20 gr. Santalöl, in 100 Teile geteilt, in Gelatine-Kapseln umhüllt.





Uhren, Goldwaren, Musikinstrumente

für

Jedermann!

Man erhält umsonst und portofrei unseren Katalog mit über 4000 Abbildungen von **Taschen- und Wand-Uhren, Weckern, Ketten, Schmucksachen aller Art, Photogr. Apparate, Geschenk-Artikel für den praktisch. Gebrauch und Luxus, Sprechmaschinen und Musikinstrumente.**

Wir liefern auf

Teilzahlung

Der Besteller bekommt die Ware, die er wünscht, und die Bezahlung geschieht in monatlichen Raten.

Wer einmal so gekauft hat, macht es wieder so. Siehe folgenden beglaubigten Bericht des öffentlich angestellten beeidigten Bücherrevisors und Sachverständigen D. Schönwandt in Berlin.

Beweis.

Aus den mir vorgelegten Aufstellungen der Firma Jonas & Co., G. m. b. H., zu Berlin, habe ich festgestellt, dass in einem einzigen Monat von alten Kunden, das sind solche, die schon früher von der Firma Ware bezogen, brieflich 11 209 (elftausendzweihundertneun) Nachbestellungen eingegangen sind.

In dieser Zahl sind nicht einbegriffen alle an Agenten u. Reisenden überschriebenen Aufträge. Berlin, den 2. Februar 1911.

gez. D. Schönwandt,
öffentlich angestellter beeidigter Bücherrevisor

**Viele tausende Anerkennungen.
Hunderttausende Kunden.**
Jährlicher Versand über 25 000 Uhren
Zusendung des Katalogs umsonst und portofrei.

Jonas & Co., Berlin B. 15.

Belle-Alliance-Strasse 3.

Vertragslieferant vieler Vereine. — Gegr. 1889.



Christbaum - Ständer mit Musik

erall angegeb
n an Band
ngen-Leiden
nde Menschheit
famit Ko
in ihrer Art
so haben kein
ge 371 (Südru
gegründeten
er ist ein
er Schenkung
der vorherige
sind: 
ung, Schenkung
namentlich bei einem
den, Magistrate
Schönwandt und
er, über wovon
sind.
gasse 37) 
Ausfüße
apseln.
Christbaum
1 (Eilbun

Von gutem Klange.

Eine Erzählung aus dem Dorfleben von Erich Freyer.

Wenn du, lieber Leser, in der Zeit, in der unsere Geschichte beginnt, den Erlenhofbauer gesehen hättest, wie man Thaddäus Menzel, den Besitzer des „Erlenhofes“, kurz nannte, so würdest du bemerkt haben, dass dem stattlichen Manne irgend etwas in die Quere gekommen sein musste, so mürrisch und finster schaute er drein. Der Erlenhofbauer war also unzufrieden, und das war merkwürdig genug, denn er war ohne allen Zweifel der reichste Mann im ganzen Dorfe. Sein Haus und Hof waren musterhaft imstande, die Scheunen gefüllt, in den Ställen hatte er das schönste Vieh, und seine Äcker erstreckten sich weit hinaus.

Es musste somit etwas besonderes sein, das seinen Ärger verursachte, und die Leute im Dorfe zerbrachen sich denn auch den Kopf darüber, ohne den wahren Grund zu finden, was ihnen einigen Kummer bereite, denn im Dorfe weiss nun einmal ein jeder gern alles, was den andern betrifft. Nun, am Ende werden sie es ja wohl doch herausgebracht haben, dir aber, freundlicher Leser, will ich schon jetzt verraten, was vorgegangen war.

Anna, die liebliche Tochter des Erlenhofbauern, die jetzt im 17. Lebensjahre stand, war in den schmucken Franz Brandes verliebt, dessen schmales Stück Acker hart an den Besitz ihres Vaters stiess, und Franz erwiderte ihre Liebe aus ganzem Herzen. Er stand allein auf der Welt, da sein Vater und seine Mutter früh verstorben waren, und so ernährte er sich, im Grunde recht kümmerlich, von dem Ertrage seines kleinen Ackers, der zu winzig war, um ihm einen erklecklichen Gewinn zu sichern. Und jetzt stelle man sich vor, was im Gerüthe des reichen Erlenhofbauern vorging, als er dahinter kam, dass seine Tochter, deren zukünftigem Ehemann einstmal sein ganzer Besitz zufallen würde, denn sie war sein einziges Kind, sich in den armen Schlucker von Franz verknüpft hatte, der es ja doch nie zu etwas würde bringen können.

„Meine Tochter darf nur einen der reichsten im Dorfe heiraten“, so hatte er oftmals gesprochen, „denn mein Besitz, der seit undenklichen Zeiten in den Händen der Menzels gewesen ist, soll wieder an jemanden fallen, dessen Name von gutem Klange ist“.



So stand es denn schlimm um die Aussichten, die sich Franz und Anna darboten, denn, solange Franz seinen Besitz nicht vergrössern konnte, schien alle Mühe, die er sich gab, um vorwärts zu kommen,

vergeblich. Doch wenn sich der Mensch seiner Kraft und seines gesunden Verstandes bewusst ist, braucht er den Mut nie sinken zu lassen. „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg“, sagt das Sprichwort, und oftmals wirkt ein günstiger Zufall mit, um dem Menschen den richtigen Weg zu weisen. So auch hier!

Kam da eines Morgens in aller Frühe der Erlenhofbauer in höchst eigener Person zu Franz herausgegangen, der gerade auf dem Felde beschäftigt war, und, nachdem sie, wie das so üblich ist, über die Witterung und die Ernteaussichten ein paar Worte gewechselt hatten, hub der Erlenhofbauer also an:

„Weisst Du, Franz, du kannst da ein gutes Geschäft machen, wenn du, halt, deinen Vorteil zu ergreifen verstehst“.

„Will ich schon tun“, entgegnete Franz, „nachdem sein erstes Erstaunen über die Rede des Erlenhofbauern, der weit und breit als gewiegter Geschäftsmann galt, vorüber war, so lasst nur hören!“

„Ich habe da“, fuhr dieser fort, etliche Meilen von unserem Dorfe entfernt, von einem Verwandten Haus, Hof und ein Stück Land geerbt, das wohl dreimal so gross als das deine ist. Nun habe ich mir aber in den Kopf gesetzt, deinen Acker, der so dicht an mein Gebiet stösst, hinzuzunehmen, und so biete ich dir denn den Tausch an!“

Franz wusste nicht wie ihm geschah, und war ausser sich vor Freude. Dann dachte er aber auch gleich, dass bei diesem Angebot vielleicht etwas nicht ganz in in Ordnung wäre. Gleichviel, er sagte dem Erlenhofbauer zu, dass er sich das Land, von welchem dieser sprach, einmal ansehen wolle.

So fuhren sie denn schon an einem der nächsten Tage zusammen hinaus, und wirklich hatte der Erlenhofbauer nicht zu viel gesagt, als er gemeint hatte, dass das Land dreimal so gross als der bisherige Besitz von Franz sei. Und, wenn auch der Boden arg vernachlässigt war und Haus und Hof in recht verfallenem Zustande, so vertraute Franz doch seinem eigenen Fleiss und seiner Ausdauer und willigte in den Tausch ein, zumal ihm der Erlenhofbauer noch Geld vorstrecken wollte, damit er die ersten notwendigen Ausgaben bestreiten könne.

Der Kauf war somit zustande gekommen, und der Erlenhofbauer schaute nun wieder froh drein, piff vor sich hin und schnalzte, wie das so seine Art war, ein paar mal mit den Fingerspitzen.

Das „Geschäft“ hatte er nämlich gemacht. Für ihn war ja Franzens Stück Land viel mehr wert als der Acker, den er dafür in Tausch gegeben hatte, denn er konnte damit seinen Besitz abrunden, während jenes Land, wenn auch umfangreicher, doch arm und dürrig war, und er wusste recht wohl, dass bisher noch nie etwas rechtes darauf gewachsen war. Vor allem aber war Franz aus Annas Nähe entfernt und ganz in seinen Händen, da Franz ihm ja noch obendrein Geld schuldete.

Jetzt aber ging er darauf aus, für Anna selbst einen Bräutigam auszusuchen, und dazu hatte er Karl Gorstens ausersehen, dessen väterlicher Besitz dem seinen nur um wenig nachstand. „Gorstens sind reiche Leute“, hatte er gemeint, „ihr Name hat guten Klang, ihm soll daher nach meinem Tode der „Erlenhof“ zufallen“. Anna aber weigerte sich, dem Karl ihr Jawort zu geben, denn Karl war grosssprecherisch und dabei faul, und sie hatte Franz, den sie nun nur noch recht selten sehen konnte, unverbrüchliche Treue geschworen.

Der arme Franz! Es war ihm jetzt auch klar geworden, dass ihn der Erlenhofbauer bei dem Tausche reingelegt hatte. Alle Mühe und alle Arbeit waren vergeblich, auf dem neuen Acker wollte nichts ordentlich gedeihen, und da ihn noch dazu die Schulden, die er gemacht hatte, drückten, war er recht übel dran. Aber trotzdem liess Franz den Mut nicht sinken und hielt seine Augen offen für alles, was ihm nützen könnte.

Als er nun eines Abends nach getaner Arbeit in einem Kalender las, den er sich für billiges Geld gekauft hatte, fand er hier die Mitteilung, dass es in der Stadt ein Büro gäbe, von dem man kostenlos jede gewünschte Auskunft bekäme, wie man seinen Acker verbessern könnte. Schnell setzte er sich hin und schrieb an die angegebene Adresse, und er erhielt wirklich eine genaue Anleitung, was er zu tun hätte, damit seine Ernten besser würden.

Da fasste er dann wieder neue Hoffnung, und er bat Anna, treu zu ihm zu stehen, bis er dahin gelangt wäre, um sie werben zu können. Und Anna lehnte standhaft alle weiteren Anträge des Karl Gorstens, der inzwischen den Hof seines Vaters übernommen hatte, ab, obwohl der alte Erlenhofbauer hierüber gar sehr in Zorn geriet.

Franz aber hatte von nun an reichen Erfolg. Auf seinem Acker hatte vorher nichts gedeihen können, weil der Acker verarmt war. Die Ernten hatten dem Boden mit der Zeit alle Nährstoffe entzogen, die die Pflanzen zu ihrem Gedeihen nötig haben, und die geringen Mengen Stalldünger, die er aufs Feld bringen konnte, reichten bei weitem nicht aus, um die verloren gegangenen Nährstoffe zu ersetzen. Da hatte ihn denn der Brief, den er von dem Büro in der Stadt empfangen hatte, belehrt, dass er durch künstlichen Dünger dem Boden die fehlenden Nährstoffe wieder zuführen könne, und so hatte er denn Kali, dann auch Phosphorsäure und Stickstoff in genügender Menge ausgestreut. Der Erfolg war über alles Erwarten günstig, denn die Ernten vergrösserten sich von Mal zu Mal in ganz beträchtlicher Weise, und der Gewinn, den Franz durch diese rationelle Düngung erzielte, wuchs zusehends. Bald konnte er denn auch seine Schulden abzahlen und sich sogar noch neues Land zu dem seinen hinzukaufen.

Aber auch der Erlenhofbauer war inzwischen um eine Erfahrung reicher geworden. Karl Gorstens hatte übel mit dem väterlichen Erbe gewirtschaftet, und, obwohl er es erst wenige Jahre verwaltete, stack es über und über in Schulden. Da sah denn der Erlenhofbauer ein, dass es beim Menschen nicht auf die Grösse des Besitzes, sondern vor allem darauf ankäme, was er leistet, und mit Schrecken malte er sich aus, wie Karl Gorstens, falls dieser seine Tochter zur Frau bekommen hätte, wohl nach seinem Tode auch seinen Besitz zugrunde gerichtet hätte. Wer aber war geeigneter, das Vorrecht des Erlenhofes, als der schönste und reichste Bauernhof im weiten Umkreise zu gelten, aufrecht

zu erhalten, wenn nicht Franz Brandes, dessen Name nicht durch den Reichtum seiner Vorfahren sondern durch eigene Arbeit und eingenen Erfolg weit und breit von bestem Klange war.

Was nun aus Franz und Anna geworden ist, soll ich dir noch mitteilen, lieber Leser? Nun, sie wurden das glücklichste Paar, das man sich vorstellen kann. Der alte Erlenhofbauer hatte schliesslich doch freudig seine Zustimmung zur Heirat erteilt, und heute ist der Name Brandes dem der Menzels auf dem Erlenhof gefolgt, und die muntere Kinderschar, deren Lachen den weiten Hof erfüllt, bürgt dafür, dass er sobald nicht wieder erlöschen wird. Hoffen wir, dass er immer den guten Klang bewahren möge.

Glaube aber nun nicht, lieber Leser, dass das, was oben erzählt ist, nur erfunden ist, und dass es ein solches Büro, das kostenlose Ratschläge erteilt, wie man seinen Boden verbessern könne, nicht gäbe. Ganz im Gegenteil! In unserem lieben Vaterlande gibt es eine ganze Anzahl von solchen Büros, und nicht nur Franz, sondern auch viele, viele andere haben sich bei Ihnen Belohnung geholt, und sind durch die Befolgung der Ratschläge, die sie empfangen haben, zu Wohlstand und Ansehen gelangt. Und zweifelst du noch, so versuche es doch einmal selbst und schreibe, falls du wissen willst, ob du deinen Boden auch in irgend einer Weise verbessern kannst, an folgende Adresse: Landwirtschaftliche Auskunftsstelle des Kalisyndikats G. m. b. H., Stuttgart, Olgastr. 39 a und wir wollen doch einmal sehen, ob nicht auch du wertvolle und nützliche Ratschläge erhalten wirst.

Kühnert's Berliner Universal-Blutreinigungstee.

Altbewährtes Mittel bei Blutandrang, Kopfschmerz, Appetitlosigkeit, Verstopfung, Hämorrhoidalleiden, Ausschlag, Ohnmachten, Herzklopfen usw.
Vorrätig in Paketen (rosa Papier) à 25 Pfg., 50 Pf. u. 1 Mk. in den meisten Apotheken.

Ständige Niederlage:

Stuttgart: Schwaben-Apotheke, Markstr.

Wo nicht zu haben, wende man sich direkt an die

Haupt-Niederlage:

Kühnert & Co., Berlin S. 42,

:: :: Ritterstrasse 90. :: ::

Zur gefälligen Beachtung!



Da es schon vorgekommen ist, dass unser Universaltee nachgeahmt wurde, achte man genau auf beigefügte Fabrikmarke, die beim Kaiserl. Patentamt Nr. 4580 u. 110 749, sowie beim Königl. Amtsgericht Berlin I unterm 20. Mai 1893 gerichtlich geschützt u. auf jedem Paket angebracht ist.

Bestandteile: Fol Sannaë, Alex, Sem. Coriandri, Manna, Acid tartaric.

Täglich Eingang von Anerkennungsschreiben.

75 Couplets



Parodien, Solo-Szenen, Vorträge, Theaterstücke, witzig, Repertoire, erstklassige, moderne Auswahl, f. Familien- u. Herrensabende, 30 SeitenNoten, durchschlagender Erfolg selbst für Talentelose, nur Mk. 1.40 frk. (Nachh. Nr. 1.60). Billigste Bezugssuche für Vorträge usw., Schminke, Rajen, Bürste, Perücken, Kopfbekleidungen, Costüme und Decorat.-Gegenstände, Scherz- und u. Reiz-Artikel.

Anton Lindner, München, B. N.
Häberlstrasse 11.

Spezialgeschäft für gefällige Unterhaltung.

Anmerkung: Ich rate jedem Leser in seinem eigenen Interesse, sofort das Buch kommen zu lassen, denn arrangieren und vortragen muß jeder einmal. Kein anderes Buch bietet aber ein so ausserordentliches, leichtes und billiges Material.

Reparaturen an allen Instrumenten, auch wenn nicht bei mir gekauft, gut und billigst.

Kauft Musikinstrumente von der Fabrik Hermann Dölling jr. Markneukirchen i. S. No. 161. Kataloge gratis und franko. Über Ziehharmonika Extra-Katalog.

Viele Tausende freiwillig eingegangene Anerkennungen schreiben.

Prämiert mit der „Königlich Sächsischen Staatsmedaille“.

Taufende Raudier empfehlen

meine garantiert ungeschwefelten und aromatischen leichteren TABAKE

gegen Nachnahme portofrei.

Zu jeder Sendung gebe nebenstehende Pfeife od. kurze, halblange od. lange je nach Wunsch gratis!

9 Pfd. Förster-Tabak	m. Pfeife M.	4.80
9 " Pastoren-Tabak	" "	4.95
9 " Florida Tabak	" "	6.50
9 " Holl. Kanaster	" "	7.50
9 " Varinas-Kanast.	" "	10.-
9 " Varinas Misch. I	" "	12.50
9 " " " II	" "	15.80
9 " " " III	" "	18.-

Zusammenstellung verschiedener Sorten oder Umtausch gestattet!

Preisliste über Zigaretten franko zu Diensten

J. P. Rumpf,

Heidelberg 280 (Baden).

Ein Hochgenuss ist mein Feinschnitt.

Feinster Förster-Feinschnitt-Mischung	Pfund	Mk.	— 80
" Holländer	"	"	1.-
" Shag-Tabak	"	"	1.20
" Varinas-Feinschnitt	"	"	1.40
" Tee-Tabak	à	Pfund	1.60
" Pastoren-Feinschnitt	"	"	1.80
" Goldshag	"	"	2.-
" Engl. Shag	"	"	2.50

6 Pfund Feinschnitt auch in verschiedenen Sorten liefere ich gegen Nachnahme franko und füge eine hübsche Soliede oder gerade gebogene Mutzpfeife oder einen Tabakbeutel gratis bei.



FREI ES KOSTET GAR NICHTS.



Jeder darum Ansuchende erhält gratis eine Schachtel eines sichern Heilmittels gegen Rheumatismus und Gicht.



Mit Rheumatismus und Gicht verschnürt

Ich litt jahrelang an **Rheumatismus** und Gicht, und keine Arznei gab mir die geringste Erleichterung: die Aerzte gaben meine Heilung auf, da gelang es mir plötzlich eine Mischung von 5 ganz harmlosen Ingredienzen zusammenzustellen, und dieses Mittel heilte mich in kürzester Zeit. Ich versuchte diese Arznei nachher an Bekannten und Nachbarn welche an **Rheumatismus** litten, auch an Hospital Patienten, mit solch wundervoll erstaunlich günstigen Resultaten, dass selbst hervorragende Doktoren zugeben mussten, dass mein Mittel ein positiv erfolgreiches sei.

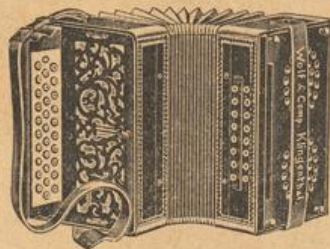
Seitdem habe ich damit Hunderte von ganz hilflosen Personen, welche weder ohne Hilfe essen, noch sich selbst ankleiden konnten, geheilt und zwar solche im Alter von 60 zu 75 Jahren, welche manchmal über 30 Jahre diesem Leiden unterworfen waren. Ich bin des Erfolges so sicher, dass ich mich entschlossen habe, mehrere hunderte von Schachteln **frei** zu verteilen, damit andere armselige Leidende auch davon Vorzeil erzielen mögen. Es ist dies ein wunderbares Mittel und unterliegt es keinem Zweifel, dass Kranke, welche selbst von Doktoren und Hospitalern als unheilbar erklärt, vollständig wieder hergestellt wurden.

Merken Sie sich, ich verlange keine Bezahlung, sondern fordere Sie nur auf, mir Ihren Namen und Ihre Adresse zuzusenden, mit dem Verlangen nach einer **freien Probeschachtel**. Wenn Sie dann mehr bedürfen, ist der Preis ein äusserst mässiger. Meine Absicht ist es nicht, aus meiner Erfindung ein enormes Vermögen zu ermassen, sondern elend Leidende zu heilen. Wenden Sie sich per Weit-Post-Karte an: **John A. Smith 263, Bangor House, Shoe Lane, London, England.**

NB. Freundschaftsgruss an alle schon durch mein Mittel Geheilte und alte Freunde dieser Provinz, welche obige Annonce bemerken.

◆◆◆ 300 Sorten Harmonikas! ◆◆◆
Rabatt-Bestellkar. — Direkter vorteilhafter Bezug aus der Fabrik.

Centrum d. Harmonikafabrikanten mit über 7000 Arbeitern. Eigene Postabfertigung in der Fabrik



Garantie: Zurücknahme, Geld retour. Zahlreiche, amt. beglaubigte Anerkennungen. Verpackung und Selbstlernen schne unsonst.

Wolf & Comp., Harmonika-Fabrik, Klingenthal Sa. Nr. 122.
In Bandonions, Konzertinas, Mundharmonikas, Ocarinas, Geigen, Gitarren, Mandolinen, Zittern, Blasinstrumenten, Grammophons und anderen Musikwerken grosse Auswahl. — Solide Preise.
Grosser Prachtkatalog an jedermann umsonst.

Das Dorf in der Simmelsonne

Sonntagsbüchlein für schlichte Leute von Heinrich Mohr
Geb. in Leimn. M. 2.—

— — — Sechsen erschienen. — — —

Ein prächtiges, religiös gestimmtes Volksbuch, so recht geeignet als Sonntagslesung für schlichte Leute in Dorf und Stadt. In der Anschaulichkeit der Sprache und in der engvertrauten Kenntnis der Gedankenwelt des Volkes erinnert H. Mohr an die großen religiösen Volkschriftsteller Alban Stolz, K. Krümmel etc. — Von demselben Verfasser:

Der Narrenbaum.

Deutsche Schwänke. — — — Geb. Mark 2.50.

Allen Freunden wahren Humors zu empfehlen; auch für die heranwachsende Jugend geeignet.

Verlag von Herder zu Freiburg im Breisgau.

Zu beziehen durch die:

Literarische Anstalt, Freiburg i. Breisgau.

Stoffe

:: :: Direkter Bezug :: ::

vorzüglicher Qualitäten, grosse Partien enorm billig jeder Vergleich überrascht! Aus tausendfacher Auswahl beispielsweise: 3 Meter Triumph-Bukskin für 5 M. 85 Pf., 3 Meter glatten Cheviot, blau od. schwarz, für 7 M. 50 Pf., 3 Mtr. Mode-Kamagarn für 14 M. 25 Pf., 3 Mtr. Fantasie-Cheviot, engl. gemustert, für 17 M. 80 Pf., 2,20 Mtr. Manchester-Samt-Hose f. 3 M. 75 Pf., 2 1/2 Mtr. Blusen-Zephir f. 1 M. 30 Pf., 7 Mtr. Kleider-Leinen f. 4 M., 6 Mtr. Damentuch f. 3 M. 60 Pf., 6 Mtr. Damen-Loden für 4 M. 20 Pf., 6 Mtr. Damen-Cheviot f. 6 M. 60 Pf., 6 Mtr. Kostüm-Neuheit f. 13 M. 80 Pf. 20 Mtr. fein weiss Hemdentuch f. 6 M. 90 Pf., 1 Dtdz. leinene Taschentücher f. 3 M. 80 Pf., 1 Fenster (2 Schals) Tüllgardinen für 3 Mk. 50 Pfg.

Reste

ausreichend für kompl. Herrenanzüge, Paletots u. Hosen, Damenkostüme, Blusen, Kleiderröcke etc. **bedeutend unter Preis.**

Man verlange postfreie Zuwendung der Muster ohne Kaufzwang!

Tuch-Ausstellung Wimpfheimer & Cie. Augsburg 82.

Ein Naturmittel gegen Schwindsucht und chronische Lungenkatarrhe.

Auf dem medizinischen Kongress konstatierte Prof. v. Zenker, daß in Deutschland dauernd an 1 200 000 Menschen schwindsüchtig sind, und von diesen jährlich ca. 180 000 jener fürchterlichen Krankheit erliegen. Als Erreger der Lungenerkrankung sind die Tuberkelbazillen erkannt worden, die fast jeder Mensch mit dem Straßenstaub täglich einatmet. Da aber glücklicherweise nicht jeder von der Tuberkulose befallen wird, so geht daraus unwiderleglich hervor, daß der menschliche Körper an sich die Fähigkeit besitzt, die Bazillen unschädlich zu machen. Da, wo die Luftröhre sich in viele feine Ästchen teilt, die in die Lungen führen, liegen zwei Drüsen, die Bronchia- oder Lungen-drüsen, über deren Zweck die Wissenschaft lange im unklaren war; jetzt weiß man aber, daß sie einen ganz besonderen Saft zur Verflüchtung der Bazillen erzeugen und nur, wo die Drüsen durch Erkältung, Staub oder andere Einflüsse nicht funktionieren tritt Erkrankung ein. Wenn nun diese Drüsen bei den Säugtieren dieselbe Aufgabe haben wie beim Menschen, versuchte man durch Zuführung der präparierten Drüsen von gesunden Tieren die Natur in ihrem Kampfe gegen die Krankheit zu unterstützen, welche Theorie sich durch praktische Versuche von Hunderten von Ärzten, die sich ganz begeistert über das neue Mittel ausgesprochen, glänzend bewährt hat. Das Mittel wird aus den Bronchiadrüsen von Schafen, die fast nie tuberkulös erkranken, hergestellt. Es ist also nichts Giftiges und Chemisch-Erkünsteltes, sondern das, womit sich die Natur selbst hilft und weder dem Magen noch dem Körper schadet. Tausenden hat es schon Vinderung und Heilung verschafft und überraschende Erfolge gezeigt, wo alle anderen Mittel verlagten; so berichten u. a.:

Herr Dr. Roth, W. Die Erfolge, die ich mit Ihrem Präparat erzielte, sind ausgezeichnet und kann ich auf Grund mehrjähriger Erfahrungen mit demselben es allen Lungenleidenden auf d. Warmste empfehlen.

Herr Dr. Kränzel, W. Ich verordne in meiner sehr ausgedehnten Praxis seit etwa 6 Jahren Ihr Mittel außerordentlich häufig bei chronischen Erkrankungen der Atmungsorgane und habe in der großen Mehrzahl der Fälle ausgezeichnete Erfolge zu verzeichnen.

Herr Dr. Kemmer, O. Das Mittel ist so ausgezeichnet, daß ich mich veranlaßt sehe, es häufig zu verschreiben und auch in meiner Familie anzuwenden.

Herr Dr. Habermann, R. schreibt: Ich habe mich durch Anwendung Ihres Mittels bei den in den verschiedensten Stadien der Tuberkulose befindlichen Patienten davon überzeugt, daß dasselbe die bisherigen gegen Tuberkulose gebräuchlichen inneren Mittel an Wirksamkeit bedeutend übertrifft.

Herr Dr. Feldberg, P. Ihr Mittel ist das beste und beinahe einzige Mittel gegen Lungenkrankheiten, welches wirklich die Krankheit unterbricht und zur Heilung bringt.

Herr Dr. Braun, P. Ihr Mittel habe ich geg. hartnäckige

Zusammensetzung: Extrakt aus Bronchiadrüsen mit Milchzucker vermischt. Dosis: 3 mal täglich 1 Tablette, bis zu je 5mal 5 Tabletten steigend. Preis, für eine Person 8-14 Tage langend, Mk. 4.50.

Bezugsquelle:

Stadtapotheke in Göfznitz S.-A.

welche auch ausführliche Broschüre über diese Heilmethode mit Berichten von Ärzten und geheilten Kranken gratis und franco versendet.

Schnurrbart! Streng reell!



Cavalier unterstützt den Bart- und Haarwuchs mit wunderbarem Erfolg! Wenn Sie über Herarausfall, Schuppen, vorzeitiges Ergrauen des Haares usw. zu klagen haben oder wenn Schnurrbart oder Haar nicht genügend wachsen, so werden Sie mit meiner Methode in kürzester Zeit die verblüffendsten Erfolge erzielen. Die Wirkung ist sachmännisch begutachtet und durch Hunderte der glänzendsten Dankschreiben, die alle in Original eingesehen werden können, bewiesen.

Kürzlich erhielt ich noch folgende Schreiben:

Ich kann nicht umhin, Ihnen mitzuteilen, dass ich nach Gebrauch einer halben Dose Cavalier, die mir mein Schwager überlassen hatte, einen kompletten Schnurrbart erhalten habe. Auch mein Schwager hat einen grossartigen Erfolg erzielt.

N. Sch., Bottrop.

Teile Ihnen mit, dass ich nach Gebrauch Ihres Cavalier einen s. heidigen Schnurrbart bekommen haben. Meine Kollegen haben mich ganz bewundert, als sie mich nach 8 Tagen sahen.

A. G., Augsburg.

Wie Sie wohl wissen, schickten Sie mir vor 14 Tagen eine Dose Ihres Cavalier. Sage Ihnen hiermit besten Dank. Denn heute schon habe ich einen Schnurrbart, ist kaum zu glauben.

F. K., Berlin.

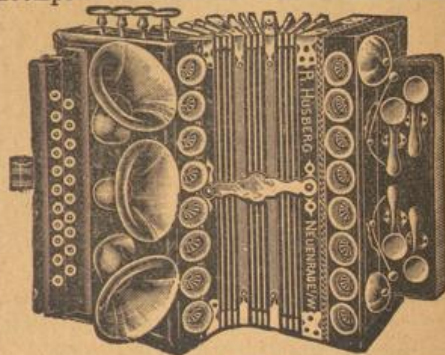
Garantie: Bei Nichterfolg Betrag zurück!

Preis: Stärke I 2 Mk., Stärke II 3 Mk., Stärke III 6 Mk. Versand nur gegen Nachnahme oder Vorauszahlung (Porto extra) einzig und allein durch

Heinr. Küppers Nachf., Köln a. Rh. SW. 727.

LETZTE NEUHEIT

Trompeten-Schallhörner- u. Zitter-Harmonika!



mit Tremolo Apparat, wodurch man die Musik zum Zittern (Tremolieren) bringen kann, ähnlich wie bei einer italienischen Drehorgel, mit 21 Tasten, 4 Doppelpässen, 2x2 chörig, 110 Stimmen, 3 Registern und 2 Reihen brillanter Trompeten wie Abbildung nur Mk. 7.90. Mit 3 grossen Trompeten-Schallhörnern, welche die Musik bedeutend verstärken, genau wie Abbildung zeigt, nur Mk. 1.50 mehr. Versand per Nachnahme, Porto und Verpackung Mk. 0.80. — Katalog gratis. — Umtausch oder Geld zurück.

Man bestelle nur bei der bekannten Firma von

Robert Husberg,
Neuenrade Westf. Nr. 318.

Wozu ein Bruchband tragen?

Lassen Sie sich sagen, wie Sie ohne Bruchband gehen können.
Kostenlos.

Alle die wichtigen Entdeckungen, die mit der Heilkunst im Zusammenhang stehen, sind nicht von Ärzten gemacht worden. Es gibt Ausnahmen, eine solche wurde von einem scharfsinnigen und geschickten alten See-Kapitän — Kapitän Collings gemacht. Nachdem er selbst jahrelang an einem doppelten Bruche gelitten hatte, den die Ärzte als unheilbar erklärten, gab er sich nicht der Verzweiflung hin, sondern entschloß, alle seine Zeit und Energie darauf zu verwenden, selber ein Heilmittel zu erfinden, nachdem er, allerhand Untersuchungen zc., angestellt hatte, wurde er selber ein Bruch-Spezialist, wie es einen zweiten nicht gibt. Er fand gerade das, was er suchte. Er heilte nicht nur allein sich, sondern seine Erfindung wurde an verschiedenartigen Brüchen immer u. immer wieder ausprobiert, jedesmal mit dem gleichen Ergebnis, daß ein jeder dadurch Heilung fand. Wahrscheinlich haben sie selbst schon von dieser wunderbaren Heilung gehört oder gelesen, wenn nicht, so werden Sie gewiß froh sein zu erfahren, daß Kapitän Collings bereit ist, jedem Leser des „Vetters vom Rhein“, der mit einem Bruche befaßt ist, über seine wunderbare Erfindung ausführlichen Aufschluß zu geben, kostenlos, sodasß ein jeder geheilt werden kann, wie schon Hunderte geheilt worden sind.



Heilen Sie Ihren Bruch und Verbrennen Sie das Bruchband

Die Art dieses wunderbaren Mittels ist so einfach, daß die Behandlung ohne Schmerzen oder Unannehmlichkeiten zu verursachen, durchgeführt werden kann. Die gewöhnliche Lebensbeschäftigung kann ausgeübt werden, während das Mittel wirkt. Wenn wir sagen, es heilt, so verstehen wir darunter wirklich was wir sagen, „Heilung“, sodasß das Bruchband nicht länger notwendig ist und das Risiko einer Operation vollständig beseitigt wird, denn der gebrochene Teil wird dadurch gesund und stark, wie je zuvor. Untenstehenden Coupon wollen Sie ausfüllen, worauf wir Ihnen alles kostenlos zusenden werden. **Kostenlos.**

Kostenloser Probe-Coupon.

Capt. W. A. Collings & Sons, (Box 585)
32 & 34, Theobald's Road, London W.C., England.

Geehrte Herren: Senden Sie mir kostenlos Anleitung und Probe, damit ich meinen Bruch heilen kann.

Name

Adresse

Sie werfen Geld zum Fenster heraus



wenn Sie nicht direkt kaufen und haben Sie trotz billiger Preise für Porto und Nachnahme nichts zu zahlen.

Aus meiner großen Auswahl empfehle ich und sende

Muster portofrei an Jedermann, ohne Kaufverpflichtung:

Serrenstoffe.

Für M. 4 20: 3 Meter schweren Zwirnbusch zum Anzug, sehr preiswerte Qualität.

Für M. 5 25: 3 Meter deutschen Cheviot zum Anzug in blau, grau, grün und schwarz.

Für M. 8, 25: 3 Meter Modestrotz, feinen Anzug elegant gemustert u. einfarbig (alle Farb.)

Für M. 11, 25: 3 Meter Samt zum Hochzeits-Anzug (schwarz und farblich).

Für M. 13, 50: 3 Meter einfarbiges Wollstoff-Anzugstoff (neueste vornehmste bildhübsche Muster.)

Damenstoffe.

Für M. 2, 25: 2,50 Meter hochfeine wollene Hüten-Webst. entwürfene Muster und Farben.

Für M. 5, 10: 6 Meter Zwirnbeleg, äußerst haltbarer, wasser- und schweißfest, praktischer Kleid.

Für M. 5, 70: 6 Meter schwarzer wollenen Kleiderstoff für ein Konfirmations- u. od. Trauerkleid.

Für M. 7, 50: 6 Meter einfarbigen wollenen Kleiderstoff in allen Farben.

Für M. 11, 70: 6 Meter Koffm. Stoffe in Wolle, hochpariet. prächtige Muster.

Baumwollwaren und Aussteuerartikel.

Bembentuch, Bettzeug, Bettbarchent, Bembentafel, Schürzenstoffe, Bekapfke, Damaste, Handtücher usw.

Bettfedern und Datteln. Gardinen, weiß und creme.

Ferner offeriere: Tricotwäsche, Schlafdecken, Steppdecken, Bierdecken, Strickwolle, Betttücher, Arbeitshemden zc. äußerst billig in großer Auswahl. — Verlangen Sie hierüber illustrierte Preisliste.

Große Vorteile durch direkten Bezug. Nichtgefallendes wird umgetauscht od. Betrag zurückgezahlt.

Carl Sommer junior, Leipziger Tuchversand, LEIPZIG 184

MEINEL & HEROLD

Harmonikafabrik :: Musikwaren-Versandhaus
Klingenthal (Sachsen) Nr. 351.

Wir versenden direkt an die Spieler uns. vorzögl. Harmonikas mit Stahlfederung, besten Stimmen und besten stark. Bälgen mit Metall-Schutzdecken usw.



Konzert-Zugharmonikas:
10 Tast. 2chör. 50 Stimm. M. 4.50
10 " 3 " 70 " " 6.—
10 " 4 " 90 " " 7.25
10 " 6 " 130 " " 15.—
21 " 2 " 108 " " 11.—
21 " 4 " 108 " " 17.25
21 " 6 " 108 " " 24.50



Wiener Harmonikas:
10 Tast. 2chör. 4 Bässe M. 12.—
21 " 2 " 4 " " 15.—
21 " 2 " 6 " " 16.—
21 " 2 " 8 " " 17.25
21 " 3 " 8 " " 22.—
31 " 2 " 12 " " 33.—
34 " 3 " 16 " " 78.—

Verpackung und Selbsterlernschule zu jeder Harmonika umsonst.

Grossartige Auswahl!

2, 3, 4, 6chör. — 1, 2, 3, 4reih. Harm. zu staunend billigen Preisen. Ferner: Bandonions, Mundharmonikas, Musikwerke, Gitarren, Mandolinen, Violinen, Zithern, Accordzithern, Gitar-Zithern, Okarina, Drehorgeln, Flöten, Trommeln, Trommelböten, Klarinetten usw. billig und gut.

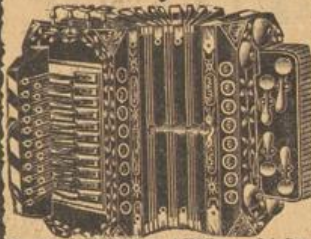
Über 8000 amtlich beglaubigte Dankschreiben.

Garantie: Zurücknahme und Geld retour.

■ ■ ■ Direkter Bezug ■ ■ ■

da in hies. Gegend üb. 7000 Arbeit. in d. Branche beschäftigt sind Aufträge v. 10 Mk. an führen wir innerh. Deutschl. portofrei aus. Vor anderweitem Einkauf bitten unseren Hauptkatalog (mit vielen Abbildungen) umsonst u. portofrei zu verlangen.

300,000 Harmonikas



Zithern und sonstige Musikinstrumente haben wir seit dem Behehen unsere Firma verandert, es ist dieses wohl der beste Beweis für die Keckheit und Leistungsfähigkeit derselben sowie für die hervorragende gute Qualität und Billigkeit unserer Instrumente. Wir versenden gegen Nachnahme (Porto 80 Pf.) unsere berühmten Harmonikas in anerkannt bester Qualität mit garantierter stärkstem und schönstem Ton. Dieselben kosten mit allem Zubehör



No. 22 mit 21 Tasten, 4 Bässen u. feinsten Stahlstimmen in 2x2chör., kost. 20 Mk. franco
Mit Glodenpiel, bestehend aus 1 Glode 25 Pfg., aus 2 Gloden 40 Pfg., aus 4 Gloden 60 Pfg. mehr. Noch bessere Harmonikas in 400 verschiedenen Nummern nach in

Tasten	Register	hörlig	Bässe	Stimm- G	Preis	Stahl- stimmen
10	2	2	2	50	Mk. 4.50	Mk. 5.50
10	3	3	3	70	" 5.50	" 7.-
10	4	4	4	90	" 7.-	" 8.50
10	6	6	6	130	" 11.50	" 14.-
10	6	6	6	130	ert. Du. 16.50	" 20.-
21	2	2	2	108	7.50 u. 9.50	" 12.-

Feinste Wiener Harmonikas genau wie Abbildung
kosten bei uns mit allerbest. Stahlstimmen
m. 10 Tast. 2chör. 2 Bässen 12 1/2 Mk.

Man hüte sich vor angebliehen u. vielversprech. Neuheiten



Platten-
Sprech-
maschinen mit
wunderbar
schönem Ton,
kosten nur
14 Mk.
Bessere bis
150 Mk.
Doppel-
seitige
Platten
1 1/2 Mk.
Extra-
Phono-
graphen
m. groß
Klang-
fülle
kosten
mit einer Walze nur noch 5 Mark.
Porto und Verpackung 1.30 Mark.



Vollkomplet.
Kinematograph
vorzüg. funk-
tionierend,
mit 6 Films
und 6 Glas-
platten mit
ca. 60 Bildern
Reflektor u.
Lampe zc.
kostet bei uns
nur 3 1/2 Mk.
bessere 5 und
6 Mk. Porto
80 Pfg.
Größere Ap-
parate, auch
solche m. elek-
trischer Gas-
u. Acetylen-
Beleuchtung
nach Katalog

franco. Man kaufe keine billigen
Nachahmungen dieser Wiener
Harmonikas.



Christbaumunterlage
mit Musik selbstdre-
hend und
selbstspielend, kost.
2 Stück spiel. 9 Mk.
12 1/2
4 Porto 90 Pf. Solche
in ganz neuen und
sehr feiner Ausführung.
nach Kattig, Engel,
Christbaumgelände
kosten als Christ-
baumspitze nur 1 Mk.
Porto 20 Pfg.



No. 63. Gitarre-Zither mit 5 Altorden und 41
Saiten, in herrlicher Tonfülle, nach unter die
Saiten, zu schiebenden Notenblättern sofort zu
spielen, Preis nur 7.50 Mk. — No. 63a. Dasselbe
Zither aber mit 6 Altorden und 49 Saiten
kostet nur Mk. 9. — No. 65. Gitarre-Harfen-
Zither mit 5 Altorden, 41 Saiten, Säule
und Harfentopf, nach unterlegbaren
Noten zu spielen nur 9. — Mk. — Nr. 65a.
Dasselbe Zither aber mit 6 Altorden,
49 Saiten, kostet nur 10 Mk.
Unsere **Wenzelhauerischen** Gu-
tachten **Grand Opéra** (nur bei uns zu
haben) kosten mit 5 Altorden 41 Saiten
10 1/2 Mk. mit 6 Altorden 49 Saiten
nur 12 1/2 Mk. Alle Zithern kosten mit
doppelten Melodiefäden und deshalb
herrschaftlichen **Mandolin-Ton** 1 Mark
mehr,
oder noch mit verstärktem Altorden à
7 Saiten noch 1 Mk. extra. 25 Noten-



Alle Zithern werden
kompl. m. Schule,
Schlüssel und
Ring geliefert.
Porto und
Verpackg.
1.10 Mk.

blätter im Preise von 2.50 Mk.
legen wir jeder Zither gratis bei.
6 mal soviel zu versenden wie alle übrige
gen Geschäfte in Neuenrade **zusammen**. von kleineren, minderwertigen u. nur gewöhnlich
ladierten Zithern **Sie würden sich selbst** franco unsern neuen Hauptkatalog zu bestellen. Man bestelle nur bei

Herfeld & Compagnie, Neuenrade Nr. 128, Westfalen

Tatsächlich größte und leistungsfähigste Harmonikafabrik in Neuenrade.

**Steckenpferd-
Lilienmilch-Seife**
von **BERGMANN & CO. RADEBEUL**

erzeugt rosiges, jugendfrisches Aussehen,
weiße sammetweiche Haut, blendend schönen
Teint und beseitigt Sommersprossen
sowie alle Hautunreinigkeiten.
à Stück 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien
und Parfümerien.





:: Als größtes ::
Spezial-Geschäft

der Herren- und Knaben-Bekleidungsbranche lassen wir entsprechend gewaltige Mengen in Anzugstoffen usw. verarbeiten. Um diesen enormen Verbrauch noch wesentlich zu steigern, geben wir meterweise jedes Quantum in Stoffen zu kolossal billigen Preisen ab. Wir haben häufig Gelegenheit, ganze Fabriklager sehr vorteilhaft zu erwerben und verkaufen zu erstaunlich billigen Preisen.

Man verlange Muster, die gerne
:: gratis zugesandt werden. ::

Hettlage o. H., Düsseldorf,
Klosterstraße.

== Streng reelles christliches Geschäft. ==

Größte Vorteile bei Ankauf von
Musikinstrumenten



bietet die **Musikinstrumenten-Manufaktur**
Wilhelm Kruse, Markneukirchen Nr. 575.

Garantie für grösste Preiswürdigkeit und vorzügliche Güte.
:: Katalog mit vielen Abbildungen umsonst und portofrei. ::

Aussteuer-Betten!

Oberbett, Unterbett und 2 Kissen
aus einfarbig rotem Daunenkörper.

Bewährte gute Füllung.

1 1/2 schläfrig: Mk. 30.—; 35.—; 40.—; 49.—;
53.—;

2 „ „ 40.—; 45.—; 56.—; 63.—.

Gegen Nachnahme. — **Verpackung frei!**

Nicht gefallend Geld zurück!

Preislisten und Proben gratis und franko!

C. A. Dürr, Baden-Baden 22.

Die

Buchdruckerei des „Anzeigers für Stadt und Land“

Verlagsgesellschaft m. b. H. □ LAHR i. B. □ Telephon Nr. 209, Amt Lahr

empfiehlt sich zur Anfertigung von

Buchdruck-Arbeiten jeder Art

bei billigster Berechnung.

Frei für alle Bruchleidende.

Einfache Hauskur, die jeder anwenden kann. Ohne Schmerz oder Gefahr, Zeitverlust oder Arbeitsbeeinträchtigung.

Unentgeltliche Probestellung für Alle.

Ich behandle Bruch ohne Operation, Schmerz Gefahr oder Zeitverlust. Wenn ich das Wort „behandle“ gebrauche, so will ich nicht damit sagen, dass ich den Bruch einfach zurückhalte, nein, ich meine eine „Behandlung“, die wirklich eine Kur ist und Bruchbänder für immer unnötig macht.



J. HEIDBUECKEL.

Unter den Tausenden, welche diese Methode geübt hat, befinden sich auch, Herr Otto Meinhardt, Lambrecht, Weisenweg (Pfalz) Bayern, ein Gärtner, welcher im Alter von 51 Jahren von einem 5-jährigen Bruchleiden befreit wurde und nun schon seit 4 Jahren kein Bruchband mehr trägt, weiters: Herr F. Pfister, Acker, Mülhausenstr. 160, Basel (Schweiz), der seit 3 Jahren von Hodenbruch befreit ist, Herr Stefan Neumann, Schiessgasse 745, Neustadt a. d. Tafelfichte (Böhmen), welcher im Alter von 41 Jahren ohne Operation von einem 18-jährigen Leiden befreit wurde, dessen Heilung, die vor drei Jahren erfolgte, von einem Arzt festgestellt wurde. Ferner: Herr J. Spitzer, Faswald 41, Post Zöbern, (Nied.-Oesterreich.) ein Landwirt, der im Alter von 34 Jahren von einem 20-jährigen Bruchleiden befreit wurde und nun schon seit drei Jahren geheilt ist. Herr K. Bänninger, Briefträger, Zeughausstr. 31, Zürich III. (Schweiz) der von 17-jährigem Hodenbruch befreit wurde, ferner Herr Jacob Heidbueckel, Sursstrasse 2, Essen-West (Rheinland), welcher im Alter von 54 Jahren von seinem 6-jährigen Bruch befreit wurde und nun schon seit drei Jahren geheilt ist.

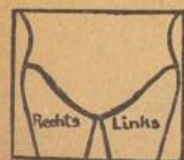
Um Sie und Ihre bruchleidenden Freunde zu überzeugen, dass meine Entdeckung tatsächlich hervorragend ist, bitte ich, sie ohne Kosten für Sie auf die Probe zu stellen. Bedenken Sie! Ich versuche nicht, Ihnen einen Bruchband zu verkaufen, sondern biete Ihnen eine absolut vollkommene und dauernde Kur, das heisst, Befreiung von Schmerz und Leiden, eine wesentliche Erhöhung Ihrer körperlichen und geistigen Energie, mehr Freude und Genuss an den schönen Dingen des Daseins und Jahre glücklichen und zufriedenen Lebens werden Ihrer irdischen Zeit zugeführt.

Senden Sie kein Geld, sondern füllen Sie einfach den angehängten Coupon aus und markieren Sie auf der Zeichnung die Stelle des Bruches, und schicken Sie mir den Coupon. Vernachlässigen Sie diese wichtige Angelegenheit nicht einen Tag, lassen Sie sich nicht länger von billigen, fertigmachten Bruchbändern foltern.

Mein bemerkenswertes Angebot ist das ehrlichste, das je gestellt wurde und alle Bruchleidenden sollten es sich sofort zunutze machen.

COUPON FÜR FREIE BEHANDLUNG.

Markiere auf der Zeichnung die Stelle des Bruches, beantworte die Fragen und sende diesen Ausschnitt an WM. RICE, E.S., Ltd. (Dept. G. 3010), Stonecutter Street London E.C. Engl.



Alter:

Wie lange bruchleidend?

Bereitet Ihnen der Bruch Schmerzen?

Tragen Sie ein Bruchband?

Name

Adresse

In weit über 150,000 Familien im Gebrauch!
Streng reelle und anerkannt billige Bezugsquelle für

Betten, Bettfedern,

Gänsefedern und Gänsefedern, sowie für alle anderen Sorten Bettfedern und Dämmen in bester, unübertroffener Reinigung! Wir versenden so 11 frei gegen Rücknahme (jedes Gewicht):
Gute, neue Bettfedern per Pfund für **0,50; 1; 1,40 M.**
— **Feine prima Halbdaunen 1,60; 1,80 M.** — Füllkräftig u. weich! — **Halbweisse Polarfedern 2; 2,50** (gefestigt gefächelt!) Füllkräftig, daunenweich, unverwundlich!
Halbweisse Alexandra-Federn 3 M. (gefestigt gefächelt!) kräftig und haltbar! — **Weisse Polarfedern 2,80;** (gefestigt gefächelt!) **Silberweisse Bettfedern 3; 3,50; 4; 4,50 u. 5 M.** Sehr füllkräftig, weich, haltbar und daunenreich! **Polar-Halbdaunen 2,50**

daunenweich und füllkräftig! — **Echt chinesis. Ganzdaunen 2,80 M. Polar-daunen 3; 3,50; 4 u. 5 M.** (gefestigt gefächelt!) Weltberühmte Qualitäts-Epexialität ersten Ranges von außergewöhnl. Füllkraft, Weichheit und Haltbarkeit!

Vieltausendfältige Anerkennung!!
Täglich zahlreiche Nachbestellungen!!

✓ Richtigeassendes bereitwillig auf unsere Kosten zurückgenommen. Daher für den Käufer jedes Risiko ausgeschlossen. An Sonn- und Feiertagen Geschäft geschlossen!

Pecher & Co. in **Herford**
N. 200 P
in Westfalen.

✓ Proben nebst Preislisten von Bettfedern, Bettstoffen, Inletts und von fertig gefüllten Betten, umsonst und portofrei! — Angabe der Preisliste für Federn- und Daunen-Proben ist erwünscht.

St. Jakobs-Balsam

Haushmittel I. Ranges
von Apotheker C. Trautmann, Basel.

Dose Mk. 1.40. (Eingetr. Schutzmarke.)
Vorzüglichste Heilhilfe für Wunden aller Art, ausgelegene Stellen, Wundsein der Kinder, offene Beine, Krampfadern, Hautentzündungen, Ausschläge, Hämorrhoiden, Flechten etc. Der **St. Jakobsbalsam**, sicher und absolut unschädlich in der Wirkung, ist in den meisten Apotheken zu haben, oder direkt in der

St. Jakobs-Apotheke, Basel.

Vor Nachahmungen wird dringend gewarnt.

Neu! Doppelt laut Neu!
Starkton-Sprech-Apparate mit der neu erfundenen
Starkton-Einrichtung, welche zu jedem, auch nicht von mitgekauften Apparat paßt. Geben dieselbe jedem, der für 10 Mk. Platten bestellt ganz unsonst.



Vorzüglihe Hartgußplatten

25 cm groß, doppelseitig, Stück 75 Bfg., 1,50 und 2 Mk. Wer schon einen Apparat besitzt und den Ton noch besser will, verlange Mutterplatten zu 2 Mk., 10 Stk., 18 Mk., franko

Apparate mit 3 Platten Stück 9, 13, 18, 27, 32 und 40 Mark. 1000 Starkton-Nadeln nur noch 75 Bfg. Federn und Teile billig. Preisliste ohne Kaufzwang umsonst.

Max Barz,
Sprech-Apparate-Bauerer in
Krössin (Pomm.) 26.

Red Star Line

Rote Stern Linie



Regelmässige und direkte Dampfschiffahrt zwischen

Antwerpen - New York

Antwerpen-Boston Antwerpen-Philadelphia

Direkt ohne Umladung

Flotte der Gesellschaft:

	Tonnengehalt		Tonnengehalt
Lapland (Doppelschr. D.)	18694	Samland (Doppelschr. D.)	9714
Finland (Doppelschr. D.)	12185	Gotland (Doppelschr. D.)	7660
Kroonland (Doppelschr. D.)	12185	Marquette	7056
Vaderland (Doppelschr. D.)	12017	Menominee	6918
Zeeland (Doppelschrauben D.)	11904	Manitou	6848

Man wende sich für Billets und alle Auskunft an:

Red Star Line { 22, Kammenstraat, Antwerpen.
 { 9, Broadway, New York.
 { 1319, Walnut Street Philadelphia.

oder deren Agenten:

Wilh. Heidelberger, Lahri. B., Tiergartenstr. 4.

Einzigste direkte Postlinie
 von Antwerpen nach Nord-Amerika.

Direkte Billets zu Originalpreisen nach allen Stationen
 der Vereinigten Staaten Amerikas und Kanada

ttfedern,
 0,80; 1,10;
 1,60; 1,80 A.;
 Polsteren 2; 2,50
 - Echt china
 Polsteren 1; 3,50
 - Balsam
 - Ranges
 - theke, Baf
 - laut
 - Apparate
 - die Harig
 - Max Bar
 - Krössin

Musikhaus Carl Ruckmichl

Großh. Bad.
Hoflieferant

Freiburg i. B'gau

Bertoldstr. 15 und
Universitätsstr. 1 u. 3

Telephon 242 □ Postcheckkonto Karlsruhe 366.

Pianos

eigenes Fabrikat und Hauptniederlage der bedeutendsten Firmen:
Blüthner, Irmler, Kaps, Kuhse, Mand, Spornagel etc. etc.

Flügel, Harmoniums

Gebrauchte, gut hergerichtete Instrumente stets auf Lager
Weitgehende Zahlungserleichterung durch Ratenzahlung bei Barpreisen

== Musikalien ==

Auswahlsendungen schnell und billig

Grammophon und Phonographen

Musikinstrumente

Violinen, Zithern, Gitarren, Mandolinen etc. etc.

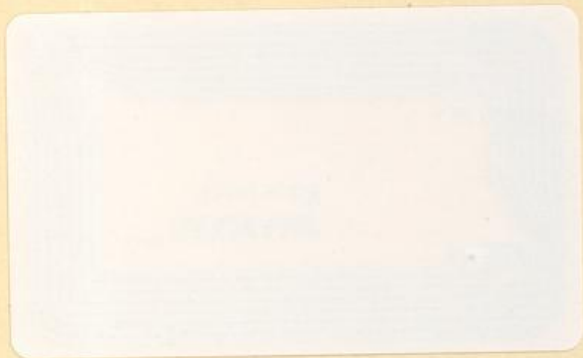
Blasinstrumente

Reparaturen und Stimmungen

Reparatur-Werkstätten mit elektrischem Betrieb

Bedeutendstes Haus dieser Art Süddeutschlands
Verlangen Sie Kataloge unter Angabe Ihrer Wünsche.

441/50 162
5,20



15 07494 9 031

BLB Karlsruhe

